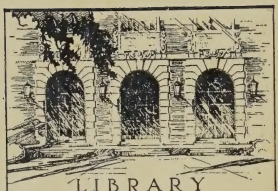
REVON

Japanische Literatur



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

895.609
A15j

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

OCT 22 1964

NOV 26 1968

DEC 17 1968

FEB 16 1971

L161— O-1096

TASCHENBÜCHER DER LITERATUR

JAPANISCHE LITERATUR

ADLER-REVON

JAPANISCHE LITERATUR

GESCHICHTE UND AUSWAHL VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUR NEUSTEN ZEIT

FRANKFURT AM MAIN

FRANKFURTER VERLAGS-ANSTALT A. G.

Gedruckt bei Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden
Einbandentwurf von Walter Tiemann

893.609
ad 5j

ZUR EINFÜHRUNG

DAS JAPANISCHE SCHRIFTTUM – DAS HIER ZUM erstenmal in Deutschland in einem Überblick vorgelegt wird – will von dem Leser nicht anders wahrgenommen werden, als etwa eine Abteilung ostasiatischer Flora in einem groß angelegten botanischen Garten. Wie dort der Gärtner, so hatte hier die Übertragung ein Zweifaches anzustreben: ästhetischen Genuß neben der bloßen Belehrung. Es liegt auf der Hand, daß diese beiden Aufgaben an einem so exotischen Gegenstand nicht immer gleichzeitig zu erfüllen waren.

Das Japan, das man in diesem Bande kennen lernt, ist nicht die einseitig graziöse impressionistische Kunstprovinz der Keramik und der Lackarbeiten, noch weniger das europäisierte und industrialisierte Land unserer Gegenwart. Aber auch nicht allein das ritterliche, strenge Feudalland von gestern oder das in unsere Zeit fremdartig hineinragende Reich eines, an den alten Orient und an Afrikanisches gemahnenden, Gottkaisertums. Man wird kein bloßes Brevier adeliger Hofkunst vorfinden und auch keine Art buddhistischen Breviers. Die japanische Literatur umfaßt vielmehr, als Spiegel einer mehr als tausendjährigen Geistesgeschichte und Beeinflussung von ältesten Kulturen her, alles das – und in Wahrheit noch etliches mehr und viel Tieferes. Ohne eine gewisse fortlaufende Beachtung der kulturellen und auch der sogenannt politischen Erscheinungen in ihren Grundzügen kann die so abgelegene japanische Dichtung und Prosa gar nicht aufgefaßt werden.

Die älteste schriftlose, nur mittelbar überlieferte Urzeit und die wichtigen religiösen Dokumente der, nach der ersten dauernden Kulturstätte Nara benannten, Epoche (8. Jahrhundert) zeigen ein Volk von Fischern und Jägern, das gerade den Reisbau, jedenfalls vom

Festlande her, eingeführt und geregelt hat. Aber dieses Volk ist, wie die meisten werdenden Kulturvölker, nicht mehr homogen. Die hellere Urbevölkerung der Ainu (Emishi) ist von Festländern gründlich und von seewärts einbrechenden malaiischen Herrenstämmen oder Seeräubern politisch durchsetzt worden. Das »Kojiki«, der nach Jahrhunderten redigierte Niederschlag der Anschauungen dieser letzten Einwanderer, zeigt die den polynesischen Vettern verwandte Götter- und Kulturheroenwelt in ihrer teils kriegerischen, teils friedlichen Auseinandersetzung mit den »Landesgöttern«, d. i. den Autochthonen. Dieses, japanisch nur lesbare, weil von der schriftlosen jungen Nation in chinesischer Bilderschrift niedergeschriebene Geschichtswerk vom Beginn des 8. Jahrhunderts hat freilich, gleich seinem rein chinesischen Parallelwerk, dem »Nihongi«, die wichtigen innern Kämpfe zwischen den einzelnen Erobererstämmen vertuscht. Sie sind da und dort noch erkennbar; ganz charakteristisch in dem Streit von Sonne (Amaterasu) und Wind- und Unterweltsgott Susanowo um ihre Nachkommenschaft, d. i. um die Vorherrschaft auf den »Acht Inseln« (Seite 44). Jimmu-Tenno, der Häuptling der südlichen Insel Kiushu, der Sonnensproß — ein Priester nach unserer modernen Auffassung — überschattet erst im Laufe von Jahrhunderten die andern Stämme (jap. Uji), seine Nachkommen überwältigen auch die Nachkommen Susanowos mit der Tochter des »Herrn vom Großen Berge«, des Gottes Fuji. Doch das im Kojiki so fertig aussehende, von uns so genannte Mikadotum ist darum noch lange nicht vollendet. So etwa wie der Horus-Falke in Ober- und Niederägypten, Gau um Gau, muß sich der »Himmelsenkel« von Kyushu auf der Hauptinsel Hondo, vom aufgesogenen Yamato östlich und nördlich vor-

dringend, bei den andern Göttersprossen durchsetzen. Diese Art von Bundesverfassung lokaler Stammgottheiten weicht erst im 7. Jahrhundert dem in China schon seit langem orthodox gewordenen Königsprinzip der zentralen Beamtenverwaltung. Das geschieht durch die sogenannte Taikwa (Reform), wodurch, nach längerem vorbereitenden Einfluß von Korea, die chinesische Hierarchie der »Mützenränge« eingeführt wird, und durch die im wesentlichen bis zur Revolution von 1867 maßgebende Codification der Aera Taiho (um 700 n. Chr.). Der Literaturgeschichte hat diese frühmittelalterliche Zeit neben den mehr chinesischen Staatsdokumenten die Niederschriften der weit älteren Shinto-Riten hinterlassen als das kostbarste und großartigste Erzeugnis des alten Japan (Seite 21ff.). Wie so oft, ist auch hier das Archaische von nicht wieder erreichter Schönheit. Die Wirkung, die sich aus seinem noch magischen und geglaubten Inhalt von selbst ergibt, übertrifft psycho-physisch alle später erstrebte Wirkung auf Sinne oder Gemüt. Die Gedichte (gesammelt im 9. Jahrhundert zu dem, sprachlich in ihrer Niederschrift bald unverständlich gewordenen, Manyoshu) sind demgegenüber bereits bewußte Erzeugnisse. Am nächsten der alten Zauberwelt freier Rythmen stehen die Hymnen oder Oden Hitomaros, eines orphischen Pindar, und die Verse des gleich nationalen Akahito. Die ungefähren Zeitgenossen: Okura, Tahibito und dessen Sohn Yakamochi sind bei aller großartigen geistigen Fortgeschrittenheit, besonders des Okura — stark im Banne der chinesischen Tang-Dichtung. Nicht solcher Stimmungsbilder, wie sie alle Welt von Li-Tai-Po kennt, sondern der zugleich weit ausladenden und realistisch eindringenden Dichtung etwa eines Tu-Fu. Um jene Zeit ist Japan bereits eine geistige Provinz Chinas,

dessen imponierende, in den Staatseinrichtungen und einer klassisch-kanonischen Literatur niedergelegte Weisheit es jedoch in engster Verbindung mit einem schon lange chinesisch gewordenen Buddhismus erhält. Japan wird etwa 300 Jahre später als China von dem Licht des Ostens erleuchtet und tiefer durchleuchtet als dieses Durchgangsland der buddhistischen Patriarchen. Auf dem »Großen Fahrzeuge«, der weit mehr als alle katholische Kirchenpolitik aller Zeiten dem Polytheismus entgegenkommenden »Mahayana«-Richtung des nördlichen Buddhismus, flüchten Japans alte Götter (die Kami) in den Kern des alleinseligmachenden Lotus, von wo sie auch durch die spätesten neukonfuzianischen und nationalen Reinigungen nicht wieder zu entfernen sind. Der, mehr oder minder weltflüchtige, mehr oder minder gelehrte Mönch wird die wichtigste geistlich-geistige Erscheinung im fernen Osten ebenso wie ungefähr gleichzeitig im fernsten Westen auf der »Grünen Insel«. Und nahezu in demselben Jahre wie Monte Cassino kommt Boddhidharma, der Gründer der Medidationssekte Chinas, der späteren Zensekte Japans, in das Land des Tao. Seine Mission vollbringt dann, in Fortsetzung der theologischen Tendai-Richtung, das Butsudo, die geistige Umwandlung des malaischen Recken in den buddhistischen japanischen Ritter. Ein Bernhard von Clairvaux hat ähnlich den Adel Frankreichs mit Mystik getränkt. Man lese dazu die Proben aus dem Heike-Monogatari und dem Gempei Seisuiki (Seite 217 ff. und 224).

Doch Buddha war, wie gesagt, zugleich mit den chinesischen Klassikern eingezogen. Wem das unvorstellbar ist, der denke zum Beispiel an die gemeinsame Wirkung des weltlichen und des christlichen Rom auf die jungen Völker Nordeuropas und, noch

nach Jahrhunderten, die Entwicklung der »beiden« römischen Rechte oder die aristotelische Thomistik. Der Buddhismus ergreift Japan mit der Unendlichkeit seiner gereihten und gestuften Buddhas und Boddhisattvas; Chinas Konservativismus wirkt mehr auf die Kräfte des Verstandes. Man muß sich vor Augen halten, daß die volle Gestaltung der chinesischen Klassik erst eine Tat der weit späteren Sungzeit (Chu-his im zwölften Jahrhundert) ist, und daß der echte, ursprüngliche Konfutse ein großartiger Bauer ist, wie ein Cato major mit einer immerhin vorhandenen strengsten Gebundenheit an das Überweltliche (religio). Das vormals von einer fremden Kaste geübte, bald für den Beamtenadel Japans obligatorische Studium der westlichen Werke hat also damals noch Raum für religiösen und politischen »Aberglauben« genug. Auch der Taoismus, zu Anfang bekanntlich kein glatter Gegensatz zur späteren Staatslehre, wirkt sich, wenn auch nicht gerade übermäßig, in Japan aus. Die Heiligen und die »Genien«, die Alchimisten und die Sucher des Lebenselixiers gedeihen hier freilich nicht recht, auch die Exorzisten (Seite 189) erwachsen wohl aus dem buddhistischen Tantra. Aber die Seligen Inseln der Taosucher tauchen hie und da auf (so im Märchen Seite 148), und für immer überwältigend steht dann das buddhistische Westliche Paradies, das »Reine Land« des realen Erlösers Amida (Japans Jo-do) am Herzenshorizont. So herrscht China, das klassische des Kong und das indische des Fo, überall in Gedanken und Gefühlen, in Schriften und in besonderen sinojapanischen Verssammlungen. Aber bei der Sicherheit, die den Chinesen noch mehr als zum Beispiel den alten Römer auszeichnet, und die sich bei ihm in Eleganz wandelt, wurde er auch der Schöp-

fer der eigentlich blühenden Gattung des Schrifttums, des Fu, das ist des von den Historikern so genannten Essays, oder wie wir unbedenklich sagen wollen, des (sophistischen) Feuilletons. Man begreift, daß solche rhetorische Übung in einer Hofbeamtensphäre, halb von der Art der karolingischen, halb der um Louis Quatorze, vor allem Fuß fassen konnte. Das Kajo (Vorwort) der kaiserlichen Verssammlung Kokinshu (nach 900) mag als Beispiel dienen (Seite 94 ff.). Von dieser Viel- und Schönschreiberei zweigt sich auch die Reise- und Tagebuchliteratur ab. In Japan, in Nachwirkung der Familienverfassung einer Geschwisterehe, bei freiester sozialer Stellung der Frau, entsteht die klassische schöne Frauenliteratur. Der noch heute meistgefeierte Roman Japans ist von einer Frau verfaßt und um dieselbe Zeit (1000 n. Chr.) auch die geistreichen Reflexionen der Hofdame Sei-Shonagon (Seite 163 und 179). Immer jedoch steht China blendend am Westhimmel, auch für die schreibenden Frauen. Auch die Sprache wird, freilich nicht schon in dieser klassischen Heian-Zeit, sondern erst nach einem Jahrhundert des Untergangs, allmählich zur chinesischen Mischsprache, etwa wie das verwelschte Deutsch des siebzehnten Jahrhunderts. Doch mit der Zeit entsteht die Gefahr eines durchgehenden Sino-Japanisch, eines neuen Idioms von der Art des damaligen normannisch-angelsächsischen. Von einer japanischen Literatur könnte man bald nur noch wie von einer mundartlichen reden, wenn sich nicht die fast rein japanische Lied- und Spruch- (Tanka-) Dichtung erhalten hätte. Diese in Europa vorzüglich bekannte, aber wohl durchgängig mißverstandene, nationale Dichtungsart Japans bedarf hier einer besonderen Untersuchung.

Die Tanka (sinojapanischer Ausdruck für das Kurzgedicht von dreimal sieben und zweimal fünf Silben) gilt als rein artistisches, höfisches Produkt. Man darf aber darauf hinweisen, daß Raffinement in der ganzen Kunstgeschichte eine Eigenschaft der »barbarischen« und nicht der »entwickelten« Verhältnisse ist. Technik ist hier immer irgendwie im dunkelsten Primitiven verankert. Doch die Tanka, eine Lied- und Spruchdichtung, die nur formal aber nicht als Gattung von den Versen etwa eines »Kürenbergers« unterschieden ist, ist ein Produkt der Kaiserhöfe einfach darum, weil der Kaiser seit der großen Hierarchisierung zum Brennpunkt alles Zeremoniellen geworden ist, Spruch und kurzes Lied aber von gleichem zeremoniellem Ursprung sind wie der Hof selber. Sie sind Gruß- und Wunschdichtung; und, was hier nicht näher ausgeführt werden kann, von Haus aus: Anwünschung, Zauberspruch, in einem Hauptfall zum Beispiel Liebeszauber. Wie bei allen primitiven oder sehr alten Völkern sind auch in dem kastenmäßig gebliebenen alten Japan — das Uji, ehemals Stamm, bedeutet jetzt auch den Stand — die Stämme, beziehungsweise Sippen, im Besitz eigener Riten (vergleiche unter anderem Seite 211). In Japan mußten also, wie in China (und anderswo), die Kaiser diesen magisch-poetischen Kraftzuwachs aus einer dunklen Erinnerung her zu monopolisieren, zum Regale zu machen bestrebt sein. Das ist etwas ganz anderes als das zumeist angenommene, auch psychologisch unfaßbare, oberflächliche Mäzenatentum dieser Höfe. Gewiß sind diese Grundlagen schon den Japanern der klassischen Zeit verdunkelt gewesen. Solche Dichtung erfordert und besitzt aber feste Regeln, nicht anders als solche auch das primitive Rechtsverfahren erfordert. Die schein-

bare Wortspielerei, die »Kissen«- und »Angelworte« (Seite 77 f.), erklären sich zunächst, und wie auch sonst ähnliches in der Weltliteratur, aus dieser Gebundenheit der Primitiven, was sich auch leicht im einzelnen durch Parallelen der Naturvölker belegen läßt. Gruß- und Gefühlslieder blühten auch in dem stammverwandten, ästhetisch ähnlich anziehenden, Polynesien. Das japanische Gedicht, das dann in abermals barbarischen Zeiten als ein wichtiger Kult die ganze freie Rhythmik verdrängte, ist daher als eine Reliquie in einem etwas barbarisch-kostbaren Schrein anzusehen, wie das gemalte chinesische Lied.

Der Kaiserhof von Kyoto wurde um diese Zeit wirklich zu einem religiösen Relikt, zu einem theoretisch unantastbaren Fetisch für die politisch Gleichstrebenden. Wie überall in der Geschichte taucht auch hier der Stammesseparatismus aufs neue auf. Es entstehen die sogenannten Militärklane, zunächst an den Marken, mit einem Hörigenaufgebot und einer Hausmacht. (In den Stammländern Yamato, Idsume stand alles nutzbare [Reis-] Land im Obereigentum des Kaisers). Auch die Beamten im Innern verwandelten sich in selbstbewußte, nach einem Gesetz der Geschichte bald wieder erbliche, Benefiziare, und das Kaisertum ist jahrhundertelang Schild der einzelnen Territorialherren. Die Taira und zuletzt deren Gegner die Minamoto werden die faktischen Herren ihrer kaiserlichen Gebieter, nicht als Kanzler (Kwambaku), wie zuvor im neunten und zehnten Jahrhundert die mitunter allmächtigen Fujiwara-Hausmeier, sondern als Oberfeldherren (auf chinesisch Shogune). Es kam die Praktik auf, prinzliche Kinder zu Kaisern zu machen und sie nach Erlangung der Jünglingsmütze (bei erreichter Mündigkeit also) ins Kloster zu stecken. Nach endlosen wechselseitigen Greu-

eln und Ausmordungen, auch in der eigenen Partei und Gens, blieb 1189 der Minamoto Yoritomo Sieger. Die Minamoto verwalteten danach 700 Jahre lang bis zum Jahre 1868 in ihren verschiedenen Zweigfamilien das Reich. Sie gründeten die angebliche Millionenstadt Kamakura (von der bis zum letzten Erdbeben fast als einziger Rest der berühmte goldene Buddha übergeblieben war). Bis zum vierzehnten Jahrhundert aber war unter ihnen die Hojo-Gens im Besitze des »Oberministeriums« (als ‚Shikki'). Diese Zeiten, erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei, sind literarisch durch die geschichtlichen Volksbücher (Monogatari) charakterisiert, und durch die Tagebücher, nun nicht mehr der Frauen, sondern der Mönche. Das Hojoki und das Tsuredsuregusa (das erstere klösterlich sentimental, das zweite intellektuell und zweideutig, Seite 229 ff. und 258 ff.) gelten als Höhepunkte dieser Art Mönchsliteratur. Die politische Verwirrung wird dann durch ein Schisma eines illegitimen, südlichen Kaiserhofs weiter vergrößert (in der Nambokucho-, das heißt »Nord-südhof«-zeit bis 1398). Danach regiert der Ashikagazweig der Minamoto in dem Kyotoer Stadtviertel Muromachi. Ein neuer Hofstaat blüht auf, mit neuen Zeremonien: Teezeremonie, Blumenbindzeremonie, Gartenkunst. Und in der Literatur entsteht aus uralten, noch heute in Resten erhaltenen, Shintopantomimen vor Buddhatempeln ein buddhistisch-gerichtetes Melodram und Mysterienspiel (auf chinesisch No, soviel wie »Kunst«), konservativer als das damals bereits breit und bunt gewordene chinesische Drama der Mongolenzeit (Seite 280 ff.). Eine ausschweifende wuchtige Spätgotik für alles Volk entsteht in den eingelegten Farcen (Kyogen) und in den schillernden, oft realistischen Volkserzählungen (Otogi-dsohi).

Auch die Chroniken, die freilich in Reimerei und Naivität, in Theologie und Gelehrsamkeit ausschweifen, unterscheiden sich nicht in allem vorteilhaft von den älteren Monogatari. Sogar eine Art pragmatischer Geschichtschreibung beginnt nach dem Vorbild der alten Szema-Tsien und Sung Tsema Kiang und der fortgesetzten chinesischen Reichsannalen. Japan wird um diese Zeit anscheinend volkreich.

In dieser Übergangszeit stürzt das künstlich und vorläufig gestützte Feudalsystem und macht einer besser ausgeglichenen, staatsrechtlich allerdings nicht minder zweifelhaften Doppelordnung Platz. In Wirren, in denen auch die Jesuiten und die christlichen Nationen bereits eine (zweite) Rolle spielen, unterwirft Nabinogu die Territorialherren — so wie es kurz zuvor in Europa Könige und Reichsfürsten taten. Doch bietet das städtearme Japan für einen Absolutismus vorläufig keine Grundlage. Man teilt die Macht (nachdem noch ein Hideyoshi als Krieger nach innen und zum Teil nach außen größere Triumphe errungen hat). Es entstehen die sogenannten »Hundert Gesetze des Jeyasu«. Die Daimyos (Barone) erhalten als Lehen Naturaleinkommen für ihre Vasallen (Samurai) garantiert; der Shogun in Yedo (Tokio) außer seiner großen Hausmacht ein eigenes Heer, Gouverneure und die Steuern einer Zentralregierung (Bakufung). Ein Hofadel residiert um ihn wie auch um den Mikado. Dieser selbst bleibt seitwärts in Kyoto als ein Papst. In dieser großen Verteilung ordnen sich auch die geistigen Mächte neu. Die Zeit der Staatsschwäche ist vorbei, und fürs erste zieht die, in China abermals schon ergraute, spekulativ begründete, neukonfuzianische Staatsphilosophie ein. Jetzt versucht auch Japan ernsthaft die alte weise »Mitte« einzuhalten. Die »Kleine Lehre« (das Siao-hi des

Chu-hi), jene Polizeiverordnung der Geister, die, zusammen mit den andern Werken der Richtung, China bis in die allerneueste Zeit gefangen hielt, wird auch in Japan eingeführt und dient dann bis in die neueste Gegenwart als Schulbuch. Von einem bedeutenden, aber von der Regierung bald zurückgedrängten Überschwang an Spekulation, die einigen Richtungen mehr Raum gewährte als das Mutterland selbst, blieb die Staatslehre der Sinologen, der Kangakusha übrig. Das chinesische Japan schien vollendet. Es gab sogar Gelehrte, die sich ihren chinesischen Lehrmeistern gegenüber als »Barbaren des Ostens« bezeichneten.—Vielleicht im Zusammenhang mit wirtschaftlichen und allgemeinen Mißständen erhob sich eine romantische reaktionäre Japan- und Shintorichtung (der Wagakusha). Die Regierung versuchte auch diese auf einem rein literarischen Niveau zu halten. Doch war der Mikado im Hintergrund eine ausgezeichnete Deckung. Der Zusammenbruch der für Naturalleistungen berechneten Finanzen um die Mitte des Jahrhunderts, Mißernten und die Verwicklungen mit den Amerikanern führten dann politisch zu der letzten Revolution eines neu hervorgeholten, jedoch konstitutionellen Mikado als Herrscher über ein europäisch organisiertes Volk; geistig aber begünstigten sie einen nicht recht geglückten Neushintoismus, dem vor allem die noch unverändert lebenskräftige Symbiose mit dem Buddhismus entgegensteht...

Diese Neuzeit Japans (seit dem 16. Jahrhundert) unter den Tokugawa-Shogunen eröffnet alle Schleusen der so lange traditionell gebliebenen Literatur. Das Volk, durch Gewerbe (Seidengewebe, von Korea eingeführte Keramik) zur Masse erstarkt, durch Handel in seiner Oberschicht reich geworden, ergreift die

Herrschaft zunächst über das gedruckte Wort. Romanes et Circenses. Die legendären Geschichten und Märchen werden immer zahlreicher, in schnellerem Tempo erzählt (mündlich auf den Straßen vom Geschichtenerzähler, schriftlich und beholzschnittet von bürgerlichen Bohemiens). Die ganze bunte Phantastik einer noch halb primitiv gebliebenen, durch Volksmassen schon in China reich entwickelten Geisteswelt ergibt ein Dorado der Erzählungskunst. Nirgendwo seit dem Orient der römischen Kaiserzeit und nicht einmal unter den Kalifen wird so vielfältig und ausgiebig fabuliert wie in China seit dem 16. und im Japan des 17. und vor allem des 18. Jahrhunderts. Das gilt von der neueren aus dem Bänkelsängertum (Joruri) und dem Marionettentheater (einem malaischen Requisit ehrwürdigen Ursprungs) noch mehr als aus dem Tempelhoftanz (Kagura) entstehenden Bühne. Das scheint vor allem von dem Roman zu gelten. Scheint — denn keinem Europäer und vermutlich auch keinem Eingeborenen ist die ganze Hochflut dieser Novellistik zugänglich, die in den Sittenschilderern und Erotikern des 18. Jahrhunderts —, wenn sie auch vermutlich nicht oft die bekannte Obszönität Chinas erreichte, doch vom Schund zum Pathos und zu feiner Psychologie, und wieder zurück zum Schund taumelte, etwa wie die Pariser gleichzeitigen Erzeugnisse. Einer Fülle, die in Ikku einen ebenso genialen wie klassischen Humoristen hervorbringt und in Bakin einen repräsentativen Ostasiaten an der Schwelle der neuesten Zeit. Manches erinnert an die in Europa bekannte Entwicklung der Malerei und des mit der Bücherschreiberei engverknüpften Holzschnittes, an die beide hier nur erinnert werden kann.

Die Lyrik ist hinter diesen breiteren Gattungen seit

Jahrhunderten zurückgeblieben, hat aber in dem, aus dem primitiven »Kettengedicht« (Japans und Chinas) abgelösten Epigramm doch ein glänzendes langblühendes Genre erzeugt. Wie die Tanka, so zeigt auch dieser Dreizeiler einen primitiven, und zwar einen buddhistischen Einschlag und (mindestens entfernten) Ursprung. Er ist ein volkstümlicher Predigtbrocken und allmählich ein kleines östliches carmen buranum. Von der Gesellschaft wird die Tanka weitergepflegt; von einer, uns zeitgenössischen, national-japanischen Literatur kann jedoch anscheinend so wenig die Rede sein wie von einer zeitgenössischen japanischen Malerei. In einer Übersicht altjapanischen Wesens solche europäisch gerichteten Werke mit aufzunehmen, erschien darum bei aller Anerkennung individueller Verdienste oder Bedeutungen nicht angemessen.

*

Die folgende Auswahl ist etwa zu drei Vierteilen identisch mit der aus einheimischen Sammlungen geschöpften »Anthologie Japonaise« des Professor Revon (Paris, Delagrave 1919). Es ist dieses die erste in Europa erschienene Chrestomathie. Für etwa zwanzig Stücke wurden die Proben von Karl Florenz aus seinem maßgebenden Werke über japanische Literatur verwendet. Die Mehrzahl der Übertragungen erfolgte, wie etwa die Niederschrift einer runden Hälfte des verbindenden Textes und das zu einem kleinen Reallexikon ausgestaltete Schlußregister, nach eigenen, aus den einführenden Worten sich ergebenden Gesichtspunkten der deutschen Ausgabe. Die Orthographie folgt fast durchgehend der von den Japanern selbst rezipierten englischen Transkription.

*

Möge das kleine Werk in der veränderten, deutschen Gestalt zur Erkenntnis nicht nur Japans, sondern der Menschheit als eines großen Ganzen beitragen, entsprechend einem der höchsten Ziele der deutschen Philologie und des deutschen Buches; mögen die dem Bearbeiter wohl bewußten Mängel eines solchen Überblicks dieses Ziel nicht zu sehr beeinträchtigen, und in dem Gemüte des Lesers die Blüten Japans aufgehen gleich dem, einst um die Geburtszeit des Franz von Assisi, von dem Taira Yasuyori in seiner Verbannung gedichteten Liede, das der Altmeister der deutschen Japanologie übertragen hat.

PAUL ADLER

An den Kumano Gongen
(Buddha)

Gestalt sowohl wie Sinn sind wandelbar, o weh.
Die Tränen, die mir von den Wangen rollen,
Wie Wasser sind sie eines Wasserfalls.
O möchten sie zum Teiche werden,
Wo wunderbarer Lotus-des-Gesetzes wächst!
Und du, o Gongen, auf dem »Schiffe der Verheißung«
Mit eingestoßner Ruderstange, [fährst,
Und uns, die Untersinkenden, aufnimmst zu dir!

*

URZEIT

Verse aus der Urzeit

DIE DICHTUNG JAPANS BESTEHT IN IHRER ersten, archaischen, von chinesischen Einflüssen freien Epoche in Liedern, die zwar erst im achten Jahrhundert n. Chr. schriftlich niedergelegt sind, aber lange zuvor mündlich überliefert sein dürften. Das Gedicht heißt auf japanisch Uta, Lied. Der Japaner sagt nicht: ein Gedicht wird gelesen oder rezitiert, sondern er spricht vom: Singen eines Sanges, Uta wo uta-u. Wir finden solche Sänge zum ersten Male verstreut in den mythischen Geschichtsbüchern des Kojiki (111 Lieder enthaltend) und des Nihongi. Die meisten dieser kleinen Gedichte sind von sehr geringer Erfindung und eignen sich nicht zur Übersetzung, Ihr Verständnis könnte auch erst durch eine Reihe von Kommentaren erschlossen werden. Es sind daher nur drei Gedichte hier übersetzt: das erste zeigt ganz primitiven Charakter, das letzte schon eine gewisse Höhe. Was die Datierung der Gedichte betrifft, so ist die Chronologie für die ersten Jahrhunderte anscheinend im Nihongi frei erfunden, durchaus legendär. Die Japaner haben die Schrift durch Vermittlung koreanischer Gelehrter erst gegen das Jahr 400 der europäischen Zeitrechnung erhalten, den, gleichfalls chinesischen, Kalender 150 Jahre später, im Jahre 553. Alle Datierungen über das siebente vorchristliche Jahrhundert hinaus beruhen daher nicht auf ernsthaften Berechnungen und widersprechen überdies den chinesischen wie den koreanischen Annalen. Die erste, mit den festländischen Aufzeichnungen übereinstimmende Zeitangabe des Nihongi betrifft das Jahr 461. Immerhin steht fest, daß die Japaner sich bereits mehrere Jahrhunderte v. Chr. staatlich organisiert hatten. Ihre ersten Herrscher, die eigen-

artige Ausbildung der nationalen Sprache und der primitive Charakter ihrer Traditionen weisen sämtlich auf ein so hohes Altertum hin.

Das erste der mitgeteilten Gedichte ist ein sagenhafter Rhythmus der Krieger des Jimmu, des legendären Gründers der japanischen Dynastie. Diese Worte sollen nach einem Gefecht erfunden und von dem Gefolge des Herzogs jedesmal mit einem gewaltigen Lachen begleitet worden sein. Die Verwandtschaft mit Sängen der Urvölker ist erkennbar.

Die beiden folgenden Kaisergedichte sind aus dem unten näher besprochenen Kojiki. Das Schenkenlied besteht im Original in echt japanischer Art bloß aus einem einzigen ungeheuer erweiterten Attribut oder »Kissenwort« zu dem Wort Yamato. Yamato ist das Stammland von Japan.

Schlachtgesang

[Sagenhaft, angeblich 663 vor Chr.]

Ha! — Jetzo!
Ha! — Jetzo!
Ho! — Ho!
Drauf — Kinder!
Drauf — Kinder!

Angebliches Grußlied des mythischen Kaisers Jimmu

[An die Gemahlin, in Erinnerung früher schlichter Liebe]

Unten im Schwemmland,
In feuchter Hütte
Rohr fügend zum Rohre,
Matte auf Matte,
Darauf dann schliefen wir, miteinander.

(Bei Darreichung des Reis-Weines an den Kaiser)

Den Wein von der Sonne,
Schänk mit Gebärden
Dem Sproß von der Sonne,
Reis, Fülle der Fülle!
— Fülle des Laubes
Im Rotglanz ist Er
Vollechter Krone,
Fünfhundertgeästeter,
Vollechter Thea,
Am Götterhause
Froh-Erstlicher Spende
Vom Berge, erhaben
Mit sanfter Erhöhung,
Hochherrscher bergender
Yamato-Burg!

Von einer der Kaiserinnen gedichtet. Zeit Kaiser Yurya-kus, fünftes Jahrhundert v. Chr. Dies und das vorige aus dem Kojiki.

Shinto-Rituale

Im Gegensatz zu dem, eigentlich unpoetischen, Charakter der ältesten Gedichte sind die Prosaüberlieferungen von höchstem dichterischen Wert. Man findet sie in den Norito, den Formeln des Hauptfestes des Shin-to (»Götterweges«), des Weges, den die Japaner bis zur Predigt des Butsu-do (des »Weges des Buddha«) einträchtig verfolgten. Diese Riten sind uns in der Zahl von 27 in dem Buch Engi-shiki, den Normen der »Engi-Zeit«, erhalten. Die ganze Berechnungsweise nach Epochen (»Nengo«

oder Jahrnamen) haben die Japaner von den Chinesen übernommen. Gezählt wird, auch gegenwärtig, von dem Regierungsantritt eines Kaisers oder von irgendeinem anderen wichtigen Geschehnis an. Die Shinto-Riten sind zwar erst im zehnten Jahrhundert gesammelt, doch dürften einige bereits vorher niedergeschrieben und zum mindesten mündlich von Vater zu Sohn, von den Nakatomi (den »Mittlern«) als den Vertretern des kaiserlichen Priestertums übermittelt sein, wahrscheinlich unverändert seit dem siebenten Jahrhundert. Die Nakatomi sind eine erbliche Priesterkaste, deren Ursprung nicht feststeht. Sie selbst führten ihn auf den Gott Koyane zurück, der einst die verfinsterte Sonnengöttin durch die harmonische Schönheit seiner Rezitation (des »Himmlischen Norito«) wieder heraufgeführt habe. Diese Norito sind also nicht so sehr Gebete als eigentliche magische Formeln. Zu den bedeutendsten gehören das »Ritual der Saaten« zur Erlangung einer guten Ernte; das »Ritual der Windgötter« zur Hintanhaltung gefährlicher Witterung; das »Glücksritual des Großen Palastes« zum Schutze der Kaiserwohnung gegen üble Einflüsse; das »Ritual der hohen Pforte« (»Mi-kado« dies der wahrscheinliche Ursprung der Bezeichnung für den Kaiser, der gegenwärtig allerdings meist nach chinesischem Vorbild »Tenshi«, Himmelssohn, genannt wird), ferner das »Ritual der großen Sühnung« (unten abgedruckt); das »Ritual des Feuers« zur Verhütung von Bränden im kaiserlichen Palaste; das der »Weggötter« gegen Seuchen; der »Erstlinge« beim Regierungsantritt; das »zur Beruhigung der Seele des Kaisers«, zur Verlängerung seines Lebens, der Ritus »zur Einführung einer Prinzessin« als Vestalin im Sonnentempel, »zur Beschwörung der Gei-

ster«, endlich »die Worte vom guten Omen« der Häupter des Idsuma-Landes, um ihrem Oberherrn das Glück zu versichern.

Das folgende »Ritual der großen Sühne« ist auch noch in seinen äußeren Zeremonien aus dem neunten Jahrhundert überliefert. Danach war der ganze Hof vor dem Südtor des Palastes von Kioto neben einem Kanal aufgestellt und erwiderte das Wort »Vernehmt« durch ein regelmäßiges »O« (d. h. Amen, so sei es). Nach gesprochenem Ritus nahm der Nakatomi die Ohonusa, den geweihten Stab der herabhängenden Hanffäden und Papierstreifen, und schwang sie erst zur Rechten, dann zur Linken, zuletzt abermals zu seiner Linken über der Versammlung. Die von ihm aufgerufenen Priester, »Urabe«, sind gleichfalls eine erbliche Kaste, jedoch eine Art von Wahrsagern. Der Text des Rituals lautet:

Die Worte der Großen Sühnung

Ich erkläre:

All hier Versammelten: Prinzen von Geblüt, Reichsfürsten, der Heiligtümer Träger, die fünfhundert Reichsbeauftragten, vernehmt alle:

Ich erkläre: Vernehmet, ihr Alle, die »Gemeine Rein- und Sühnigung«, durch welche am jüngsten Tag des feuchten Neumonds unsers Jahres ich zu reinen geruhe und fortzuräumen geruhe die vielen Verstöße, die ohne Willen begangenen, wie auch die etwa mit Willen begangen sind von den ehrfürchtigen Hofbeamten des regierenden Himmelsenkels, nämlich: Von den Stolenträgerinnen zunächst, nach ihnen von den Hals-zum-Armbindenträgern, auch von den Köcherträgern, Schwertträgern, den achtzig Ministerialen der genannten Ministerialen, und im übri-

gen von allen, die in gebührender Ehrfurcht der übrigen Ämter walten.

Ich erkläre: Vernehmet Alle!

Die Teuern, Ahnherr wie Ahnherrin des Höchstherrn, in ihrer göttlichen Wohnstätte auf der hohen Himmelsebene, haben all die achthunderte Myriaden Götter in eine erhabene himmlische Versammlung zu versammeln geruht, und darin in göttlicher Erwägung zu erwägen geruht und mit gebührender Achtung des Achtenswerten einen Befehl erlassen durch die folgende Erklärung:

»Der erhabene Höchstherr, der Enkel, soll in Frieden herrschen als über ein beruhigtes Land über das Land der Jungen Ähren der Fruchtbaren Rohrebene.«

Sie geruhten sodann, mit einer göttlichen Verfolgung die vielen Gottheiten des hiermit verliehenen Landes zu verfolgen. Sie geruhten, diese vor Ihm auszutreiben in einer göttlichen Austreibung. Sie geruhten, mit Stillschweigen zu belegen die Felsen und die Baum-Stämme bis hinab zu den geringsten Blättern der Kräuter — welche alle zuvor mit der Gabe der Rede begabt waren.

Nun sandten sie Ihn von dem himmlischen Felsensitze herab. Sie bahnten einen Weg mit gewaltigem Durchbruch durch die achtfach geschichteten Himmelswolken. Mit Achtung geboten sie Ihm dann, niederzusteigen, und mit Achtung verliehen sie Ihm (das Land). Als Mitte der Bezirke der vier also verliehenen Gaue wurde der Bezirk Großes-Yamato (über dem hoch die Sonne sichtbar ist) als ein beruhigtes Land mit Achtung Ihm zugewiesen. Darauf gründete man zu festem Bestand die Stützen der hohen Wohnung auf den Grundstock der zutiefst reichenden Felsen. Man erhöhte die gekreuzten Balken

des Daches bis hinauf zur hochgelegenen Himmelsebene. Mit Achtung errichtete man also den luftig erhabenen Wohnsitz des erhabenen Höchstherrn, des Enkels, auf daß er sich berge im erhabenen Himmelsgrundriß und erhabenen Sonnengrundriß, und von da herrsche über ein befriedetes Land.

*

All die Verstöße, begangen ohn' Vorbedacht und begangen etwan mit Vorbedacht auch von dem himmlischen stetigen Bevölkerungsüberschuß im Lande, sie mögen welcher Art immer sein — und zwar:
Gewisse darunter sind Verstöße gegen das Himmlische, als da sind: Verrückung der Grenzraine der Reisfelder, Verschüttung der angelegten Wasserläufe, Aufreißung der Schleusen, die Achtersaat, die Aufrichtung von Zauberruten, die Schindung des lebendigen Leibes und die Schindung schlechthin gegen den Strich, die Verunreinigung mit den Afterabgängen. Alle diese sind die ausdrücklichen Vergehen gegen das Himmlische.
Betreffend die Vergehen gegen das Irdische, so sind diese: Verletzung der Haut des Lebendigen, Verletzung der Haut am Toten, die Schlohweißen (Aussätzigen), die Afterauswürfe, die Blutschande der Mutter, die Blutschande der Tochter, die Blutschande der Stief- (Schwieger-) mutter, die Blutschande der Schwester, die Unzucht mit einem Tiere. Das Unheil der kriechenden Würmer, das Unheil von den Göttern der Höhe (Blitz), das Unheil der Vögel in der Höhe (Omina), Tötung von Tieren, Hexerei.

*

Sobald solche Dinge offen werden, soll »Der Große Priester« gemäß den Vorschriften des Himmlischen Palastes von den jungen Bäumen aus der Himmlischen Umfriedung erst die Wurzeln und sonach die Spitzen

abschneiden. Aus den Stämmen soll er zahlreiche Tische für reichliche Opfergaben machen. Dann soll er unten nächst der Wurzel und oben nächst den Ähren Himmlische Sprossen von Gramineen schneiden und sicheln. Er soll sie mit der Schärfe immer spitzer zuschärfen. Danach soll er die kräftigen angeordneten Worte der Himmlischen Anordnung aussprechen.

Bei diesem Geschehen werden die Himmlischen Götter — nachdem sie das Himmlische Felsentor aufgestoßen haben und mit gewaltigem Durchbruch einen Weg durch die achtfach geschichteten Wolken gebrochen haben — das Ohr neigen. Und die Götter des irdischen Lands werden drunten die Gipfel der hohen Berge ersteigen und die Gipfel der niederen Berge ersteigen und, gewaltsam den Rauch der hohen Berge und den Dunst der niederen Berge zerstreuend, auch ihr Ohr leihen.

Durch solche hörende Gegenwart wird jeglicher Verstoß, der als Verstoß gilt, verschwinden von dem Hof des erhabenen Höchstherrschers-Enkels und aus den Bezirken der vier Gaue unter dem Himmel. Gleichwie der Wind des Gottes »Vom Langmütigen Atem« durch seinen Hauch die achtfach geschichteten Wolken zerstreut. Und so wie der Morgenwind sowie der Abendwind des Morgens dicke Nebel und des Abends dicke Nebel verjagen. Und wie man, am Ufer eines großen Hafens, einem großen Schiff an seinem Vorderteile zugleich und an seinem Hinterteil die Taue lichtend, das Schiff ins weite freie Meer hinausstößt. Oder wie man mit der schneidenden Schärfe einer im Feuer gehärteten Sichel verfilztes Buschwerk am Boden sichelt. Ganz also wird von den Vergehen nichts übrigbleiben!

*

Alles dies, was zu reinigen ich geruhe und was abzuwaschen ich geruhe, die Göttin mit dem Namen »Herrin von der Herabkunft des Stroms« (sie, die in den Schnellen des seine Schluchten niederschäumenden Gießbaches wohnt), sie wird es mit forttragen auf die Großebene des Meeres.

Und sobald diese die Verstöße mit fortgetragen hat, alsobald wird die Gottheit mit dem Namen: »Die Frau des schießenden Schlundes« (sie, die innerhalb der achthundert unterseeischen Kreuzungen der acht [?] unterseeischen Fährten der achthundert unterseeischen Bahnen der zornigen See wohnt) diese Verstöße ergreifen und wird sie verschlingen mit ihrem Gluckgluckton. Und sobald diese sie verschlungen haben wird mit ihrem Gluckgluckton, alsobald wird der Gott mit dem Namen »Herr des Ortes vom Atemgang« sie ergreifen mit seinem Atemgang und wird sie gänzlich vertreiben in das Land, in das Land ganz unten, in das Land des Grundes. Und sobald dieser sie fortgesprudelt haben wird, alsobald wird die Gottheit mit dem Namen »Herrin der schnellen Vertreibung« (sie, die wohnt in dem Lande tief unten, in dem Lande des Grundes) alle diese ergreifen und wird sie schnell vertreiben und wird sie gänzlich austreiben.

Nachdem diese alle also ausgetrieben sind, wird es vom gleichen Tage an keinen Verstoß mehr geben, der als Verstoß gewertet wird. Nicht bei den sämtlichen Hofbeauftragten, die mit Achtung am Hofe des Himmlischen Höchstherrn dienen. Und nicht in den Vier Gauen Unter Dem Himmel.

*

Und (zu des Zeichen) habe ich hier ein Roß mitgebracht und an den Ort gestellt, als ein Wesen, das vernimmt und das aufhorcht mit Ohren, die es gegen

die Himmelsebene droben gerichtet hält. Ich stellte es hier gegen den Untergang der Sonne des Abends dieses jüngsten Tages des Nebelmonds nun vergangenen Jahres, und ich erkläre:
Vernehmt, Alle, hier diese Allgemeine Sühnung, womit ich zu reinen geruhe und fortzuwaschen geruhte!

*

— Ich befehle: Und Ihr, die (Wahrsager) der Vier Enden, gehet ihr hin und begebet euch zu der »Straße des Flusses«! Reiniget! Nehmt mich euch fort!

*

Die Worte der Feuerbannung

In diesem Ritual erregen besonderes Interesse zunächst der Hinweis auf die Sitte der Isolierung der Gebärenden wegen magischer Gefährlichkeit des Blutes — einer Auffassung, die auch die bekannte ‚Unreinheit' der Frau in allem Rechtlichen und Kultischen aller alten Völker erklärt, sowie unter anderem das bekannte Verbot der Endogamie und im weiteren auch die Notwendigkeit aller Blutsühnung —, ferner die im ‚Kojiki' noch deutlichere Verwandtschaft der japanischen Schöpfungssage mit dem malaiischen und polynesischen Mythus.

»Wir sagen her die erhabenen Ritualworte des himmlischen Rituals, welche gnädigst mitgeteilt haben die im hohen Himmelsgefilde göttlich weilenden oberherrlichen teuren Gott-Herrscher und Gott-Herrscherin, als sie das Reich (dem erlauchten Enkel) gnädigst anvertrauten mit den erlauchten Worten: »Seine Hoheit, der souveräne erlauchte Enkel soll friedlich als ruhiges Land das Land der frischen Ähren des üppigen Schilfgefildes regieren!«

Ihre göttlichen Hoheiten Idsanagi und Idsanami, zwei Gottheiten, Mann und Frau, vermehrten sich und erzeugten achtzig Länder von Ländern und achtzig Inseln von Inseln, erzeugten acht Millionen Götter; als ihren jüngsten Sohn aber gebar sie den Gott Feuer-Erzeuger, wobei ihre Scham versengt wurde und sie sich in einem Felsengrab verbarg und sagte: »Meines verehrten Gemahls Hoheit! sieh mich nicht an sieben Nächte von Nächten und sieben Tage von Tagen!«

Als er, noch ehe diese sieben Tage voll waren, ihr Sich-Verbergen seltsam fand und nachsah, da hatte sie Feuer geboren, wobei ihr die Scham verbrannt worden war. Da sprach sie zu ihm: »Während ich doch sagte, daß mein hoher verehrter Gemahl mich nicht anschauen solle, hat er mich dennoch erschaut«; und ferner sprach sie: »Mein hoher verehrter Gemahl soll die Oberwelt regieren und ich werde die Unterwelt regieren.«

Als sie sich in dem Felsen verbarg und an dem flachen Hügel der Unterwelt ankam, da dachte sie: »Auf der Oberwelt, die mein hoher Gemahl regiert, habe ich ein schlechtgesinntes Kind geboren und dort gelassen, und so bin ich hierhergekommen.«

So sprach sie und kehrte zurück und gebar wiederum Kinder. Sie gebar vier Arten von Dingen: Die Wassergöttin, den Kürbis, die Flußalge und die Prinzessin Lehmberg, und unterwies und lehrte, daß die Wassergöttin mit dem Kürbis (als Schöpfkelle) und die Prinzessin Lehmberg mit der (Brandwunden stillenden) Flußalge das schlechtgesinnte Kind gefälligst zur Ruhe bringen sollten, wenn es sich ungestüm gebärden würde.

Hierauf Bezug nehmend hoffen wir, daß der erlauchte Sinn (des Feuergottes) sich gnädigst nicht gewaltsam und ungestüm gegenüber dem Palaste Seiner

Hoheit des souveränen erlauchten Enkels gebärden werde, wenn wir die Lobrede beenden; und was die Opfergaben anbelangt, so bringen wir ehrerbietigst dar: helles Tuch, scheinendes Tuch, feines Tuch und grobes Tuch, samt und sonders fünffarbig; und von den im blauen Meeresgefilde befindlichen Dingen bringen wir dar breitflossige Dinge und schmalflossige Dinge bis zu den Seegräsern der Tiefsee und den Seegräsern der ufernahen Flachsee; und was den edlen Reiswein anbelangt, so stellen wir die Krüge dicht nebeneinander hoch auf, füllen den Bauch der Krüge an und reihen Sie aneinander; und schließlich auch legen wir in einem hohen Haufen gleichsam wie einen Querberg gehülsten Reis und ungehülsten Reis hin, und mit den herrlichen Ritualworten des himmlischen Rituals vollziehen wir ehrerbietigst die Lobrede. Also künde ich.«

Kaiserliche Erlässe

DIESE ERLÄSSE, BEKANNT UNTER DEM CHINESISCH-JAPANISCHEN Namen Semmyo »Ausrufung kaiserlichen Erlasses« wie unter dem rein japanischen Mikoto-nori (Ausrufung erhabenen Wortes) ahmen die Sprache der Riten, Norito' der vorigen Epoche nach, einzelne sind bereits in mehr oder minder chinesischem Stile verfaßt. In der Sammlung Shoku-Nihongi vom Jahre 797 sind uns 62 Te-te erhalten.

Erlaß bei einem Regierungswechsel

Kaiser Mommu (697 n. Chr.), Urheber des ein Jahrtausend geltenden Rechtsbuches Taihoryo, erklärt in diesem juristischen Dokument die ruhige Weitergeltung aller Gesetze (so wie etwa ein römischer Prätor), da die naive Auffassung eine wirkliche Sukzession auch in den Dingen der öffentlichen Gewalt noch nicht kennt. Auch die Residenz wechselte noch kurz vorher mit jedem Herrscher, nicht anders als bei den deutschen Königen des Mittelalters.

»Der Kaiser, welcher als gegenwärtiger Gott über das Land der Großen Acht Inseln herrscht, kündet seinen großen Befehl, um seinen großen Befehl zu verkünden: Ihr versammelten Prinzen, Fürsten, Großwürdenträger und sämtlichen Beamten, sowie alles Volk unter dem Himmel, vernehmet! So künde ich: Höret den großen Befehl des Kaisers, der den großen, erhabenen, hohen, breiten, dicken Befehl befolgt, ihm (seinerseits) erteilt und zur Aufgabe gemacht von dem (bisherigen) Souverän (der abgedankten Kaiserin Jito), deren Regierung im hohen Himmelsgefilde begonnen hat, seit dem erlauchten Zeitalter

des ersten souveränen Ahnen bis zum gegenwärtigen Mittelalter sich auf die souveränen erlauchten Söhne Generation für Generation vererbt hat, und von der Kaiserin als erlauchtem Kinde der Himmelsgottheit und als gegenwärtige Gottheit geleitet wird. Dieser Befehl des neuen Kaisers verkündet, daß er im Sinne seines göttlichen Auftrages das Reich in Ordnung uud Frieden zu halten und das Volk zu lieben und zu streicheln gedenkt.

Ihr Beamten allesamt bis zu den Statthaltern, denen die Regierung aller Provinzen anvertraut ist, höret daher den Befehl, daß man gegen die Landesgesetze, die der Kaiser eingeführt hat, sich weder wissentlich noch unwissentlich vergehen darf, und daß man sich bestreben soll, mit hellem, klarem und geradem Sinne treu und ohne jedwede Versäumnis dem Staatsdienste sich zu widmen. Wer daher das oben Gesagte treu und gewissenhaft befolgt, der soll je nach seinem Verdienste gelobt und befördert werden. Vernehmet ihr alle den Befehl des Kaisers. Also künde ich.«

*

Kaiserlicher Nachruf auf den Fujiwara-Kanzler Nagate (771 n. Chr.)

Dieser ‚Erlaß' ist ganz im Geiste und in der Sprache der ‚Totenklagen' primitiver Völker abgefaßt als eine offenbare Besänftigung der abgeschiedenen Seele. Er wurde im Hause des Kanzlers rezitiert.

»Wir (beiden) künden die große erlauchte Rede, die der Kaiser an den Kanzler zur Linken Fujiwara richtet. In seiner großen erlauchten Rede kündet der Kaiser: Indem Wir erwarten, daß du, o Kanzler, am nächsten Tage zum Dienst am Hofe erscheinen werdest, bist du aber nicht gesundet und zu Hofe gekom-

men, sondern Wir vernehmen, daß du den kaiserlichen Hof verlassen und in die Ferne gegangen. Da dachten Wir, man sage die Unwahrheit, oder es sei ein törichtes Gerede. Wenn es aber Wahrheit ist, wem hast du die Leitung des großen Staatsamtes, das du bis jetzt bekleidet hast, anvertraut und bist in die Ferne gegangen? Wem hast du es übergeben und bist in die Ferne gegangen? O wie leidvoll, o wie traurig, Unser großer Kanzler! Mit wem sollen Wir Uns nun besprechen, wen sollen Wir um Rat fragen? So weinen Wir voll Gram, Bedauern, Schmerz und Trauer. Also kündet des Kaisers große Rede. So künden Wir.

O, wie gramvoll, wie bedauernswürdig! Von heute an können Wir nicht mehr hören von der Regierung, die der große Kanzler leitet; von morgen an werden Wir nicht mehr sehen die Gestalt, in der der große Kanzler ehrerbietig diente. Indem die Monate und Tage sich häufen, wird nur Beklagenswertes mehr und mehr zutage treten; indem Jahre und Monde sich häufen, wird nur Unerfreuliches sich immerfort mehren. Mein großer Kanzler! Mit wem wirst du die Frühlings- und Herbstpracht sehen und dich daran erfreuen? Mit wem wirst du die schönen Berg- und Flußlandschaften schauen und dich daran ergötzen? So klagen Wir und sind bekümmert. Also kündet die erlauchte Rede des Kaisers. Also künden Wir.

Da du, o großer Kanzler, in der Leitung aller Regierungsgeschäfte unermüdlich warst und sie nimmer ins Schwanken geraten ließest und über Prinzen und Großwürdenträger unparteiisch, schlicht und gerecht waltetest und das gesamte Volk mit weiter und breiter Güte lenktest, und nicht nur dies allein, sondern weil du, ohne den Hof des Souveräns auch

nur für kurze Zeit zu verlassen und zu ruhen, deine Dienste geleistet hast, morgens und abends, bei Tag und bei Nacht, nur darüber denkend, wie du für die Regierung des Landes das Beste träfest, und wie das gesamte Volk in Ruhe und Frieden leben könne, so waren Wir voll Hochachtung vor dir, heiter, ruhig, vertrauensvoll. Da aber hast du plötzlich unseren Hof verlassen und bist in die Ferne gegangen. So sind Wir voll Gram und Leid, nicht wissend, was Wir sagen sollen, nicht wissend, was Wir tun sollen. Also kündet die erlauchte Rede des Kaisers. Also künden Wir.

Und wiederum die Rede teilend, kündet der Kaiser: Wir werden auch die Kinder der Familie von dir, o großer Kanzler, der du dich weit und breit verdient gemacht hast, nicht im Stich lassen, sondern Wir werden sie erheben, besuchen und Uns um sie kümmern. Auch sollst du, o großer Kanzler, deine Wanderung in die Ferne tun, frei von Sorgen um deine Hinterbliebenen, mit ungestörter Ruhe des Herzens in Frieden und Seligkeit. Also kündet die erlauchte Rede des Kaisers. — Also künden Wir.

*

Straferlaß des Kaisers Kwammu (789)

»Der Oberbefehlshaber Ki no Kosami vom oberen vierten Rang der zweiten Klasse und die anderen, welche die aufständischen Emishi (Ainu) im Lande Michinoku niederzuwerfen ernannt worden waren, haben den anbefohlenen Plan nicht befolgt, und ohne die Länder des Hinterlandes, worein sie eindringen sollten, gründlich zu durchziehen, sind sie nach verlorener Schlacht und nutzlos aufgebrauchtem Proviant zurückgekehrt. Dies sollte eigentlich den Gesetzen gemäß bestraft werden; aber gedenkend ihrer

bisherigen Dienste läßt der Kaiser ihnen Verzeihung angedeihen. Sodann waren Ikeda no ason Nahira, der zweite Befehlshaber der Garnison (in Michinoku) vom unteren fünften Rang der zweiten Klasse, und Abe no Sashima no omi Suminawa vom äußeren unteren vierten Rang zweiter Klasse und Andere ungehorsam und feige, haben das Maß fürs Vorrücken und Zurückziehen verloren (sind in Verlegenheit geraten) und den günstigen Augenblick zum Schlagen versäumt. Wollte man kraft der Gesetze gegen sie verfahren, so würde Suminawa die Strafe der Enthauptung und Mahira die Entsetzung vom Amt und Konfiskation seiner Rangmütze verdienen. Doch weil Suminawa sich durch seine lange Beschützung der Grenzen des Reiches verdient gemacht hat, lassen Wir ihm die Strafe der Enthauptung nach und nehmen ihm nur die Rangmütze; und dem Nahira erlassen Wir wegen des Verdienstes, das er sich erwarb, als er die ertrinkenden Krieger im Hafen von Higami rettete, die Strafe der Konfiskation der Rangmütze. Außerdem belohnen Wir die Leute von geringem Verdienst je nach der Größe oder Kleinheit desselben, und die Leute mit geringem Fehl lassen Wir passieren, ohne die Gesetze anzurufen. Also lautet der Befehl des großen Kaisers. Vernehmet es alle! — Also künde ich.«

*

Das Kojiki

Das »Ur-Sach-Buch« Kojiki (Ko: alt, überliefert, ji: res Angelegenheit, ki: Aufzeichnungen, Annalen, Geschichtswerk) ist sozusagen die Bibel des alten Japan. (Ein ähnliches, angeblich im Jahre 620 begonnenes Annalenwerk wird von der modernen japanischen Kritik angefochten.) Das Kojiki von 712 kann demnach für das älteste Denkmal dieser Art gelten, jeden-

falls aber für das bedeutendste. Seinen Inhalt bilden die japanischen religiösen Überlieferungen der erhabenen abgöttlichen Zeit von der Weltschöpfung bis zum Jahre 627 n. Chr., also Mythologie und Geschichte nacheinander. Nach seiner Vorrede ist das Werk auf kaiserliche Anordnung von Hiyeda no Are aus dem Gedächtnis zusammengestellt nach den »Worten der frühern Zeitalter«. Nach solchem Wortlaut hätte der Gelehrte Futo no Yasumaro die eigentliche Niederschrift in chinesischen Zeichen abgefaßt, die abwechselnd, auf gewöhnliche Art ideographisch oder rein phonetisch, verwendet wurden. Ideographisch konnten zum Beispiel weder die Eigennamen noch die alten Gedichte, überhaupt die Japanismen, wiedergegeben werden, während die rein phonographische Niederschrift wieder für jede japanische Silbe ein japanisches Wort erfordert hätte. Yasumaro stellte also eine originelle Doppelschrift her, die im Grunde genommen weder japanisch noch chinesisch ist und deren Vorlesung eigentlich eine Art Übersetzung bedeutete. Das Kojiki ist also in einem ganz eigentümlichen, teilweise von der Individualität des Vorlesers abhängigen Stil geschrieben! Es wurde deshalb jahrhundertelang von dem rein chinesisch abgefaßten Nihongi verdrängt, ist aber in späterer Zeit von den Japanologen wieder entdeckt worden und als Hauptquelle der Shinto-Mythologie unentbehrlich, aber auch für den europäischen Leser wegen der sich aufdrängenden europäischen »Parallelen« sowie als Dichtung von hohem Interesse.

Derzeit, da anhuben der Himmel und die Erde, so bildeten sich Gottwesen auf der Fläche des hohen Himmels. Ihre Namen alle waren:
Des Gottes: Herr hehren Himmels-Zentri,

Des Gottes: Hochhehrer Schöpfer.
Des Gottes: Gott-Schöpfer.
Diese drei Gottwesen waren allesamt freigebildete Gottwesen. Doch sie verbargen ihre Gestalt.
Danach schwamm die Erde, derweil sie noch jung war, wie Öl obenaufgeschwemmt, wie eine Qualle. Da sprossen aus dem aufschießenden Gesproß, so wie ein Rohr aufschießt, die neuen Götter. Ihre Namen beide waren:
Des Gottes: Zauber-Rohrsproß-Urfürst.
Des Gottes: Ewig-Gott-in-Himmelshöh.
Diese beiden Gottheiten, ebenfalls freigebildet, bargen gleicherweise ihre Gestalt.
Es sind aber all diese fünf Gottwesen hier geeinzelt Gottwesen.

*

Die Namen der Gottwesen, so sich nachher bildeten, waren:
Gott: Ewig-auf-Erden.
Gott: Abrunder-Herr.
Diese beiden Gottheiten, auch sie freigebildet, verbargen, auch sie, ihre Gestalt. Die Namen der Gottheiten, so sich nachher bildeten, waren:
Gott: Gebieter Schlammes.
Zu Dem seine jüngre Schwester und Gottesgemahl: Gebietrin Schlammes.
Darauf der Gott: Gott-Vollender Kornes.
Zu Dem seine jüngre Schwester und Gottesgemahl: Göttin-Vollendrin-Lebens.
Darauf der Gott: Alter Großen Gaues.
Zu Dem seine jüngre Schwester und Gottesgemahl: Große-Mutter des Gaues.
Danach der Gott: Gott Schön-Vollkommen.
Zu Dem seine jüngre Schwester und Gottesgemahl: Vollkommener Blitz (Schrecklich-vollkommen).

Zuletzt der Gott: Reiz des Mannes.
Zu dem seine jüngre Schwester und Gottesgemahl: Weibes Reiz.
All diese gezählten Gottwesen, von der Gottheit Gott-Ewig-auf-Erden an bis zur Göttin Weibes-Reiz heißen sämtlich zusammen die Sieben göttlichen Geschlechtsfolgen.

—

(Die japanischen Götternamen sind, in der gleichen Reihenfolge: Ame-no-mi-naka-nushi, Taka-mi-musubi, Kami-musubi [die erste Dreiheit]; Umashi-ashi-kabi-hikoji, Ame-no-toko-tachi [die Zweiheit] Kuninotokotachi, Toyokumuno; Uhijini und Suhujini, Tsunuguhi und Ikuguhi, Ohtonoji und Ohtonobe, Omodaru und Ayakashikone, Idsanami und Idsanagi [die Götterpaare]).

—

Alsobald redeten zusammen all die himmlischen Gottwesen eine erhabene Rede zu den beiden Gottwesen: Reiz des Mannes und Weibes Reiz. Sie geboten ihnen: Bereitet, verfestigt und lebendiget dort die Schwemm-Erde! Dazu übergaben sie ihnen eine himmlische Prunk-Lanze. Mit dem allen geruhten sie, Beiden dieses Werk zuzuweisen. Also standen die beiden Gottwesen auf der Himmels-Schiffsbrücke. Sie stachen mit der Prunk-Lanze nach unten, und im Hin- und Rückzug der Lanze, Hin- und Rückzug des Sumpfwassers — Quirl Quirl — da sie die Lanze nach oben wieder herausgezogen hatten, fiel das Sumpfwasser zurück und häufte sich, wurde zur Insel. Das ist die Quirl-Insel (Onogoro). —

Die beiden Götter steigen darauf vom Himmel zur Erde nieder, um dort ihre Vereinigung zu feiern. Doch das erste Kind aus ihrem Bunde ist ein »schlech-

tes« Kind, das sie in einem Schilfnachen aussetzen. Darauf erzeugen sie »Schauminsel«, die sie zunächst ebensowenig anerkennen wollen. Die übrigen Himmelsgötter aber teilen ihnen ein Orakel mit, die Ursache der Mißgeburten wäre nur, daß die Frau bei der Eheschließung zuerst das Wort genommen habe.

(Darauf erzeugen Mannes-Reiz und Weibes-Reiz [Idsanagi und Idsanami] ein neues Geschlecht von Ländern, zuerst »Schaumkamm«, danach die anderen Inseln Japans, und nach diesen ein Geschlecht von Naturgöttern. Der Jüngstgeborne »Feuer«, verbrennt aber seine Mutter [nach der Tradition des oben abgedruckten Rituals nur ihre Scham]. Idsanagi erzeugt aus seinen Tränen einen neuen Gott. Er zerreißt in wütendem Schmerz endlich den Feuergott als den Urheber seines Unglücks. Aus den zerstückelten Gliedern werden neue Gottheiten. Idsanagi begibt sich danach auf die Suche nach der Gattin in die Unterwelt, Yomi tsu Kani, das Land der Finsternis. Es ist dies das aus dem antiken Mythus und aus zahllosen Märchen bekannte Motiv der magischen Flucht. — Der den Kampf beendende Pfirsich ist dem chinesischen Volksglauben entnommen, in dem ihm seit ältesten Zeiten abwehrende Kräfte zugeschrieben werden. Rot [als Pfirsichrot] ist darum auch heute noch in China die bevorzugte Farbe aller bedeutsamen Gegenstände. — Die isolierende Gebärhütte findet sich, wie hier in Altjapan, bei einer Unzahl primitiver Völker aller Erdteile.)

Seine jüngre Schwester, die göttliche, hehre Idsanami, wiederzufinden begab Idsanagi sich also ins Land der Finsternis. Und da sie, das Gitter des Palastes in die Höhe ziehend, ihm entgegenkam, da redete zu ihr

der hehre Idsanagi die Worte: »O, meine hehre jüngre Schwester, Geliebte, die Länder so wir zusammen fertigten, ich und du, sie sind noch nicht vollendet. Komm doch wieder.« Ihm entgegnete die göttliche, hehre Idsanami: »Wie schade, daß du nicht zuvor gekommen bist. Nun hab ich im Innern des Palastes gegessen. Dennoch, mein hehrer Älter-Bruder, Geliebter, möchte ich gern wiederkommen. Du hast mich ja durch deine Herabkunft so sehr geehrt. Laß mich die Gottheiten darum bitten. Nur sieh mich nicht an.« Damit wandte sie sich zurück in den Palast. Doch, da sie gar zu lang verweilte, vermochte er nicht länger zu warten. Also riß er sich von dem vielzackigen dichten Kamm, den er in seinem hehren linken Haarknoten trug, einen Zahn los; er entflammte ihn zu einem einsamen Lichte. Er ging hinein in den Palast und schaute. Da schaute er, wie die Würmer wimmelten, denn sie war gänzlich verwest. Zu ihrem Häupten war der »Große Schrecken«, in ihrem Busen der »Schrecken des Feuers«, in ihrem Leib der »Schwarze Schrecken«, darunter der »Blitzes Schrecken«, in ihrer Linken das »Schreckenskind«, in ihrer Rechten der »Erddonner«, zu ihrem linken Fuß das »Donnerrollen«, zu ihrem rechten Fuß das »Donnerverrollen«. Acht donnernde Gottheiten waren auf ihr entstanden und saßen da.

Alsobald floh der göttliche, hehre Idsanagi in größtem Schrecken. Da rief seine göttliche, erhabene jüngre Schwester Idsanami: »Du hast mich beschämt!« Nach diesen Worten sandte sie gegen ihn die »Grausen Göttinnen«. Alsobald nahm der erhabene göttliche Idsanagi das Gewinde, seinen dunklen Kranz, vom Haupte und schleuderte es gegen die Verfolgerinnen. Sogleich ward es zur Rebe. Sie lasen die Trauben vom Boden auf und verzehrten sie, und er

floh aufs neue. Da sie ihn nun dann weiterverfolgten, so nahm und brach er den vielzackigen dichten Kamm aus seinem rechten Haarknoten. Den schleuderte er gegen sie, da wurde er zu einem Bambussproß. Sie rafften auch den Sproß vom Boden auf und verzehrten ihn. Er floh weiter. Da sandte nun Idsanami zu seiner Verfolgung die acht Donnergottheiten und in ihrem Gefolge fünfhunderttausend Krieger der Unterwelt. Da zog er sein Schwert von zehnfacher Handbreite, das ihn göttlich-erhaben umgürtete, und, es rückwärts schwingend, floh er fürderhin. Da sie ihn dann noch weiterverfolgten, gelangt' er endlich an den Fuß des glatten Höllenabhangs. Hier pflückte er drei Pfirsiche, und da sie herankamen, schlug er sie damit. Da entflohen sie alle. Darauf sprach der göttliche, hehre Idsanagi zauberkräftig zu den Pfirsichen: »Also wie ihr mit geholfen habt, Pfirsiche, also helfet ihr fürderhin all den sichtbaren Menschen dieses Rohrlandes aus dem Wirbel und aus der Verfolgung!« Nach diesem Spruch benannt' er sie mit dem (erhabenen göttlichen) Namen »Große Götterfrucht«.

Da machte sich seine jüngre Schwester, die erhabene, göttliche Idsanami, nun selber auf zu seiner Verfolgung. Da riß er einen Fels los, den tausend Männer nicht hätten fortschaffen können. Damit verschloß er den glatten Hang zur Unterwelt. Und stellte ihn auf zwischen sich und sie. Da sahen sie einander nun von Angesicht zu Angesicht, und sie schieden von einander mit Worten. Die erhabene, göttliche Idsanami redete: »O mein erhabener, göttlicher Bruder, voll Liebreiz, wenn du solches tust, so will ich an einem einzigen Tage eintausend Menschen deines Landes würgen und arg töten.« Der erhabene, göttliche Idsanagi erwiderte da: »O meine erhabene, göttliche Schwester, voll Liebreiz, wenn du solches tust, so will ich an

einem einzigen Tage eintausendfünfhundert Gebärhütten aufrichten. Also werden wohl an einem einzigen Tag eintausend Menschen ums Leben kommen, doch werden an einem einzigen Tag auch eintausendfünfhundert Menschen ans Licht kommen!« Aus diesem Grunde benennt man die erhabene, göttliche Idsanami die »Große Gottheit der Unterwelt«. Und weil sie ihn auf der Flucht erreichte, heißt man sie auch die »Große Gottheit Weg-Erreicherin«. Und der Felsen, mit dem er den glatten Hang zur Unterwelt versperrte, heißet seit jener Zeit die »Große Gottheit vom Rück-Wege«, man heißet ihn auch »Große Gottheit Unterweltssperre«. So auch heißet das ehemals »Glatter Hang zur Unterwelt« Genannte seither der »Hang von Ifuya« in der Landschaft Idsumo.

Wieder ans Licht gekehrt, entsühnt sich Idsanagi durch langjährige Reinigungen an dem Ausfluß eines Flüßchens, nächst dem »Orangendorf«. Aus seinem Stab, seinem Gewande und seinen Armbändern entspringen, so oft er eines derselben abgelegt hat, zwölf Gottheiten. Vierzehn Gottheiten gehen dann aus den einzelnen Reinigungen des Sühnebades hervor. Zuletzt aus der Waschung des linken Auges die »Große erhabene Gottheit Gottheit-Glanz-am-Himmel«, aus dem rechten Auge der Gott »Gott-Mond-der-Nächte« und bei der Nasenwaschung der erhabene göttliche »Manneskraft« [Deus erectus] »Sturmesgewalt-Recke«. Diesen drei Gottheiten: der Sonne [Amaterasu-oho-mikami], dem Monde [Tsuki-yomino-kami] und dem Ozean [später Sturme, Takehaya-Susano-wo-nomikoto] überträgt Idsanagi dann die wirkliche Herrschaft über die Welt. Diese Götter-Emanationen sind vielleicht bereits spekulativ [indisch] beeinflußt, im Gegensatz zu den naiveren Erschaffungen aus Tei-

len menschlicher Körper, Felsen, Sümpfen und so weiter, welche durchaus primitiven und im besonderen ostasiatisch-malaiischen Charakter tragen.

Solche Betrachtung erfreute den hehren, göttlichen Idsanagi gewaltig, und er sprach: »Kinder zeugt' ich auf Kinder, nun aber hab' ich mit einem Male gleich drei erlauchte Kinder erhalten.« Er hob sie zu sich auf, da spielten sie mit der Juwelenschnur seines erhaben göttlichen Juwelenbandes, so daß es erklang. Da übergab er es der großen erhabenen »Gottheit Glanz im Himmel« und gebot ihr: »Es soll deine erhaben-göttliche Person über die hohe Himmelsebene herrschen.« Dazu übergab er ihr das Band. Der Name dieses herrlichen erhabenen Bandes aber war »Gott des Tischchens göttlicher Schatzkammer«. Zum Zweiten redete er zu dem göttlich erhabenen »Gott Mond der Nächte«: »Es soll deine erhabene göttliche Person herrschen über das Reich der Nächte.« So gab er ihm dieses Amt. Zum Dritten redete er zu dem göttlich-erhabenen »Manneskraft-Sturmgewaltrecken«: »Es soll deine erhaben-göttliche Person über die Fläche des Meeres herrschen.«

Sonne und Mond gehorchen den Geboten Idsanagis, nur der junge Susanowo [der Meer- und Sturmgott] will nicht von Klagen und Schreien lassen. Er will zu seiner Mutter. Idsanagi verjagt ihn, und der Sturmgott wendet sich gegen die Sonne. Die ganze Natur gerät in Unruhe.

Alsobald beunruhigte sich die Große und erhabene Gottheit »Glanz im Himmel« dieses Getöses und redete: »Mein erhabener, göttlicher Bruder kann nicht in einer guten Absicht heraufkommen. Er will mir

mein Gebiet entreißen.« Sie löste sich das erhaben-göttliche Haar, flocht es in erhaben-göttliche Knoten, und in diese erhaben-göttlichen Knoten zur Rechten und zur Linken wie auch in den erhaben-göttlichen Haarschmuck und ebenso um die erhaben-göttlichen beiden Arme, den rechten und den linken, schlang sie eine erhaben-göttliche Schnur gekrümmter Edelsteine, acht Fuß lang, aus fünfhundert Edelsteinen. Um die Schulter hing sie den Eintausend-Köcher, dazu einen Fünfhundert-Köcher, zur Seite nahm und hing sie an sich einen gewaltigen tönenden Schild. Also schwang und richtete sie zielgerecht ihren Bogen, daß seine Spitze erklang. Mit dem Fuße aufstampfend, spaltete sie den harten Boden so tief, daß ihr Oberschenkel darinstak wie in fortwirbelndem Schnee. Reckenhaft stand sie da als wie ein gewaltiger Held, und sie rief ihn an: Welches ist dein Begehr?

—

Ihr erwidert Susanowo, der stürmische Mann-Gott, er käme in guter Absicht, zum Beweise wünsche er Eidschwüre zu tauschen. Getrennt durch den »Stillen Himmelsfluß«, schwören die beiden Gottheiten. Dabei emanieren neue Götter aus ihrem Hauch. Susanowo überreicht der Schwester sein Schwert, das sie in drei Stücke zerbricht, und erhält dafür ihr Geschmeide, das er in der Luft hochschwingt, es erklingen läßt, bis er es dann mit seinem Hauch in alle Richtungen fortbläst. Amaterasu macht dann Vorschläge, wem die einzelnen Götterkinder zugerechnet werden sollen. Der Gott Oshi-ho-mimi ... [dieser Name enthält im Kojiki noch achtzehn weitere Silben], der Ahne des Kaisergeschlechtes, wird von Susanowo für sich gefordert, weil er aus seinem Hauch entstanden sei. Die Sonne aber erklärt ihn [und damit die japanischen Kaiser] für ihr Geschlecht, da

es aus ihrem Halsband entstanden sei. Das Nihongi spricht alle aus dem Schwerte entsprungenen Götter dem Gott zu, die aus dem Geschmeide entsprungenen Götter der Göttin [wohl zur Erklärung primitiver Eigentumsgrundsätze, wie sie z. B. auch noch in der Nachlaßteilung des ältern deutschen Rechtes ähnlich galten und mit ähnlichen Bezeichnungen unterschieden wurden]. Susanowo unternimmt aber trotz des beschworenen Friedens noch weitere Gewalttaten.

Danach redete der gewaltige, stürmische Mann, der Erhaben-göttliche, zu der großen Gottheit »Glanz im Himmel«, der Erhaben-göttlichen, die Worte: »Dank der Reinheit meines Herzens habe ich hier zarte weibliche Kinder erhalten. Daran siehst du wohl, daß ich ohne weiteres den Sieg davongetragen habe.« Und dazu verrückte er in Siegesungestüm die Grenzraine der bestellten Reisfelder der großen Gottheit »Glanz im Himmel«, der Erhaben-göttlichen; er verschlämmte die Bewässerungsgräben, und er warf sogar Scheiße in den Palast, wo man gerade das Festmahl der Erstlinge hielt. Trotzdem er sich also benahm, redete zu ihm die Große und erhabene Gottheit »Glanz im Himmel« ruhig und ohne Vorwurf also: »Was da wie Exkremente aussieht, ist gewißlich nur irgendein Gespei aus Trunkenheit meines älteren Bruders, des Erhaben-göttlichen. Was wiederum die Zerstörung der Grenzraine und das Verschlämmen der Wasserläufe betrifft, so geschah solches sicherlich nur aus einem Interesse an dem infolge dieser Vorkehrungen brachgelassenen Erdstreifen, das mein Bruder nahm, der Erhaben-göttliche.« Allein obgleich sie für ihn solche Entschuldigungen vorbrachte, setzte er sein übles Benehmen fort und wurde ganz unbändig. Indem die Große erhabene Gottheit »Glanz

im Himmel« in der geheiligten Kleiderkammer saß, die Weberinnen (Sternbild gleich der Elster[brücke], vgl. unten Seite 91 an der Milchstraße, dem »stillen Himmelsfluß«) — der erhaben-göttlichen Götterkleider zu überwachen, stieß er ein Loch durch das Gebälk dieser Kleiderkammer und ließ ein himmlisches Elsterjunges da hineinfallen, das er mit Frevel von unten aufwärts geschunden hatte. Als dieses die Weberinnen der erhaben-göttlichen Kleider sahen, erschraken sie so sehr, daß sie sich mit ihren Webschifflein mitten in ihren Leib hinein zu Tode stießen. Darum verschloß nun endlich die Große erhabene Gottheit »Glanz im Himmel«, erschreckt von dieser Sache, das Tor der himmlischen Felsenwohnung, sie verschloß es ganz fest, und sie hielt sich da verborgen.

*

Mit einem Male verfinsterte sich die Ebene der Hohen Himmel gänzlich, und auch das Land in der Mitte der Schilfebene wurde in gleicher Art verfinstert. Während Nacht herrschte. Da erschienen, mit dem Lärm von zehntausend, wie die (Mücken) des fünften Monats wimmelnden Götter, zehntausend Plagen zu gleicher Zeit. Die achthundert Zehntausende der Gottheiten versammelten sich alle in einer göttlichen Versammlung in dem ausgetrockneten Flußbette des Stillen Himmelsflusses. Sie luden zu ihrer Beratung die Gottheit »Gedankenfülle«, den Sproß der Gottheit »Hochhehrer Schöpfer«. Sie versammelten auch alle Vögel des langgezogenen Rufs in der währenden Nacht und bewirketen deren Ruf; sie nahmen harte Himmelsblöcke aus dem ausgetrockneten Flußbett des Stillen Himmelsflusses, und sie entnahmen Erz aus den himmlischen Erzgängen; sie luden dazu den Schmied Amatsumara, den Einaug; sie geboten dem Erhaben-göttlichen »Steinschneider«, einen Spiegel

herzustellen, und sie geboten dem Erhaben-göttlichen »Vater des Geschmeides«, ein Geschmeide herzustellen von fünfhundert gekrümmten Edelsteinen allzumal, von achthundert Fuß; sie luden auch den Erhaben-göttlichen Ahnherrn der Oberpriester (Nakatomi) und den Erhaben-göttlichen »Große Gabe«. Diesen hießen sie mit einer vollständigen Ausreißung die Schulter eines echten Damwildes vom himmlischen Kagu-Berge ausreißen und ein Orakel herstellen. Sie entwurzelten mit einer völligen Entwurzelung eine echte Ternstroemia (eine fünfhundertästige) vom himmlischen Kagu-Berge; darauf nahmen sie und taten in ihr oberes Gezweige das Geschmeide von allzumal fünfhundert gekrümmten Edelsteinen, acht Fuß lang; darauf nahmen sie und taten in das mittlere Gezweige den Spiegel von acht Fuß; darauf nahmen und taten sie in das untere Gezweige angenehme weiße Opfertuchgaben und angenehme blaue Opfertuchgaben. Alles dieses zusammen nahm der Erhaben-göttliche »Große Gabe« zusammen mit den großen und erhaben-göttlichen Opfergaben. Und der Erhaben-göttliche »Oberpriester« sprach mit Inbrunst die kräftigen, richtigen Worte. Die Gottheit »Mann-Hand-Kraft« hielt sich verborgen nahe dem Tore. Die Erhaben-göttliche »Schrecken(tänzerin)« nahm um sich als Tragband den himmlischen Bärlapp vom himmlischen Kagu-Berge, ihr Haupt umwand sie mit dem himmlischen Spindelzweig, und für ihre Hände wand sie Blätter vom Zwergbambus des himmlischen Kagu-Berges zu einem Strauß; sie brachte(n) ein tönendes Brett vor dem Tore der himmlischen »Felsenhöhle« an und trat(en) dagegen, so daß es tönte, gleich als ob sie von einem Gotte besessen wäre(n), und ihre Brustwarzen aus ihrem Busen hervorziehend, ließ sie den Saum ihres Gewandes fallen

bis unterhalb des Gürtels. Da erzitterte die Ebene der hohen Himmel, da die achthundert Zehntausende der Götter alle zugleich auflachten. Die Große und erhabene Gottheit »Glanz im Himmel« erstaunte, sie öffnete zu einem Spalt das Tor der himmlischen Felsenhöhle und sprach also aus dem Innern: »Ich dachte, mit meiner Entfernung wäre die Himmelsebene gesetzmäßig verfinstert und würde das Land der Mitte der Schilfebene in gleicher Weise gesetzmäßig verfinstert, wie kann das nun sein, daß die himmlische Tänzerin Scherze treibt und daß alle achthundert Zehntausende der Götter dazu lachen? Ihr erwiderte sogleich die himmlische Tänzerin: »Wir haben hier eine erlauchte Gottheit, die erlauchter sogar als deine göttliche erhabene Person glänzet. Darum sind wir erfreut und treiben Scherz.« Zugleich, ohne zu verziehen, schoben der Erhabene »Oberpriester« und der Erhabene »Große Gabe« selbander den Spiegel vor und wiesen ihn, mit der schuldigen Ehrfurcht, der Großen erhabenen Gottheit »Glanz im Himmel«. Die Große erhabene Gottheit »Glanz im Himmel« verwunderte sich noch stärker. Also kam sie ein klein, klein wenig aus ihrer Türe hervor, um sich das Ding zu besehen. Da nahm sie der Gott »Oberpriester«, der sich verborgen hielt, bei ihrer erhaben-göttlichen Hand und zog sie hervor. Da nahm auch der erhaben-göttliche »Große Gabe« und zog hervor hinter seinem erhaben-göttlichen Rücken eine Schlinge, indem er redete: »Du sollst nicht weiter zurücktreten als nur bis hierher!« Und da also die Große und erhabene Gottheit »Glanz im Himmel« hervorgekommen war, da erhellten sich auch zugleich die Ebene der hohen Himmel und das Land der Mitte der Schilfebene beide gesetzmäßigerweise von ihrem Glanze...

Dieser, den deutschen Leser gewiß zunächst an germanischen Humor gemahnende Mythenbericht von der Überlistung der Sonne durch ihr Spiegelbild enthält das Zentrum der Shintoanschauungen, des Shintodienstes, in dem noch heute der heilige Spiegel [das Original verhüllt im alten Ise-Tempel] das wichtigste Heiligtum bildet, gelegentlich seit zwei Jahrhunderten in Japan wie von Europäern als eine Art Ideal und Symbol einer reinen und ungetrübten Kirche angesehen, vgl. unten auf Seite 312. Indessen ist der ganze Mythos offenbare Magie und die himmlische Tänzerin wie der himmlische Oberpriester [Sühnepriester] u-a- als Ahnen der die entsprechenden Riten wirklich vornehmenden Priester und Tänzerinnen aufgefaßt. So auch weiter unten der Überschwemmungs- und Fruchtbarkeitszauber in Nachahmung des Gottes »Glanzfeuer«. Der »himmlische Kagu« ist demnach das Abbild des in Yamato gelegenen Berges, nach dem er benannt wird, in derselben Art, wie schon in frühester Antike die Sumerer am Euphrat die Theorie der himmlisch-irdischen Entsprechungen erfanden, die noch in dem himmlischen Jerusalem der »Offenbarung« anklingt.

Daraufhin berieten sich die achthundert Zehntausende der Götter alle miteinander und erlegten dem erhaben-göttlichen Mann-Gott »Sturm-Recke« eine Buße von einem Tausend Bußtischen auf. Dazu schoren sie ihm den Bart und ließen sie ihm die Nägel von seinen Fingern und von seinen Füßen ausreißen. Danach verbannten sie ihn noch mit einer göttlichen Verbannung.

Der »Mann-Gott«, geächtet, bittet darauf die »Göttin der Speise« um etwas Nahrung. Diese zieht allerlei

Leckerbissen aus ihrem Munde und den anderen Körperhöhlen hervor und bietet sie dem »Mann-Gott« an, wofür er sie auf der Stelle niederschlägt. Aus ihrem Leibe entstehen der Seidenwurm und die »Fünf Getreidegeschlechter«. Der Gott »Hochhehrer Schöpfer« bewirkt ihre Ernte und neue Aussaat. Der Mann-Gott »Sturm-Recke« gerät dann an den achtköpfigen Drachen (das mythische Symbol eines Flusses, wie man besonders aus der folgenden Beschreibung erkennt) und zugleich in erste Berührung mit den später von dem »Himmelsenkel« (Kaiser), dem Nachkommen der Sonne, vertriebnen »Landes«gottheiten der Autochthonen. Sein Schwert »Mähegras«, trotz der harmloseren Bezeichnung ein echtes Siegfriedschwert, gehört dann mit dem Spiegel und dem »Geschmeide der Sonne« zu den Kultgegenständen des Shinto.

Also geächtet, begab (der Mann-Gott) sich hinab nach dem Ort Torikami an den Quellen des Flusses Hi, in der Landschaft Idsumo. Da sah er ein Stäbchen das Wasser hinabschwimmen. Alsobald dachte der Erhaben-göttliche Mann-Gott, Sturmrecke, Susanowo: »Hier müssen Leute sein, an der Quelle.« Er stieg aufwärts, um sie zu suchen. Da begegnete ihm ein Greis mit einer Greisin, es waren ihrer zwei, die eine Jungfrau zwischen sich führten, und sie weinten. Da geruhte der Mann-Gott sie zu fragen: »Wer seid Ihr?« Der Greis erwiderte ihm mit den Worten: »Dein Diener ist ein Landgott, Sohn des Gottes genannt. Der Herr vom Großen Berge. Man nennt mich mit Namen Ashinadsuchi, und mein Weib nennt man mit Namen Tenadsuchi und diese, meine Tochter, nennt man mit Namen Prinzeß Kushinada, ‚Kammschönchen'«. — Wiederum fragte er: »Welches ist

die Ursache Eures Weinens?« — Er erwiderte mit den Worten: »Ehmals besaß ich acht junge Töchter, doch der achtköpfige Drache von Koshi kam Jahr um Jahr und verzehrte ihrer eine. Weil jetzt wiederum seine Zeit ist, so weinen wir.« — Da fragte er ihn: »Wie sieht der Drache aus?« Da erwiderte er ihm mit den Worten: »Seine Augen sind wie riesige (Bohnen) und er hat einen Rumpf mit acht Köpfen und acht Schweifen. Dazu wächst auf seinem Leib Moos, und auch noch Thuyen und hohe Zedern. Seine Länge erstreckt sich über mehr als acht Täler und acht Berge. Schaust du seinen Bauch an, so ist er ganz rot entzündet.« Darauf sagte der göttliche Mann-Gott ‚Ansturm-Recke' zu dem Alten: »Diese deine Tochter, willst du mir sie geben?« — Er erwiderte ihm mit den Worten: »Es ist mir eine große Ehre, doch kenne ich deinen Erhaben-göttlichen Namen nicht.« — Er erwiderte ihm mit den Worten: »Ich bin der Älter-Bruder der Großen erhabenen Gottheit ‚Glanz im Himmel' und bin soeben aus dem Himmel herabgekommen.« Da redeten die Gottheiten Ashinadsuchi und Tenadsuchi beide miteinander: »Ist es also, so ist es uns eine große Ehre, sie dir zu geben.« Da nahm der erhaben-göttliche Mann-Gott Ansturm-Recke alsogleich die Jungfrau und verwandelte sie in einen vielzackigen dichten Kamm, den steckte er sich in den erhaben-göttlichen Knoten seines Haarschmuckes, und er gebot den beiden Gottheiten Ashinadsuchi und Tenadsuchi: »Bereitet von Reiswein einen achten Aufguß, auch stellet eine runde Hecke her. In die Hecke hauet acht Eingänge! An diese Eingänge befestiget acht Schemel. Auf jeglichen Schemel setzet einen Eimer für Reiswein und in jeglichen Eimer gießet den Reiswein des achten Aufgusses! Alsdann harret!« Nachdem sie also jeg-

U. OF ILL. LIB.

liches nach seinem Befehl angeordnet hatten und harrten, da kam auch wirklich der Drache mit den acht Mäulern, wie geredet war, und ohne Verzug tauchte er je ein Haupt in je einen Eimer und schlürfte den Reiswein. Darauf legte er sich, von dem Trank betrunken, nieder zu seinem Schlummer. Alsobald zog der Erhaben-göttliche Mann-Gott ‚Sturm-Ungestüm' sein Schwert von zehn Hand Breite (das ihn erhaben-göttlich umgürtete) und er hieb den Drachen in Stücke, also daß der Fluß als ein roter Blutfluß weiterfloß. Als er ihm den mittlern Schweif abhieb, wurde die Scheide seines erhaben-göttlichen Schwertes schartig. Darüber verwunderte er sich, wie er da hineintauchte, und hieb mit der Spitze des erhaben-göttlichen Schwertes, und er es da besah, und es war doch ein gewaltiges Schwert. Also nahm er dieses gewaltige Schwert und bedenkend, daß die Sache verwunderlich war, gab er es in schuldiger Ehrfurcht der Groß-erhabenen Gottheit ‚Glanz im Himmel'. Das ist das große Schwert, »Mähegras«.

»Mann-Gott« Sturmes-Ungestüm (Susanowo) sucht dann in diesem Lande sich einen Ort zum Schloßbau aus, um dort mit der Geretteten zu leben. Er findet einen solchen Ort in Suga. In dem Augenblicke des Schloßbaus erheben sich aber Wolken von allen Seiten, und Susanowo ruft aus:

Acht sind Wolken,
Achtfach Hecke in Idsumo,
Achtfach um die Gatten,
Achtfach schließet euch, Speere!

Der genaue Sinn dieser in Japan hochberühmten Strophe steht jedoch nicht fest.

Das Kojiki zählt darauf noch die Reihe der Nachkommen des Sturmgottes auf, von denen (im sechsten

Grade) der Gott Ohkuninushi stammt, der »Herr des Großen Landes« (Idsumo). Dieser Gott erscheint dann weiter in zahlreichen Mythen, deren erste, die »Geschichte vom weißen (Winter) Hasen«, von den Sammlern des Nihongi unterdrückt, im Kojiki aber als eine echte Tiergott-Geschichte erhalten ist, von der Art, wie sie etwa noch heute im schwarzen Erdteil Afrika erzählt werden.

Nun hatte also der Gott, »der Große Landesherr«, achtzig göttliche Brüder. Aber sie mußten alle das Land dem Gott »Großer Landesherr« räumen. Der Grund, darum sie es ihm räumen mußten, war der folgende: Ein jeder von den achtzig Göttern hätte gern die Prinzeß Yakami von Inaba geliebt. Deshalb gingen sie alle miteinander nach Inaba. Und den Sack hinter ihnen mußte ihnen der Herr des Großen Namens, d. i. der Große Länderherr, tragen, den sie als ihren Diener mit sich nahmen. Als sie nun gerade bis zum Berge Keta gekommen waren, lag da — ganz nackt — ein Hase am Strand. Da redeten die achtzig göttlichen Brüder alle miteinander zu dem Hasen die Worte: »Vorerst mußt du hier in der See ein Bad nehmen, danach dich auf einem Berghang im Wind trocknen, wenn der Wind recht stark ist.« Also tat der Hase nach dem Rate der achtzig Götter und legte sich auf den Hang. Da trocknete nun an ihm das Seewasser, und seine Haut an seinem Leib sprang überall auf, wo der Wind hinblies, also daß er dalag und vor Schmerz heulte. Da kam nun der Gott, der Herr des Großen Namens, der Vielnamige als Letzter hinter den andern einher und erblickte den Hasen. »Warum liegst du da, Hase, auf dem Berge und heulst?« Erwiderte der Hase mit den Worten: »Ich befand mich auf dem Eilande Oki, da

wollte ich hier in diese Gegend herüberkommen, doch wußte ich nicht, wie das anzufangen. Aus diesem Grunde beschwindelte ich die Meerkrokodile, indem ich redete: ‚Ihr Meerkrokodile und ich selber! Wir wollen miteinander abzählen, welcher unserer beiden Stämme der an Zahl reichere ist und welcher der an der Zahl geringere. Also müßt ihr ein jeder eure Verwandten suchen gehen, die eures Stammes sind. Und machet, daß sie sich alle in einer Reihe nebeneinanderlegen, hier von dem Eiland hinüber zu dem Berg Keta. Dann will ich über sie hinwegschreiten und sie dabei zählen, einen hinter dem andern. Auf diese Art werden wir herausbringen, welcher von unsern beiden Stämmen der an Zahl reichere ist.‘ Da ich also redete, so ließen sie sich beschwindeln und legten sich alle in eine Reihe nebeneinander. Ich schritt über sie hin und zählte sie, einen hinter dem andern. Als ich dann eben aufs Land hinüberspringen wollte, da redete ich noch (schnell): ‚Ihr seid von mir beschwindelt worden.‘ Kaum hatte ich nun dieses Wort geredet, als sogleich das letzte Krokodil der Reihe mich erfaßte, mir meinen ganzen Pelz abzog! Und da ich noch deswegen weinte und heulte, da kamen die achtzig Götter dort hinten und geboten mir, mahnten mich mit den Worten: ‚Du mußt ein Bad in der See nehmen und dich alsdann in den Wind zum Trocknen legen.‘ Und da ich ihrem Rate gemäß handelte, ist mein Leib noch ganz wund.« Da gab der Gott, der Vielnamige Herr, dem Hasen einen Rat und redete: »Schnell, laufe hin zu der Mündung des Flusses und wasche deinen Leib mit Süßwasser! Darauf nimm den Staub der Rohrblüten an der Mündung und stäube ihn umher auf den Boden und wälze dich darin! Darauf wird gewiß auf deinem Leib die Haut neu wachsen.«

Er tat nach seinem Rate, und sein Leib wurde, wie er vordem gewesen war. — Es war das der Weiße Hase (Winterhase) von Inaba, den man gegenwärtig den Gott(-Hasen) nennt. Und der Hase redete dann noch zu dem Gott, dem »Herrn des Großen Namens«: »Jene Götter werden die Prinzeß Yakami unter keinen Umständen kriegen. Obwohl du ihnen den Sack nachträgst, wird deine erhaben-göttliche Person der Mann sein, der sie gewinnt.«

Die Prinzeß Yakami lehnt auch wirklich den Antrag der achtzig schlimmen Brüder ab, die deshalb den Gott »Vom Großen Namen« immer wieder zu töten versuchen. Endlich flüchtet sich dieser zu dem Gott »Fürst Großen Hauses«, und dieser rät ihm, seinen Ahnherrn Susanowo (den Mann Gott) in der Unterwelt anzugehen. Der hier der Große Länderherr oder Herr des Großen Namens genannte Gott (Yashihoko) ist auch der »Gott der Tausend Lanzen« (oder der Vielnamige), auch »Der große liebe Edle« genannt, eine Lieblingsgestalt der weiteren Legenden des Kojiki und der darin eingestreuten ältesten Versdichtung.

Der Gott »Großer Länderherr« sieht danach eines Tags beim Kap Miho auf den Ähren der Wogen einen Gott von winziger Gestalt, in Vogelbälge gehüllt, in einem winzigen Nachen daherkommen. Dieser Geist, dessen Person durch den Gott der Vogelscheuchen aufgeklärt wird, an den man sich auf Rat der Kröte gewandt hat, schließt sich dem Großen Länderherrn an und hilft ihm das Land befestigen und vollenden. Endlich aber verschwindet er in das »Ewige Land«, im Westen, jenseits des Meeres. Der Große Länderherr erblickt dann einen neuen Gott, der mit seinem

Glanz das Meer erleuchtet; auch dieser Gott will ihm bei dem Werk Hilfe leisten und verlangt nur eine gesicherte Wohnstätte auf dem Berge Mimoro. Aus dem Bericht des Nihongi geht aber hervor, daß dieser neue Gott eigentlich ein Doppelgänger des Großen Länderherrn ist, nämlich sein Sakimitama (Gotthehrer Glücksgeist). Außer diesem kennt der alte Shinto-Glaube, wie andere Urreligionen, auch einen Aramitama, den »rohen Geist« (Körpergeist, vegetative Seele?), neben dem Nigimitama, dem »feinen Geist«. Beide Seelen können sich, wie in diesem Falle der Sakimitama, auch von dem Körper trennen und als eigene Wesen erscheinen. Das Kojiki gibt dann die Nachkommen des Großen Gottes »Ernte« und des »Gewaltschnellen Gottes der Berge« an, wie bereits zuvor die siebzehn Geschlechterfolgen der Nachkommen des Großen Länderherrn.

Hierauf ordnet die Sonne an, daß Oshihomimi, der bereits genannte Abkömmling aus dem Hauch Susanowos und dem Halsband der Sonne, der Ahnherr der Kaiser, sich zur Übernahme der Gewalt in das Land (Idsumo) begebe. Aber der junge Gott geht nicht über den Regenbogen hinaus, das Land ist ihm nicht beruhigt genug. Die achthundert Zehntausende der Götter, zusammengerufen von der Sonne und dem Gott »Hochhehrer Schöpfer«, beschließen auf Rat des Gottes »Gedankenreich«, zunächst einen Andern zur Unterwerfung der gewalttätigen wilden »Götter des Landes« zu entsenden. Der Gott Amenohohi, der diesen Auftrag ausführen sollte, schließt sich aber, ungetreu, an den Großen Länderherrn an und läßt nichts mehr von sich hören. Darauf wird der »Junge Himmelsprinz« entsandt, doch dieser wird lieber der Schwiegersohn des Großen Länderherrn. Man schickt den Fasan, um den Prinzen zur

Rechenschaft zu ziehen; der Prinz durchbohrt zur Antwort den Fasan mit einem Pfeil, der sogar vor den Füßen der Himmelsgötter niederfällt. Der Gott »Vollender« schleudert diesen Pfeil (oder ein Wurfholz?) mit seinem Fluch zurück auf den Prinzen, den er tötet. Endlich gelingt es einer letzten Gesandtschaft unter der Führung eines Schwertgottes, den Landesgott (der Autochthonen) den Himmlischen zu unterwerfen. Auf Oshihomimis (des Berechtigten) Wunsch wird aber nicht ihm selbst, sondern seinem Sohne Ninigi (Name von 27 Silben) die Herrschaft gegeben. Im Augenblicke, da Ninigi abreisen will, erblickt man auf dem »Achtfachen Kreuzweg des Himmels« das Licht eines Gottes, der »mit seinem Glanz die hohe Himmelsebene in der Höhe und das Land der Mitte der Rohrebenen in der Tiefe zugleich erhellt«. Die Himmelsgötter entsenden zu ihm die unternehmungslustige Himmelstänzerin: »Du bist zwar nur ein schwaches Weib, aber doch eine Gottheit, die die Götter anzugreifen und zu erobern versteht.« Der unbekannte Gott teilt ihr auch wirklich mit, daß er ein »Gott des Landes«, der göttliche Fürst Saruta sei und komme, um sich den Himmlischen als Führer anzubieten. Ninigi bekommt dann zum Geleite noch die andern aus der Beschwörung der Sonnenfinsternis bereits bekannten Gottheiten. Man gibt ihm auch die drei Himmelsschätze mit, die drei Zeichen der kaiserlichen Gewalt: nämlich den Spiegel, das Geschmeide und das Schwert »Grasmäher«. Die Sonnengöttin fordert ihn auf, dem Spiegel die gleiche Ehre wie ihr selbst zu erweisen: »Den Spiegel sollst du als meinen eigenen erhaben-göttlichen Geist ansehn.« Die Götter entlassen nun den »Himmelsenkel« in der in dem Sühne-Ritual geschilderten Weise. Von dem Regenbogen (der Himmelsschutzbrücke) läßt er

sich nieder auf die Spitze des »Kushifuru, welches der Takachiho ist, in Tsukushi«. Da dieser Berg nicht im Land Idsumo, sondern im Südwesten Japans, auf der Insel Kiushu, gelegen ist, scheint hier noch eine andere Legende vorzuliegen. In der Gegend, »die nach der Sonne schaut«, also im östlichen Teil der Insel, baut nun der »Himmelsenkel« sein Schloß. Die »Tänzerin« erhält ihrerseits Auftrag, den göttlichen Führer zu begleiten und seinen Namen Saruta anzunehmen. Ihre Nachkommen, die Tänzerinnen des Hofes, heißen nach ihr die Sarume (doch heißt »saru« auch Affe und »me« Frauen, also vielleicht »die affengelenken Frauen«). Eines Tages versammelt die Tänzerin, da Saruta beim Fischen ertrunken ist, an dem Strande alle »breitflossigen Dinge und alle schmalflossigen Dinge« und verlangt von ihnen den schuldigen Dienst für den erhabenen Himmelsenkel. Nur die Scholle verweigert die Huldigung. Die »Tänzerin« spaltet ihr deshalb den Mund mit einem Dolch, als »einen Mund, der keine Antwort gibt«. Aber die Landesgötter (die Urbevölkerung) weichen doch nicht ohne jeden Widerstand.

*

Der erhabene Fürst Ninigi begegnete einem schönen Weib bei dem erhabenen göttlichen Vorgebirge Kasasa. Er forschte, wessen Tochter sie sei, und sie erwiderte: »Ich bin die Tochter des Gottes ‚Herr vom Großen Berge' (Fuji) und mein Name ist ‚Die Göttliche Prinzeß von Ata': doch mein andrer Name ist ‚Die Prinzeß Blüte-wie-Baumblüte'«. Er fragte sie danach: »Hast du auch Schwestern?« Und sie erwiderte: »Ich hab' noch eine Schwester, die Prinzeß vom langen Leben ‚Während-wie-der-Fels'.« Da redete er zu ihr: »Ich möchte mich dir vermählen, was sagst du dazu?« Und sie erwiderte ihm: »Ihre Die-

nerin weiß dazu nichts zu sagen. Der Vater Ihrer Dienerin, der Gott ‚Herr vom Großen Berge', wird für sie antworten.« Er sandte also eine göttliche Werbung zu dem Vater, dem »Herrn vom Großen Berge«. Dieser freute sich höchlich. Er sandte zu ihm ehrfurchtsvoll die Jungfrau zusammen mit ihrer älteren Schwester, der Prinzeß »Während-wie-der-Fels«, und er ließ dazu auf Tischchen Hunderte von Geschenken bringen. Allein die ältere Schwester war ganz abscheulich, und er erschrak bei ihrem Anblick. Darum schickte er sie zurück, und er behielt bloß die jüngere Schwester, die Prinzeß »Blüte-wie-Baumblüte«, mit der er sich auf eine Nacht vermählte. Darauf sandte ihm der Gott »Herr vom Großen Berge«, geschmäht durch die Verschmähung der Prinzeß »Während-wie-der Fels«, diese Botschaft:

»Sintemal ich dir ehrfurchtsvoll meine Töchter beide schickte, zu wissen zum ersten, die Prinzessin ‚Während-wie-der-Fels', so wollte ich, daß die göttlich-erhabenen Sprößlinge Deiner himmlischen Gottheit bei Schneegestöber und bei Wirbelwind ewig und unerschütterlich wie die währenden Felsen leben sollen. Und zum andern: indem ich dir die Prinzeß ‚Blüte-wie-Baumes-Blütenglanz' schickte, wollte ich, daß diese auch blühend wie die erblühten Blüten der Bäume leben. Um dir zu verbürgen beides, habe ich sie beide dir angeboten, nun aber hast du die Prinzessin ‚Während-wie-der-Fels' zurückgeschickt und nur die Prinzessin ‚Blüte-wie-Baumes-Blütenglanz' behalten. Darum wird die erhaben-göttliche Nachkommenschaft deiner himmlischen Gottheit so gebrechlich sein wie die Baumesblüten.« — Aus diesem Grunde sind seit alters her und bis zum heutigen Tag die erhabenen Leben der erhabenen Herrscher und Himmelssöhne von kurzer Dauer.

—

»Während wie der Fels« (Kimi ga yo wa) ist das traditionelle japanische Symbol der Dauer, auch in der noch heute als Kaiserhymne gesungenen Tanka. (Vergleiche S. 110) —

Die Prinzeß »Blüte« wird schwanger, der Himmelsenkel hegt aber Zweifel an seiner Vaterschaft. Die Prinzessin schließt sich deshalb in ein unterirdisches Gelaß ein und besteht dort die Feuerprobe. Ihre Kinder sind der erhabene »Feuerglanz« (Glanzfeuer), der erhabene »Feuers-Wachsen« und der erhabene »Feuers-Ausgang« (Bodenfeuer). Im Original Hoderi, Hosuseri und Howori. »Glanzfeuer« tauscht dann mit seinen Brüdern die »Geschicke« (Geschicklichkeiten, Gewinne), nämlich seinen Bogen mit Pfeilen gegen den Angelhaken.

—

Der erhabene »Glanzfeuer« war ein Herr, dessen Geschick (Gewinn) auf dem Meere lag. Er erbeutete mit Geschicklichkeit (Gewinn) die breitflossigen wie die schmalflossigen Dinge. Der erhabene »Bodenfeuer« hingegen war ein Herr, dessen Geschick auf den Bergen war. Er erbeutete mit Geschick (Gewinn) das Rauchwerk sowie das Haarwerk. Da sprach der erhabene »Bodenfeuer« zu seinem älteren Älter-Bruder, dem erhabenen »Glanzfeuer«: »Laß uns tauschen, und es nehme ein jeder das Geschick des anderen.« Dreimal richtete er an ihn diese Bitte, doch er wollte nicht. Endlich erlangte er dennoch den Tausch mehr wider seinen Willen. Alsobald warf der erhabene »Erdenfeuer«, das Meergeschick aufnehmend, seine Schnur nach den Fischen. Jedoch er fing niemals auch nur einen einzigen Fisch. Und er verlor sogar den Haken im Wasser. Darum verlangte sein Älter-Bruder, der erhabene »Glanzfeuer«, von ihm seinen Haken wieder mit den Worten: »Ein

Geschick (Gewinn) auf den Bergen ist eine Sache und ein Geschick (Gewinn) auf dem Wasser ist eine andere Sache. Laß einen jeden von uns wieder seine Sache nehmen.« Ihm erwiderte der jüngere Bruder, der erhabene »Erdenfeuer«, mit den Worten: »Indessen, deine Angel, mit der ich fischte, ohne daß ich einen einzigen Fisch fing, die hab ich im Wasser verloren.« Jedoch sein Älter-Bruder wollte sie immer wiederhaben. Endlich zerbrach darum der jüngere Bruder sein Schwert von zehn Handbreite (mit dem er erhaben umgürtet war) und machte daraus fünfhundert Fischhaken, zu seiner Buße. Doch jener wollte sie nicht nehmen. So machte er aufs neue eintausend Fischhaken, zu seiner Buße. Jedoch jener wollte sie wiederum nicht nehmen, und er sagte immer nur: »Ich brauche durchaus meinen echten, alten Fischhaken.«

*

Darüber beklagte der jüngere Bruder sich und weinte am Strande. Da kam der ehrwürdige »Gott der Salzflut« hinzu und befragte ihn: »Warum weint »Hoch wie Himmelshöh«, und warum klagt er so sehr?« Er erwiderte ihm: »Ich hab einen (Fisch)-haken bei meinem Älter-Bruder eingetauscht, und ich hab ihn verloren. Da er ihn dann von mir wiederhaben wollte, gab ich ihm zahlreiche Fischhaken zur Buße. Jedoch er will sie nicht annehmen und sagt immer nur: »Ich will durchaus meinen alten Haken wiederhaben.« Wegen dieser Sache weine und klage ich. Da redete nun der »Ehrwürdige Gott der Salzflut« die Worte: »Ich will deiner erhabenen Gottheit einen guten Rat geben!« Und er festigte für ihn einen festgefügten kleinen Nachen, da setzte er ihn hinein und unterwies ihn also: »Sobald ich das Boot abgestoßen haben werde, rudere du eine kurze

Zeit! Du wirst eine erhaben angenehme Gottesfahrt haben. Und wenn du diese Gottesfahrt fortsetzt, wird ein Schloß auftauchen wie aus Fischgräten gebaut. Dieses ist das Schloß des Gottes »Herr der Meere«! Sobald du an der erhabenen Göttertür angekommen bist, wirst du an dem Brunnen zu ihrer Seite einen mächtigen Judasbaum erblicken. Setze dich ganz oben in den Gipfel des Baumes, dann wird die Tochter des Meergottes zu dir kommen und dir einen Rat erteilen.« Also tat er, wie ihm geboten war, er ruderte eine kurze Zeit, und alles geschah so, wie man es ihm erklärt hatte; ohne ein Zaudern erklomm er den Judasbaum und setzte sich oben in seinen Gipfel. Da kamen die Mägde der Tochter des Meergottes — der Prinzeß ‚Perlenreich' — und sie brachten (Perlen)gefäße, und als sie das Wasser heraufziehen wollten, da war ein Schein in dem Brunnen. Sie blickten in die Höh; da saß oben ein schöner Jüngling, und sie verwunderten sich sehr. Auch der erhabene ‚Glanzfeuer' erblickte die Mägde und bat um ein wenig Wasser. Alsogleich schöpften die Mägde das Wasser, taten es in eines der (Perlen)gefäße und boten es ihm mit schuldiger Achtung. Er aber trank das Wasser mitnichten, und er nahm einen Stein von seinem erhabenen Halse, tat ihn in seinen Mund und spie ihn in das (Perlen)gefäß. Der Stein blieb an dem Gefäß haften, also daß die Mägde ihn gar nicht mehr lösen konnten. Darum nahmen sie Gefäß wie Edelstein und brachten beides der erhabenen Prinzeß ‚Perlenreich'. Da fragte die erhabene Prinzeß ihre Mägde: »Ist es möglich, daß irgend jemand an der Türe ist?« Sie erwiderten: »Jawohl, es sitzt jemand auf dem Gipfel des Judasbaumes, der über unserem Brunnen wächst. Es ist ein sehr schöner Jüngling, er beschämt an Glanz

sogar unseren König. Und da er uns um Wasser bat, gaben wir ihm solches mit schuldiger Achtung. Er aber trank mitnichten von dem Wasser, vielmehr spie er diesen Stein hinein, und da wir ihn nicht mehr von dem Gefäße entfernen konnten, haben wir dir hier beides Stein wie Gefäß gebracht.« Da verwunderte sich die erhabne Prinzeß ‚Perlenreich' und trat hinaus, um zu sehen. Sogleich wurde sie von seinem Anblick entzückt. Sie tauschten Blicke um Blicke, und danach redete sie zu ihrem Vater und sprach: »Es ist ein fremder, sehr schöner Mann an unsrer Türe.« Darum trat nun der Meergott selber hinaus, um zu sehen, und er redete und sprach: »Der Mann ist ‚Hoch-wie-Sonnenhöh', der Erhabene Sproß von ‚Hoch-wie-Sonnenbahn«! Und damit geleitete er ihn in das Innere. Er legte acht Lagen Robbenfelle übereinander, darauf legte er acht andere Lagen Seidenstoffe, darauf hieß er ihn sich setzen, und er setzte auf Tischen hunderte von Dingen vor und bereitete ein erhabenes (Götter)mahl. Und ohne zu verziehen vermählte er ihm seine Tochter, die Prinzessin ‚Perlenreich'. — Also wohnte er daselbst drei Jahre, in diesem Lande. Endlich aber, alter Dinge eingedenk, stieß der gotterhabene ‚Erdenfeuer' 1 (der japanische Text schreibt gleichfalls die Ziffer) tiefen Seufzer aus. Den vernahm die erhabene Prinzeß ‚Perlenreich' und berichtete ihn ihrem Vater mit den Worten: »Er hat drei Jahre bei mir gewohnt, ohne jemals zu seufzen. Heut nacht aber hat er einen Seufzer ausgestoßen. Was kann die Ursache davon sein?« Der große Gott, ihr Vater, forschte seinen Schwiegersohn aus mit den Worten: »Heut morgen vernahm ich, wie meine Tochter die Worte redete: ‚Er hat drei Jahre bei mir gewohnt, ohne jemals zu seufzen. Heut nacht hat er

aber einen Seufzer ausgestoßen. Was kann die Ursache sein?« Und sage nun auch: »Aus welchem Grunde bist du zu uns gekommen?« — Darauf berichtete er dem großen Gott getreulich, wie sein Bruder ihn um den verlornen Angelhaken gequält. Der Meergott lud darauf alle Fische des Meeres, groß und klein, vor, und er befragte sie mit den Worten: »Ist hier vielleicht ein Fisch, der den Haken genommen hat?« Und alle Fische erwiderten: »Der Fisch Tai neulich hat sich beklagt, daß er eine Gräte in seinem Schlund stecken habe, die ihn am Essen hindere. Er ist's gewiß, der ihn genommen hat.« Darum untersuchte man den Schlund des Fisches Tai, und der Haken fand sich darin. Sogleich wurde dieser herausgenommen und gewaschen und mit schuldiger Achtung dem gotterhabenen ‚Erdenfeuer' überreicht, den der Gott ‚Großer Herr der Meere' danach unterwies mit den Worten: »Wenn du diesen Angelhaken deinem Bruder zu überreichen geruhst, so sage du ihm folgendes: »Dieser Haken ist ein grober Haken, ein ungeduldiger Haken, er ist ein armseliger Haken und ein ganz blöder Haken.« Wenn du so geredet, übergib ihn (aber halte dabei die Hand hinter deinen Rücken!). Und sobald du so geredet hast, falls danach dein Bruder die Felder am Berge bestellt, so bestelle deine erhabene Gottheit die Felder in der Niederung. Und falls dein Bruder die Felder in der Niederung bestellt, so bestelle deine erhabene Gottheit die Felder auf dem Berge! Wenn du also tust, so wird dein Bruder sicherlich in drei Jahren seinen Reis verloren haben, so wie ich die Wasser lenken will. Sollte darauf dein Bruder, im Zorn über dich, dir etwas antun, so enthülle hier diesen Stein, der die Wasser steigen macht, der wird ihn überschwemmen. Entschuldigt

er sich aber wieder, so enthülle hier diesen andern Stein, der die Wasser wieder fallen macht, der wird ihn dann retten. Auf diese Art sollst du ihn quälen. Damit übergab er ihm den Stein, der die Wasser steigen macht, und den Stein, der die Wasser wieder fallen macht, zwei im ganzen. Und danach berief er alle seine Krokodile, er befragte sie und redete: »‚Hoch-wie-Sonnenhöh', der erhabene Sohn von ‚Hoch-wie-Sonnenbahn', will sich nun in die Oberwelt zurückbegeben. Will einer von euch ihn mit schuldiger Achtung dahin begleiten und mir Nachricht von ihm wiederbringen? Und wie lange Zeit will er dazu gebrauchen?« Da redete ein jedes Krokodil und bestimmte die Zahl der Tage nach der Länge seines eigenen Leibes in Klaftern. Das eine unter ihnen, ein Krokodil von Klafterlänge, redete: »Dein Diener will mit ihm schwimmen und in einem einzigen Tage zurück sein.« Da redete er zu dem Krokodil von Klafterlänge: »Ist es also, so begleite du ihn mit schuldiger Achtung. Aber, wenn du inmitten des Meeres bist, beunruhige ihn nicht.« Alsobald ließ (er) sich nieder auf den Kopf des Krokodiles, und der Meereherr ließ ihn scheiden. Also schwamm (es) mit ihm einen einzigen Tag lang, wie es versprochen hatte, mit schuldiger Achtung, und als (das Krokodil) sich zur Heimreise anschickte, da nahm er den Dolch, mit dem er erhaben umgürtet war, und legte ihn auf den Hals des Krokodiles. Damit sandte er es heim. — Aus diesem Grunde heißet heutigen Tages das Einklafter-Krokodil der »Gott mit der Dolchscheide«.

Also übergab (er ihm) den Haken, genau wie der Gott der Meere ihm geraten hatte, und von Stund an wurde (der Bruder) immer ärmer, und in neuer böser Absicht wollt' er ihn angreifen. Aber wenn er

ihn angreifen wollte, so enthüllte er den (Zauber), der die Wasser steigen macht, um ihn zu überschwemmen, und wenn er sich wieder entschuldigte, so enthüllte er wieder den (Zauber), der die Wasser fallen macht, um ihn zu retten. Als er ihn so mehrmals gequält hatte, da beugte er ihm sein Haupt mit den Worten: »Von Stund an wird dein Diener über deine erhabene Gottheit Tag und Nacht wachen, und er wird dir mit schuldiger Achtung dienen.« — Aus diesem Grunde werden alle seine Handlungen, während er ihn überschwemmte, immer neu wiederholt bis zum heutigen Tag.

Da Prinzeß ‚Perlenreich' sich schwanger fühlt, wünscht sie, das Kind des Himmelsenkels außerhalb der Wasser zu gebären. Sie errichtet darum am Strande an der Wellengrenze eine Gebärhütte, die sie mit Kormoranfedern bedeckt. Doch, noch ehe dieses Rohr gefügt ist, gebiert sie das Kind, das darauf den Namen bekommt: ‚Gotterhabener Herr Hoch wie Sonnenhöh, Grenze der Wellen, Recke, Rohrkormoran, unvöllig gefügt'. (Im Japanischen 25 Silben . . . Ama-tsu-hi-dako-hiko-nagisa-take-u-gaya-fuki-ahedsu-no-mikoto). Im Augenblick der Geburt, wo sie ihre natürliche Gestalt annehmen muß, soll sie der Gemahl nicht betrachten. Da er es aber dennoch tut, erblickt er ein Krokodil, vor dem er erschreckt flüchtet. Da läßt Prinzeß ‚Perlenreich' beschämt den Neugeborenen (Sohn) im Stiche und verschwindet (wie die Nixen und Schwanenjungfrauen unserer Märchen) in den Wellen. Aus dem Wasserschloß herauf schickt sie dem Himmelsenkel ein Abschiedsgedicht, das dieser mit den Versen beantwortet:

Mein Leben lang
Nicht vergeß ich mein junges Gemahl,

Mit der ich schlief
Dort auf der Brutinsel der Wildente,
Dort auf der Meervogelinsel.

‚Glanzfeuer' lebt dann noch fünfhundertachtzig Jahre, der Sohn wird von einer Schwester seiner Mutter erzogen, von der »Guten Prinzeß-Perle«. Er heiratet dann ‚Gute Perle', die ihm vier Kinder schenkt. Das jüngste dieser Kinder ist der »Erhabene-göttliche Herr von Ihare vom göttlichen Yamato«, das ist der von der Nachwelt Jimmu »Gotteskraft« genannte Begründer des »Weltalters der Menschen« und der bis auf den heutigen Tag herrschenden japanischen Dynastie.

—

Aus dem zweiten Buch
(Weltalter der Menschen)

Jimmu und sein älterer Bruder verlassen das Schloß von Takachiho, um im Osten einen neuen Sitz zu begründen. Der Bruder fällt im Kampf mit einem autochthonen Häuptling. Jimmu setzt den Zug fort, ein göttliches Schwert in der Rechten, geleitet von einem himmlischen Raben, begegnet zuerst einigen geschwänzten, aber wohlwollenden Landesgöttern, danach einer Reihe von gleichfalls zumeist geschwänzten Gegnern, nach deren Unterwerfung er zu Kashihabara (»Eichsfeld«) in der Landschaft Yamato die erste Residenz Japans gründet. Der nächste Sitz wird dann, nach den religiösen Anschauungen primitiver Völker, von jedem Regenten neu gewählt. Erst mit dem Eindringen chinesischer Vorstellungen und Einrichtungen wird die Pfalz ständig, zuerst in dem Flecken Nara, dann in Kioto. Das »Kojiki« erzählt die Geschichte von Jimmus Heirat und seiner Regierung, sowie der nachfolgenden Wirren.

Es folgen kurze Angaben in der Art ältester Chronologen über die Herrscher der nächsten fünfhundert Jahre. Unter dem Kaiser Sujin im ersten Jahrhundert vor Chr. wütet eine Epidemie, gesandt von dem »Großen Gott von Niwa«, einer der mehreren Gestalten des alten »Landesherrn«. Kaiser Suinin besänftigt den Geist des alten Gottes, führt den Orangenbaum aus dem »ewigen Lande« ein und ersetzt die bisherigen Menschenopfer der Häuptlingsgräber durch Tonbilder. Zu diesem Zwecke gründet er eine Kaste der Töpfer. Es folgt, unter Kaiser Keiko, der »Recke Japans«, Erbprinz Wouso, Yamatodake, der Held berühmter Legenden. Er tötet den eigenen Bruder, der gegen den Kaiser unehrerbietig gewesen ist, und kämpft dann gegen die Kumaso-Rebellen im Westen. Listig verkleidet er sich dort, als derbe Dirne. Das Motiv des weibisch gewordenen Recken (Herakles, Simson, Achill auf Skyros).

Da kam er nun zum Sitze der »Kumaso-Räuber«, der erhabene Wouso. Dort sah er vor der Burg eine dreifache Reihe Krieger, die sich zu ihrer Wohnung eine Höhle ausgehöhlt hatten. Und indem sie lärmend ein Fest besprachen für die erhabene Höhle, bereiteten sie eben ihre Mahlzeit. Darum begab er sich in die Umgebung, bis das Fest herankam. Und als das Fest kam, da kämmte er, wie Mädchen es tun, sein erhabenes hochgestecktes Haupthaar abwärts und legte die erhabenen Gewänder seiner Base an, also daß er auf das Haar einem Mädchen glich. Er mengte sich unter die Dirnen und ging hinein in die Höhlung. Da setzten ihn die beiden »Kumaso-Räuber«, der ältere und der jüngere, von seinem Anblick trunken, in die Mitte zwischen sich und freuten sich und lärmten ganz gewaltig. Als die Freude

aber ganz hochgestiegen war, da zog er sein Schwert aus seinem Busen und ergriff den älteren Bruder an seinem obern Gewandsaum. So stieß er ihm die Waffe in die Brust. Da floh der jüngere Bruder erschrocken, er aber verfolgte und griff ihn an auf der höchsten Stufe des Eingangs. Er zerrte ihn an seiner Rückenhaut und stieß ihm das Schwert ein unterhalb der Lenden. Da redete der Kumaso zu ihm: »Halt' stille dein Schwert! Ohne, dein Diener hat dir etwas zu sagen.« So gab er ihm einen Augenblick Frist, doch dabei hielt er ihn am Boden fest. — Und er fragte: »Wer ist deine Erhabenheit?« Er erwiderte: »Ich bin der erhabene Sohn des erhaben regierenden Herrn, des ‚Vollkommenen Großen Fürsten' (Name des Kaisers Keiko), des ‚Himmelsfürsten', der vom Schloß zu Hishiro in Makimuku das Große Land der acht Inseln beherrscht. Und mein eigener Name ist: ‚Der Edel-König, Jung-Herr von Yamato'. Der ‚Erhabene Herr' hat vernommen, daß ihr beiden erbärmlichen Räuber aufständisch und aufsässig seid. Darum hat er mich mit dem Befehl entsandt, euch zu ergreifen und zu töten.« Da redete der räuberische Kumaso: »Das ist gewißlich wahr. Denn hier im Westen erreichte uns noch Keiner an Mut und Stärke. Nur im Großen-Yamato soll es einen noch Stärkeren geben denn uns beide. So laß mich dir einen erhabenen Namen verleihen: Von diesem Tag ab sollst du dich billigerweise den erhabenen Fürsten ‚Yamato-dake' rühmen.« Und als er noch kaum ausgeredet hatte, spaltete er ihn entzwei wie eine reife Melone. Also gab er ihm den Gnadenstoß. Und von diesem Tag an rühmt man ihn stets den Erhabenen Yamato-dake.

—

Nach weiteren Siegen wird der Rebellenbezwinger in den Osten entsandt. Zu seinem Schutze übergibt ihm seine Base, die Oberpriesterin von Ise, das altheilige Schwert »Grasmäher« und einen »erhabenen« Sack.

So gelangt' er in das Land Sagamu. Der Herzog des Landes redete da vor ihm lügnerischerweise: »Hier in dieser Heide ist ein großer Salzteich. Der Gott, der diesen bewohnt, ist ein gar gewalttätiger Gott.« So begab er sich denn, um den Gott zu schauen, in die Heide. Der Herzog aber legte Feuer an die Heide. Da gewahrte Yamato-dake den Betrug und er öffnete die Öffnung des Sackes, des Lehens seiner Base, der erhabenen Fürstin von Yamato. Und er ersah in seinem Innern ein Feuerzeug. Da mähte er mit dem erhabenen »Mäher« zuerst die Steppe, danach nahm er das Feuerzeug und ließ Feuer daraus hervorgehen. So entflammte er ein Gegenfeuer, es brannte und schlug zurück. So entkam er selber und tötete und brachte um alle Herzöge dieses Landes. Er legte ohne Verzug Feuer an sie und verbrannte sie.

Danach drang er weiter vor, er überschritt das Meer. Der Gott dieser Straße empörte die Wogen und rüttelte das Schiff, alsosehr, daß es nicht fürder kam. Da redete seine Kaiserin, die mit Namen »Herrin Junge Orange«, vor ihm: »Dein Kebsweib wird an deiner Statt in die See gehen. Der Erhabene Herr soll die Sendung, mit der er gesandt ist, beendigen und, rückgekehrt, Bericht erstatten.« Indem sie sich anschickte, in das Meer hinunterzugehen, breitete sie zuvor acht Lagen Rohrmatten, darauf acht Lagen Felle und darauf acht Lagen Seidenstoffe auf den Wogenkamm. Auf diese ließ sie sich nieder. Alsogleich versanken die tobenden Wogen mit einem Ma-

le, also daß das erhabene Schiff weitersegeln konnte. Da sang die Kaiserin ein Lied: »Ganz anders war ich einst unruhig, als du inmitten der Flammen lodernden Feuers warst, in der niedern Steppe, den Blick gerichtet auf den wahren Gipfel.« — Sieben Tage danach wurde der erhabene Kamm der Kaiserin an den Strand gespült. Alsogleich fischte man diesen Kamm auf und brachte ihn in ein erhabenes für ihn errichtetes Grabmal.

Der Recke aber klagte um seine »Kaiserin« die in Japans Dichtung hochberühmte Klage:

»Da er nun die wilden Emishi bezwungen, all die wilden Gottheiten der Berge und der Ströme, nun heimkehrend in den Paß, da er sein erhabenes Mahl verzehrte, da kam der Straße Gott als ein fleckenloser Dam und stand vor ihm. Und alsogleich, da er ihn mit einem wilden Lauch warf und traf in sein Auge, fiel der Dam zu Boden. Da er nun auf des Passes Höhe war, seufzt' er zu dreien Malen: Adsuma ha ya! (das ist: Ach, mein Weib!). Darum benannte man das Land mit Namen Adsuma.«

Der hier erscheinende Damhirsch ist eine in der ostasiatischen (zumal der späten buddhistischen) Legende sehr häufige Verwandlung. Aus den Rissen in dem (dem lebenden Tier entnommenen) Schulterblatt wird, wie oben bei der himmlischen Sonnenfinsternis (und wie noch heute bei den Nordostasiaten), vorzugsweise geweissagt.

Yamato-dake vermählt sich dann mit einer anderen Prinzessin. Dieser hinterläßt er sein Schwert, um waffenlos den Gott des Berges Ibuki anzugreifen, einen Eber, so groß wie ein Stier. Der Berggott aber läßt ihn in die Irre gehen und schließlich in einem Schneegestöber umkommen. Lange schleppt

der Recke sich hin. In den Bericht sind zahlreiche Lieder eingestreut. Vor den Augen seiner Gattinnen und seiner Kinder verwandelt sich dann des Recken Leib in einen großen Regenpfeifer, der zum Meer entschwebt. Alle eilen ihm nach, »Lieder seufzend«, und errichten ihm am Strande ein Mal. Der Vogel aber verliert sich im hohen Himmel. (Das Nihongi berichtet übrigens wiederholt von anderen ähnlichen »Metamorphosen«.)

Auf des Recken Vater folgen die Kaiser Seimu und Chuai, welch letzterer in seiner Hauptstadt Kiushu ein berühmtes Ende findet:

Zu jener Zeit war die Kaiserin, die erhabene Fürstin Okinaga-Aarashi, von einem Gotte besessen. Und während der Himmelsfürst in seinem Schloß Kashiki zu Tsukushi daran ging, das Land der Kumaso zu schlagen, und in die erhabene Harfe griff, erforschte der Kanzler, der edle (Greis) Takeuchi, in dem »Reinen Hofe« den Willen der Götter. Da gab ihm die gottbesessene Kaiserin den Rat: »Es ist ein Land gelegen im Westen, und dieses Land hat die Fülle der Schätze, im Aug' erglänzend; Gold und Silber und alles Sonstige. Dieses Land will ich dir geben.« Da erwiderte der Himmelsfürst mit den Worten: »Wie hoch man auch steigen mag, so erblickt man doch im Westen kein Land, nur die hohe See.« Und er redete noch: »Die Götter lügen mitunter.« Er stieß die erhabene Harfe von sich und spielte nimmer, so saß er in Schweigen. Da erzürnten die Götter und redeten abermals: »Jenes Reich, es ist kein Land, über das du herrschen sollst. Es ist nur der ‚Einzige Pfad'.« Der Kanzler, der edle Takeuchi, rief (aus): »O, mein Himmelsfürst! Furcht (ergreift mich). Schlage doch lieber weiter die erhabene große Harfe!« Da nahm

der Himmelsfürst auch langsam die erhabene Harfe wieder an sich und spielte wiederum, jedoch klagend. Aber bald danach wurde der Ton der erhabenen Harfe gar schwach, und man vernahm sie nicht länger. — Sie steckten ein Licht an, und sie sahen: Da war er tot.

Die Kaiserin und der greise Kanzler (der Methusalem Japans, dem eine Lebensdauer von drei Jahrhunderten zugedichtet wird) forschen zunächst, ob nicht irgendein Frevel im Lande ungesühnt geblieben ist. Darum werden die Götter, die den Kaiser getötet haben, neuerlich befragt. Es sind dies die Sonne und drei der einst aus Idsanagis Reinigungsbad hervorgegangnen Gottheiten. Die Götter antworten: die Kaiserin wird einen Sohn gebären, und die kaiserliche Flotte wird nach genau angegebenen Sühnungen das Reich Shiragi auf Korea erobern. Beides geschieht. Darauf unterwirft die Kaiserin noch die unbotmäßigen Fürsten von Yamato durch eine List, ein in der Art des trojanischen Pferdes mit Kriegern heimlich bemanntes Schiff, und die Residenz wird in dieses Land verlegt. Das Kojiki bringt Trinklieder zu Ehren des Erbprinzen. Dieser wird danach der Kaiser Ojin. Er führt chinesische Bücherrollen und Gewerbe ein. Der legendäre Charakter der Chronik ändert sich aber nicht allzusehr. So bildet den Schluß des Zweiten Buches des Kojiki die Erzählung von einem Gewölbe, bei dessen Bau Bogen und Pfeile eines Gottes in Glyzinien verwandelt werden.

Von dem Kaiser Nuntoku, der das ganze vierte Jahrhundert lang regiert haben soll, berichten Kojiki und Nihongi beide einen »sozialen« Zug, der hier in beiden Fassungen wiedergegeben werden soll.

Kojiki: (National-japanisch) Der Himmelsherr bestieg einen hohen Berg und sah vor sich das Land ringsum. Da redete er: »Aus dem Land ringsum steigt kein einziger Rauch auf! Das ganze Land ist von Armut geschlagen! Ich will alle Steuern (und Fronden) des Volkes auf drei Jahre lang aufheben!« So geschah es denn, daß das große Schloß des Kaisers verfiel. Es regnete allerorten hinein. Und dennoch wurde nichts wiederhergestellt. Man schöpfte das Regenwasser in Gefäße. Und man hielt sich an Stellen auf, wo es keine Risse gab. Als man danach wieder auf das Land hinabsah, da stieg der Rauch überall reichlich auf. Da er nun wiederum das Volk reich sah, stellte er die (Fronden und) Steuern wieder her. So ging es dem Landmann gut und die Fron schreckte ihn nicht. Seine Regierung zu rühmen, hieß man sie die »Regierung des Weisen Kaisers«.

Nihongi: (Sino-Japanisch) (Der Kaiser sieht den Rauch wieder aufsteigen.) »Nun ist da Wohlstand.« — Die Kaiserin: »Was begreift Ihr unter Wohlstand?« Der Kaiser erwiderte ihr: »Dies ist sonnenklar. Wenn der Rauch sich über das Land zieht und die Bevölkerung ungehindert zum Wohlstand gelangt.« Die Kaiserin fuhr fort: »Der Wall um den Palast liegt in Trümmern, wir können ihn nicht wiederherstellen. Alle Baulichkeiten sind in ganz schlechtem Zustand, unser (Schuhwerk) schon leidet darunter. Will man dieses Wohlstand nennen?! Der Kaiser sagte: »Der Himmel beruft den Fürsten — zum Wohl seines Volkes! Das Volk muß darum die Grundlage von allem bleiben. Des Volkes Armut ist meine eigene Armut, des Volkes Wohlstand ist mein eigener Wohlstand. Ein reiches Volk und ein armer Prinz, dieses gibt es nicht.« (Das Nihongi datiert das Gespräch post 319.)

*

Der nächste Kaiser Richu ist der erste auch von der modernen Geschichtsforschung festgestellte Herrscher. Unter ihm werden »Berichterstatter für die einzelnen Provinzen ernannt zur Aufzeichnung der Reden und Ereignisse«. — Die Ereignisse unter dem darauffolgenden Kaiser werden mit vielen, auch sittengeschichtlich bedeutenden, Einzelheiten vorgeführt, die Zeit der letzten elf Kaiser jedoch in bloßen Daten. Das Kojiki schließt seine Erzählung 628 n. Chr. Die darauffolgende Zeit der Einführung des Buddhismus kann nur aus dem Nihongi studiert werden.

Die Gauumrisse (Fudoki)

Die Gauumrisse, ein offiziell geographisches Werk, wurden von der Kaiserin Gemyo (die auch die Niederschrift des Kojiki veranlaßte) zu Anfang des achten Jahrhunderts angeordnet. Aus jeder Provinz sollten an den Hof Angaben über Lage, Einteilung, Bodenbeschaffenheit, Mineralschätze, pflanzliche und tierische Produkte, Namensursprünge und alte Überlieferungen eingeschickt werden. Das Werk ist nur zum Teil und indirekt in einigen späteren Schriften enthalten, vollständig allein der »Umriß« der Provinz Idsumo. Ein in Mythenphantasie schwelgendes und in eigentlich unübersetzbaren Wortspielen blühendes Stück dieses Idsumo-Fu-doki ist die Legende des »Kunibiki«, des Landziehens.

Das Landziehen

Das gilt aber vom Boden: Man nennt diesen Gau O-u darum:

Der erhabne Yatsukamidsuomitsunu verkündete: »Der Idsumogau, Achtwolkenschemel, ist fürwahr ein Gau, noch junger dünner Stoff. Das Ursprungsland

reicht nicht zu. Also will ich ein neues Stück Lands dranheften.« Sprach's. Und wie er gegen die Shiraginase sich umtat, die maulbeerbastweiße: »Hier ist des Landes noch ein Rest.« So trennt' er davon einer Maid Busens Zwischenraum (Landbusen). Mit vielen Schlägen, wie man einen großen Fisch auf die Kiemen schlägt, so zerschlug er's in Grasnarben, blühend grasfarben »Hamp-Hamp« (primitive Onomatopoesie). Sein dreimalgewundenes Tau schlang er darum, zog ganz leise (wie an frostschwarzer Tsusurafruchtwolle). Still zog er daran, wie ein Kahnzieher am Fluß: »Komm du, Land! Komm du, Land!«

Das also angeheftete Land liegt zwischen der Endspitze Kodsu und der Landspitze Kidsuki, der achtmal gebauten. Der Ankerpfahl ist der hohe Sahime an der Gemarkung der Gaue Ihami und Idsumo. Das Tau aber ist der Leinpfad von Sono.

Danach tat er sich noch gen Sakiland um, an dem Nordens-Tor, nach noch weiterem Land-Rest. »Hier ist auch ein Übriges.« Und: »Komm du, Land!« — Der also gezogene und geheftete Gau ist Sada von der Endspitze Taku an. So tat er sich noch um gen Sunamiland an dem Nordens-Tor, nach noch weiterem Land. »Hier ist auch ein Übriges.« Und: »Komm du, Land!« Das also gezogene und geheftete Land ist der Kuramigau von der Endspitze Taguhi an. So tat er sich noch nach der Landspitze Tsutsu um nach noch weiterem Land. »Hier ist auch ein Übriges.« Und: »Komm du, Land!« — Das also gezogene und geheftete Land ist der Mihofels. Das Tau, daran es gezogen ward, aber bildet die Yomi-Insel. Der Pfahl ist der Okari im Hahakigau.

»Nun aber genug gezogen an Land!« Sprach's. Und wie er im O-u-Forste seinen Götterstab niederlegt', atmet' er laut: »O-u«. Danach heißt der Gau O-u.

Die Versdichtung der Nara-Zeit

Japans klassische Dichtung ist von der modernen europäischen Dichtung wesentlich verschieden. Unsere umfangreichen epischen und dramatischen Formen sind nicht vorhanden. Vorhanden ist vorzugsweise die Lyrik. Der japanische Dichter verzeichnet so wie der japanische Maler mit einigen kraftvollen oder zarten Pinselstrichen einen Eindruck, die Regung seines Herzens oder sein Entzücken vor der Natur. Der japanische Dichter dichtet im vollen Bewußtsein seiner Kunst sowohl als der Grenzen seiner Begeisterung.

Dies erklärt leicht die Kürze fast aller japanischen Gedichte. Der klassische Typus der höfischen Dichtung ist das »Kurzgedicht« (Mijika-uta, Tanka), eine Strophe von fünf Versen von abwechselnd fünf und sieben, zuletzt jedesmal wiederum sieben Silben. Auch die Langgedichte (Naga-uta, Choka) sind in demselben wechselnden Silbenmaß geschrieben und nicht allzu lang. Trotzdem wurde auch diese Form fallen gelassen, die Tanka später, in der Tokugawa-Zeit, durch den bloßen Dreizeiler ersetzt. Aber in diesen Formen weiß der Japaner doch sehr vieles auszudrücken. Der Reim und Silbenwert werden ersetzt durch den natürlichen reinen Klang der Sprache, aus der für die Dichtung jedes chinesische Wort ausgeschlossen bleibt. Auf diesem zarten Instrument spielt der Dichter liebevoll in geistreichen Wortspielen, die oft den Hauptteil seiner höfischen Kunst ausmachen. Besonders drei Arten solcher Koloraturen der Lyrik müssen für jedes Verständnis erwähnt werden: Das sogenannte »Kissenwort« (makura-kotoba), ein Epitheton ornans, das oft den ganzen ersten Vers erfüllt, mitunter — in der vorklassischen Zeit — sich

zum Gedicht selbst erweitert und eine ferne, geheiligte Vorstellung erweckt. Von solchen Kissenworten findet man in den hier mitgeteilten Gedichten sehr viele, aber eine große Anzahl auch in der Prosa, so zum Beispiel in dem »Idsumo-Grundriß« und der weiter unten gegebenen »Vorrede zum ‚Kokinshu'«. Der Sinn all dieser Beiworte war dem primitiven Japaner natürlich; einige entsprechen übrigens den homerischen. Allmählich aber wurden sie mehr oder minder feierlich und geheimnisvoll, eine Art Thema der auf sie aufgebauten Gedichte. Daher der befremdliche Name. Eine weitere Spielform ist die »Introduktion« (Jo), durch welche die ersten drei Verse der Tanka mit ihrem Abgesang durch ein leichtes Wortspiel verbunden werden, wodurch der ganze erste Dreizeiler wieder zu einer Art »Kissenwort« des Schlusses wird. Endlich verwendet der japanische Dichter sehr häufig das Doppelsinnige Wort (kenyogen), von den europäischen Japanologen Pivôt genannt; oder auch nur eine doppelsinnige Silbe, die wie eine ‚Türangel' alles Nachfolgende mit dem Vorhergehenden verbindet. Hat man ihr diese spielenden Eigenschaften einmal zugestanden, so wird die japanische Dichtkunst außerordentlich reizvoll, eine wundervolle Vereinigung lyrischen Schwungs und strenger Gesetze. Sie gibt sozusagen ziselierte Eindrücke, die freilich durch allzu sorgfältige Ausführung auch oft den Inhalt unter dem äußeren Glanz verschwinden lassen. Bei allem muß jedoch ein bislang noch gänzlich unaufgeklärter Zusammenhang mit Gruß- und Spottliedern und mit primitiv-religiöser Rhythmik angenommen werden, dessen Feststellung und Aufhellung zu den auch sonst zahlreichen Aufgaben einer noch nicht bestehenden ethnologischen Japandurchforschung gehört.

So kurze Kunstformen können natürlich nicht leicht einen Gedichtband ausmachen. Vielleicht auch darum vereinigte man von Anbeginn die Gedichte mehrerer Dichter zu Anthologien. Die Japaner betrachteten auch immer, und nicht mit Unrecht, die Dichtkunst ihrer Dichter als das Erzeugnis einer bestimmten Epoche. Der Kaiserhof ließ von Zeit zu Zeit die besten Gedichte der letztvergangenen Zeiten zu den uns erhaltenen und in unserem Buche auszugsweise übertragenen Sammlungen veranstalten.

Das Manyoshu

Die Dichtkunst der Nara-Zeit ist gesammelt in dem »Zehntausendblatt« Manyoshu. Der genaue Sinn dieses Titels steht freilich nicht fest. Yo bedeutet ein Pflanzenblatt und ebenso ein Alter, eine Epoche, so daß das Wort »Sammlung« auch »Sammlung aus Zehntausend Epochen«, d. h. der bisher vergangenen Herrscherzeiten, bezeichnen kann. Revon selbst faßt »Yo« im Sinne von »Gesprochenen (beschriebenen) Blättern« auf, gemäß der Einleitung des »Kokinshu«. Die Sammlung ist erst zu Beginn des neunten Jahrhunderts zusammengestellt, wahrscheinlich von Yakamochi aus dessen und anderer Dichter Haussammlungen. Die meisten Stücke sind aber 300 bis 350 Jahre älter. Unter diesen sind 4173 Langgedichte, 262 Kurzgedichte und 61 sogenannte Sedoka (Refraindichtungen, dem Ursprunge nach Wechselgesänge). Sämtliche Gedichte sind in chinesischen Schriftzeichen geschrieben, die zum Teil Bildcharakter, zum Teil aber bereits phonetisch und mitunter sehr verwickelt gebraucht werden. Die zahlreichen einheimischen Erklärer aller Zeiten haben aber den Sinn der Manyoshu-Gedichte auf ihre Art festgestellt. An

künstlerischem Wert, an unmittelbarer Lebensfrische und Gefühlsstärke übertrifft das, übrigens stark von der gleichzeitigen chinesischen Tang-Dichtung beeinflußte, Manyoshu alle späteren Sammlungen.

Unter seinen einzelnen Dichtern stellen die Japaner die »Fünf großen Männer des Manyo« am höchsten. Es sind dies: Hitomaro, vom Ende des siebenten Jahrhunderts mit dem Vollnamen Kakinomoto no Hitamaro, eine in ihrem Leben legendäre Persönlichkeit. Ein Krieger findet am Fuße eines Baumes ein Kind von überirdischer Schönheit. Es wird ihm offenbart, daß es »ohne Vater noch Mutter geboren, als ein Dichter der Sonne, dem Mond und den Winden gebieten« würde. Nach dem Baume Kaki benennt der Finder das Kind Kakinomoto. Für die Forschung steht nur fest, daß das Geschlecht Hitomaros sich eines kaiserlichen Ursprungs rühmte, und daß der Dichter unter der Kaiserin Jito und dem Kaiser Mommu irgendwelche Ämter bekleidete. Er begleitete dann den Prinzen Nihitabe auf mehreren Reisen, die er alle in Tankas besang. Sein (jedenfalls unechtes) Grabmal wird noch heute in einem Dorfe in Yamato gezeigt. Der zweite (Hauptdichter der Sammlung und) »Weise der Dichtkunst« (Uta no hijiri) ist Yamabe no Akahito. Yamabe war der Name einer erblichen Kaste von Waldhütern. Wie Hitomaro so bereiste auch Akahito die Provinzen, um 725 in Begleitung des Kaisers Shomu den Osten. Einige Zeit später schrieb er das berühmte (unten übertragene) Gedicht »Auf den Fuji« (yama). Beide Dichter zusammen nannten die alten Japaner kurz den »Yama-Kaki«.

Yamanoe no Okura ist nach seinen Lebensdaten ebensowenig bekannt. Im Jahr 701 reist er als Kanzler einer Gesandtschaft nach China und hält sich da am Hofe auf. Seine zum Teil auffallend naturalistischen

ganz hervorragenden Gedichte geben über des Dichters Geist weit besseren Aufschluß, so zum Beispiel die unten mitgeteilte weltberühmte Darstellung der »Armut«.

Ohtomo no Tahibito lebte in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. Er galt für sehr klug, aber schwer zu behandeln, und überwarf sich jedenfalls mit den regierenden Hausmeiern, den Fujiwara, die ihn schließlich verbannten. Er behielt aber den Titel eines ersten Rates.

Von dessen Sohne Ohtomo no Yakomochi ist ein ältestes Jugendgedicht aus dem Jahre 736 bekannt. Kurz darauf wird er als Page genannt, dann bekleidete er hintereinander zahlreiche hohe Ämter. Das mitgeteilte schöne Gedicht von 755 drückt die Gefühle eines Sakimori aus, eines an die westliche Grenzmark, auf die Insel Tsushii entsandten Lehnsmannes. Der Charakter des Gedichtes ist um so auffälliger, als Yakamochi einer der ältesten und höchstgestellten kriegerischen Familien entstammte und auf seine Gesinnung und seinen Adel gleich stolz war, wie aus dem folgenden von Karl Florenz in seiner Literaturgeschichte inhaltlich wiedergegebenen Gedicht hervorgeht. Die Übertragung der anderen Gedichte des Manyoshu ist aus künstlerischen Gründen zumeist in dem (der japanischen Dichtung selbst nicht gänzlich unbekannten) altertümlichen Stabreim unternommen worden.

Hitomaro

Lang ist die Nacht — So lang wie der langhangende Schweif
Silberfasanes, und langhin stelzend
Erglänzet die Nacht dem einsamen Schläfer.

Auf den Hingang des Erbprinzen Hinami

In uralten Tagen,
Himmels wie Erde,
Der hohen Götter
Achthundert Tausende
In Hochversammlung
Versammelt rieten
Im unaustrocknenden
Glänzenden Himmelsfluß,
Festester Veste,
In hohem Rate allda sie rieten:
Erhabener Sonne,
Der sicher Glanzvollen,
Ruhvoller Himmel
Reich ruhmvoll zu reichen.
Der Grünen Ähren
Schwankschilfenes, dichtes
Delta doch zugedachten sie,
Bis zu Himmels und Erde
Endlicher Einigung,
Unserm Erhabnen Gotte,
Der dichten Wolke
Achtfachen Walles
Hehrem Durchbrecher,
Dem zu uns zu kommen
Geruhenden Gottkömmling.

*

Der erhabene Sonnensproß,
Hochhin-glänzend,
Von Kiyomis Schlosse
Dort zu Asuka,
Gewaltig sitzend,
Zurück gänzlich Gottgleich,
Aufstand Er,
Der Himmlische, zu seiner Himmelfahrt!

*

Wann unser großer Gebieter,
Der herrliche Fürste,
Herr doch zu sein geruhte
Des Landes unterm Himmel:
Wie die Blüte im Lenze
Zur Lust unsers Landes
Vollkommen wie Vollmond
Uns hätt' er geleuchtet!
Von vielen Enden
Des Lands alle Mannen
Vertraun ihm dann schenkten,
»Groß-Schiff-Vertrauen«,
Wie Wassers vom Himmel
So seiner sie warteten,
Erhebend ihr Auge.
— Er doch:
Was nur dacht' er?!

*

Dorten auf Mayamis Hügel-
Einsamkeit,
Dorten, auf gewaltigen
Pfeilern zum Grunde
Sich gegründet, die Göttliche
Hochburg dort hat er gebaut sich!

*

— Morgen ist, doch sein hohes Wort
nicht vernehmen wir.
Nach Monden sind Jahre
Gar viele verflogen —
Darum
Sind die Diener im Dienste des hehren
Herren
Sind sie alle noch weglos, wie geschlagen!

*

Abgesang *(Hanka)*

Die erhabene Pforte des erhabenen Herren,
Zu der hier unsere Augen
Wie zu Himmeln hoch wir wenden,
In Trümmer schon verfällt sie! - Um was noch klagen?

Abgesang, der andre

Die Sonne wohl noch leuchtet,
Kaiserkrapp.
Der Mond allein, der tollkirschenschwarzen
Nächte Wanderer
Hinweg sich wandte. Um was noch klagen?!

*

Akahito: Auf den Fuji

Vom An-Beginn,
Da die Himmel sich schieden,
Erd und Himmel,
Die Hochverehrlichen,
Von da, gotteinsam
Im Gau Suruga
Raget der Fuji.

Mag ich beschauen
Den Hart-am-Himmlischen,
Vom Rade der Sonne
Das Licht zumeist löscht er.
Vom Mond im Rücken
Der Glanz wird glanzarm.
All weiße Wolken
Wagen kein Wandern.
Alle Zeit ewig
Der Schnee still stöbert.
Alle Zeit fürder
Zu rühmen vermöcht' ich
Den ragenden Fuji.

Abgesang

Verlaß meinen Sitz ich
Zu schauen gen Tago:
Der Schnee wiedrum wirbelte
Altweißem Fuji
Schneeweiße Haube.

*

Okura: Der Arme

Die Nacht, weil der Regen
Im Sturmwind regnet,
Die Nacht, weil der Regen
Regnet im Schneefall,
Diese Nacht, was beginn ich,
Weil Frost mir ans Bein friert?
– Zu kauen beginn ich
In kleinen Bissen
Althärtesten Salzfisch.
Zu schlucken beginn ich
In kleinen Schlucken
Altfusligen Aufguß.
Husten, der rührt mich,
Ich huste und schnupfe
Derweil meinen Bart,
Den dünnen, ich klimpre:
»Aus der Welt, wenn ich wandre,
Welcher Weise bleibt übrig?«

So heiz ich mit Hochmut,
Der Frost doch mich fröstelt.
Vergeblich Gebinde
Von Hanf mir umhüll ich
Meinem hutlosen Haupte.
Mein Mantel ward ärmellos, loses
All meine Kleidung [Leinen.
Mit Klugheit mir häuf ich.

— Die Nacht, weil der Grimm friert,
Doch gibt es Frierende,
Noch frostiger denn ich Frostmann:
So Vater wie Mutter
Der Ärmsten hungern.
Es hungern und klagen
Gemahl und Kinder.

»Die Nacht, da der Frost friert,
Was beginnestu, Lieber?«

Himmel und Erde
Die hohen Weiten,
Wie engen sie ein mich!
Sonne und Mond,
Die lichten Leuchten,
Mir liefern sie Licht nicht.

Geht drauß es so allen?
Geht (hauß) es nur mir so?

Man nennt mich doch Menschen,
Gezeuget von Mannheit,
Doch armlose Mäntel,
Ohne Futter Fahrhabe,
Wie Tand mir von Schultern
Das Trödelgut schlenkert!
Zwischen Balken, bröckelnd,
Auf bloßen Boden
Das Stroh mir schütt ich.
Vater und Mutter
Beide zu meinen Häupten,
Kinder und Gattin,
So viele zu meinen Füßen,
Sind stiernack und stöhnen.

Dieweil von dem Herde
Kein Feuer mir hochfliegt,
Im Kochtopfe kalt
Die Spinn' ihr Gespinst zieht.
Arm Reiskorn selber
Nicht kochen mehr kann ich,
Ein Kauz mit den Käuzchen.
— Und (noch nicht zu Ende!)
Die Frone zu heischen,
Kommt — krach! — der Dorfvogt.
Er erschlug meinen Schlummer,
In den ich mich einschlug.

— Der Welt Wege
Sie verweigern den Ausweg!

Nachgesang

Zu oft nur spricht man:
»Die Welt bleibt doch Wirrwarr.«
— Kein Wille drum entflog ihr
Noch jemals. Wir sind nicht Vögel!

*

Tahibito: Strophen auf den Reiswein
nach einem chinesischen Vorbild

Statt Sorgen sich zu machen
Um das, was doch nicht Nutzen bringt,
Wär's besser, daß voll Sake
Man einen Becher trinkt.

Ein trefflich Wort fürwahr
Sprach jener große Weise
Der alten Zeit,
Als einen Weisen
Den Sake er geheißen.

Was die alten
Sieben Weisen
Männer auch
Am liebsten hatten,
Soll der Wein gewesen sein.

Wenn ich nicht wäre
Was ich nun einmal bin, ein Mensch,
Möcht ich am liebsten
Wohl eine Sake-Flasche sein,
Um mich recht vollzusaugen am Wein!

Und wär's der Schatz sogar,
Den man den unschätzbaren nennt,
Wie könnt' er zu vergleichen sein
Mit einem einz'gen Becher Wein.

Edelsteine selbst,
Die nächtlich leuchtend flimmern,
Wie könnten sie
Dem Reiswein sich vergleichen,
Des Trunk die Sorgen bricht?

Viele Arten gibt es zwar,
In der Welt sich zu ergötzen,
Doch die lustigste von allen
Ist, sich herzlich vollzutrinken
Und ins graue Elend sinken.

Wenn's nur auf dieser Erd'
Immer recht lustig geht,
Nichts mir gebricht;
Ob ich im Jenseits dann
Wurm oder Vogel werd'
Kümmert mich nicht.

's ist nun doch einmal so:
Alles was kreucht und lebt
Muß einst dahin,
Laßt mich drum lustig sein,
Während ich hüben in
Dieser Welt bin. (K. Florenz)

Yakamochi (Das Geschlecht der Otomo)

Seit dem göttlichen Zeitalter des erhabenen Herrschers (Ninigi no Mikoto), welcher das sonnenbeschienene himmlische Tor aufschloß und auf den Gipfel des Takachiho vom Himmel herabstieg, dienten (unsere Ahnen) ehrfurchtsvoll: den Bogen aus Hagi-Holz in der Hand, die Pfeile aus Knochen junger Hirsche unter dem Arm stellten sie sich mit ihren heldenhaften, mutigen Männern der Kriegsschar, die den Köcher auf den Rücken tragen, an die Spitze schritten, Felsen zertretend, über Berge und durch Flüsse, unterwarfen auf der Suche nach einem Lande die sich wild und ungestüm gebärdenden Götter, machten ungehorsame Gemüter zahm und fegten und säuberten so das Land. Von Generation zu Generation der Fürsten, die der Reihe nach den Thron des Kaisers bestiegen — des Kaisers (Jimmu), der zuerst im Palaste zu Unebi in Kashibara des Landes Yamato, der Libelleninsel, Palastpfeiler unerschütterlich fest errichtet und das himmliche Reich regiert hat — haben (unsere Ahnen) in nächster Nähe der Kaiser mit redlichtreuem Herzen sich zum äußersten angestrengt, haben fort und fort gedient und sich in ihrem von den Urahnen ererbten Beruf ausgezeichnet. Es ist ein reiner Name, den sie uns überliefert haben; den wir Nachkommen in ununterbrochener Reihenfolge immer weiter fortpflanzen sollten; von dem, wer immer ihn erfahre, fort und fort weiter erzählen soll:

den, wer immer ihn vernimmt, sich zum Muster machen soll; den zu besudeln also höchst beklagenswert wäre! Denke daher nicht leichthin über ihn; dulde auch nicht, daß der Name unserer Vorfahren durch lügenhafte Verleumdungen anderer in Schande gerate, o du heldenhafter Genosse, der du den Geschlechtsnamen Ohtomo führst! (K. Florenz.)

(Gedanken eines Grenzoffiziers)

Gehorsam Geboten
Des größesten Kaisers,
Mein Weib verlaß ich,
Mein Sinn ward traurig.
»Mutig ist der Sinn
Des wahrhaften Kriegers.«
(Für die Schlacht schlank) mich schmükkend,
Ich tret in die Pforte,
Die Mutter mich küßt',
Die »Mutter und Amme«
Mein Weib, es umarmt mich
Das »Gras im Maien«.
»Heil bleib, ohne Sehr'!
Dies mein heiliges Sehnen,
Kehr schnell mir zurück
Mit Glück aus Gefahren!«
Mit dem seidenen Ärmel
Die Zähre sich wischt sie.
Die Worte all spricht
Sie in stockendem Schluchzen.
Fortschwimmen im Zuge
Der Zugschwän' ist bitter. —
Ein Mal noch, zur Letze
Zurück ich mich wende,
Schon trennt mich der Schwarm
Vom heimischen Dorfe.

Von Höhe zu Höhe
Wir Pässe erklimmen.
Dort schau ich schon Yodos
Schilfkränzende Mündung.
Kam Flut, bald, zu Abend,
Die Kähne flottmacht man.
Kommt hell dann der Morgen,
Entrudert die Flotte.
Noch schau ich nun Dunst
Des Lenz um die Inseln,
Noch hör ich des Reihers
Gefährliches Krächzen,
Meiner Hütte gedenkend
Weit hinter den Bergen,
Aufseufz ich: Es klirren
Mir vom Rücken die Pfeile.

Nachgesang

Überm Meere wie
Verderblich die Schreie
Des Reihers heut abend.
Und ich denke des Heimdorfs.

Nachgesang, ein anderer

Nicht vermocht ich zu schlummern.
Gedacht' ich des Dorfes? —
War's Ruf wieder des Reihers?
Schwarz nur bleibt das Röhricht.

Auf die Milchstraße

[vgl. über diese Sternbilder Seite 46]

Sah ich nicht schon den Reif,
Himmlisches Weiß
Auf dem Steg, aus den Schwingen gebaut der Elstern?
— Es ward hoch schon an der Nacht-Zeit.

Das Kokinshu

DAS KOKINSHU, DIE SAMMLUNG DER »ALTEN und neuen Lieder«, ist an Zeit wie an Bedeutung die erste der klassischen Liedersammlungen.
Ihre Einleitung berichtet uns von dem kaiserlichen Auftrag an Ki no Tsurayuki und seine Mitarbeiter. Tsurayuki wurde vermutlich im Jahre 883 geboren. Er war wahrscheinlich mit dem Kaiserhause verwandt und jedenfalls wegen seiner Begabung bei Hofe sehr geschätzt. Er bekleidete eine Anzahl Ämter in Kioto und Provinz. Seit dem »Manyoshu« und besonders in dem ersten Jahrhundert nach der Gründung Kiotos war in Japan vor allem chinesisch gedichtet worden. In der Zeit Tsurayukis ist nun eine Renaissance der nationalen Lyrik wahrnehmbar, deren Erzeugnisse auch das Kokinshu hergebracht haben.
Die Sammlung ist in zwanzig Bücher eingeteilt und enthält ungefähr 1100 Kurzgedichte. Die Einteilung erfolgte inhaltlich: Jahreszeiten, Gelegenheitslieder, les Adieux et les Retours, und Liebe und so weiter. Die Gedichte sind zum großen Teil aus den höfischen Wettspielen hervorgegangen oder sonst einer vorsichtigen Kritik unterzogen worden. Das Kokinshu zeigt demnach höfischen und sentimentalen, zum Teil gekünstelten Charakter. Natürlichkeit und Lebenskraft wird man ihnen trotzdem nicht durchaus absprechen können im Gegensatz zu einigen späteren Sammlungen.
Unsere Auswahl folgt der Auswahl eines einheimischen Philologen aus dem dreizehnten Jahrhundert. den »Hundert Liedern der Hundert Dichter.« Die alten einheimischen Sammlungen bezeichnen die Dichter entweder mit ihren Namen oder mit ihren

Titeln oder mit beiden durcheinander, doch kommen auch frei erfundene Beinamen vor. Diese Namensgebung ist hier zumeist beibehalten. Die gebräuchlichsten seien hier nach ihren ungefähren europäischen Bedeutungen wiedergegeben: Nagon ist eine Art Rat, und zwar entweder Dainagon »Großrat«, Chunagon »mittelerer Rat«, oder Shonagon »niederer Rat«. Die Räte bildeten eine Art Beamtenkaste, aus der dann gewöhnlich die Leiter der Verwaltung — Minister wenn man will, obzwar es natürlich so vollkommene Bureaukratien im modernen Sinne nicht gab — genommen wurden. — Die Auswahl der »Hundert Dichter« ist in Japan so populär geworden, daß sie auch heute noch jeder Gebildete auswendig kennt. Im Anhang sind dann noch einige andere für ihre Verfasser charakteristische Verse wiedergegeben.

Die »Vorrede des Kokinshu«, verfaßt von Tsurayuki, gilt als das älteste Beispiel bewußter japanischer Prosa, ist aber nach der Meinung von Karl Florenz wohl eine Bearbeitung einer andern uns in chinesischer Sprache vorliegenden Vorrede. Als Autor dieser chinesischen Vorrede gilt der Sinologe Ki no Yoshimochi.

Solche Gedicht-Vorreden heißen in der japanischen Literatur: Kajo. — Das Kajo zum Kokinshu analysiert die damals berühmtesten Tankas, von denen wir die meisten auf Seite 109ff. übertragen. Das angegebene älteste japanische Gedicht von Naniwasu ist aber wahrscheinlich nicht von dem Kaiser (Nintoku), sondern von dem Koreaner Wani verfaßt. Die »Gouverneurskinder« sind die bereits in dem Shinto-Ritual erscheinenden Edelzofen (Ome). Beide Gedichte werden in unserem Anhang mitgeteilt. Ebenso die in dem Kajo erwähnte (noch heute gesungene) Na-

tionalhymne »waga kimi wa« und die beiden Tanka auf die legendäre Sehnsucht der Fichten von Takasago bei Kobe und von Sumenoe bei Osaka, endlich eine weitere Anzahl anderer auf Situationen beruhender Epigramme, auf die das Kajo anspielt.

Kajo (Vorwort) zu dem Kokinshu

Der Samen der Dichtung Yamatos ist das menschliche Herz, ihre Blätter hier diese »Zehntausend gesungenen Blätter«. So vieles fesselt in diesem Leben den Menschen; der drückt dann seines Herzens Gedanken durch das aus, was er sieht und vernimmt. Hörst du also der Nachtigall Stimme, ihre Seufzer dort aus dem Blütenbusch, ja sogar die Unke, die Wasserbewohnerin? Wo ist das Lebendige, das da nicht sänge und dichtete? — Dichtung müht sich nicht, und doch bewegt sie Himmel und Erde, die Götter und die unsichtbaren Geister rührt sie (magisch). Den Mann vereint sie mit dem Weibe, das Herz des wilden Kriegers sogar sänftiget sie. Solange als der Himmel eröffnet ist über der Erde, solange gibt es Dichtung. Und die, so wir heute besitzen, ward erregt in des Himmels Ewigkeit von der »Kaiserin im Oberen Glanze« (der Göttin Shitateruhime) und auf der metallträchtigen Erde danach von dem »Hehren Verbannten aus dem Himmel« (dem Gott Susanowo). Dazumal, in der »Gewaltigen Schnellen Götter« Tagen, war das Maß der Silben noch nicht gefunden. Das Kleid war nachlässig und der Leib schwierig zu fassen. Erst in der »Menschen Alter« begann der erhabene Gott Susanowo die Dichtung der 31 Silben. Also entfaltete sich damals Dichtung. Worte nahm sie und gab damit Gedachtes wieder. Das eine Mal wurde eine Blume bewundert, einem Vogel der

Flug geneidet, das andre Mal trübte den Sinn der Nebel draußen oder der Tau. — Reiset man weit, so entfernt man sich von seinem Ort, und so geht es viel währende Monde oder Jahre. Der hohe Berg wächst aus dem niedern Staub seines Fußes bis in die Wolken im Himmelsmeer. — Nicht anders ist Dichtung aufgewachsen.

Das Gedicht auf Naniwadsu ist das älteste von einem Kaiser gedichtete Lied. Das gesungene Blatt (die Wortblüte) Asaka-Yana (Asaka-Geplauder) entsprang aus dem leichten Schwatzen eines Hofkindes. Die beiden sind wie der Vater und die Mutter von Japans Dichtung. Darum lehrte man auch daran die Anfänge der Schönschrift. Will man Dichtung einteilen, so kann man leicht sechs Arten finden wie in Chinas Dichtung: die Dichtung verborgenen Sinns, die Dichtung offenen Sinns, die Dichtung des dinglichen Gleichnisses, die Dichtung des Natur-Gleichnisses, die Gedanken-Dichtung, endlich die Dichtung gebotenen Glückwunsches. — In unserer Zeit neigt sich das Menschenherz zumal zur Liebe, man feiert der Schönheit Blüte, man wendet sich sogar dem leichtfertigen Gedicht zu. Bei solchen Gefangnen der Liebe ist Dichtung der »versenkte Baumstumpf«. In dem Verse des Ernsthaften aber sprießt sie auf wie ein »Susukigras« (»Kissenworte« für Geheimnis und für Wachstum). Überlegt man sich jeglichen Ursprung, so kann es gar nicht anders sein. Denn in früheren Zeiten versammelte der Kaiser seine Beamten an einem Blütenmorgen oder in einer herbstlichen Mondnacht, und er gebot ihnen, gerichtete Verse vorzulegen. Der eine Dichter dichtete sich dann als einen Blütenjäger in ferner Aue, der andere wieder als einen einsam Irrenden in der Nacht, ehe der Mond aufgegangen. Da besprach nun

der Kaiser die Dichtungen, beurteilte die eine als geistvoll, verurteilte die andere. Oder ein anderer Fall: sie verglichen ihren Herrn dem Fels von Dauer oder dem hochgipfligen Tsukuba. Sie wünschten ihm die Gaben der Götter. Dann wieder, ob ihr Herz voller Lust war und ihre Freude überschwoll, ob ihr Herz den Flammen des speienden Fuji glich, ob sie beim Zikadensang eines Freundes gedachten, ob sie den ersten blühenden Baldrian entdeckten: immer, ein jedes Mal, suchten sie in Dichtung (ein Echo). Sie merkten auf die einzelnen Blüten des Frühlingtages, sie vernahmen den leisen Blütenfall eines Herbstabends; den Schnee und die wandernden Wellen fanden sie alljährlich in ihren Alterns Spiegel. Sie bedachten sich selber, wenn sie den Tau auf der Pflanze, den Schaum auf dem Wasser zerrinnen sahen; wenn sie, gestern noch auf der Höhe, heute allen ihren Glanz einbüßten; wenn ein Liebender jener Zeit nachlässig wurde, wenn ihre Liebe ihnen wie die Wellen an des »Pinienberges Fuß« oder im »Flußdelta« erschien, wenn sie bei Jahresneige der Lespedeza Kleeblättchen befragen, wenn sie dann zwischen Nacht und Tag der Waldschnepfe Schreie zählten, wenn sie einem Freunde die Wehmut gestanden, die aus dem schnellen Wuchs eines Bambus entsprießt, wenn sie, in Liebesweh, den Fluß vor sich sahen, oder wenn sie sich berichten ließen, daß kein Rauch mehr dem Fuji entsteige, wenn, ein andermal, Nagaras Brücke fortgerissen war und erneuert wurde. In all diesen Umständen nahm Dichtung sich ihrer an.

Von der Urväter Zeit an, seit Japans Dichtung uns überliefert ist, blüht die der Nara-Zeit am herrlichsten. In jenem erhabenen Zeitalter scheint man das Herz der Dichtung erfaßt zu haben. In jenen erha-

benen Tagen ward ein Vasall unseres Großen Herrn, ein Mann des Namens Kakinomoto von Hitomaro, der Seher (Weise) von Yamatos Dichtung. Man muß betonen, wie sehr Fürst und Untertan füreinander geschaffen waren. Eines herbstlichen Abends geruhte der Kaiser erhabenst die schon roten Blätter des Ahorns zu betrachten, wie die brokatgleichen den Fluß Tatsuta hinabschwammen. An einem Lenztag wieder umleuchteten die Kirschgärten der Yoshinohöhe wie morgendliche Wölkchen das Herze Hitomaros. Noch ein anderer Dichter, des Namens Yamabe von Akahito, war außerordentlich stark in seiner Kunst. Man kann Hitomaro nicht leicht über diesen Akahito stellen, Akahito wieder nicht unterhalb Hitomaro einreihen. Neben ihnen gab es keinen gleich Hochragenden im Laufe der vielen Zeitalter, der »chinarohrgleichen«. Von ihnen geht überall ohn Aufhören die unendliche Rede, die »seilesgleiche«. Zusammen mit den Dichtungen der Alten hat man ihre Sammlung die Zehntausend-Blüten, das Manyoshu, genannt.

Nach dieser hehren (göttlich-erhabenen) Zeit sind von Jahren mehr als ein Jahrhundert, von Zeitaltern mehr als zehn Herrscherzeiten verflossen. Leute, die im Herzen der Dichtung solcher Dinge des Altertums wären, gibt es nicht mehr. Oder man kann sie höchstens an zwei Fingern abzählen. Indes hat jeder unserer lebenden Dichter etwas, das ihn auszeichnet oder ihn geringer erscheinen läßt. Um das näher auszuführen, werde ich mir keinerlei Freiheit gegen höchstgestellte und hochgestellte Personen herausnehmen.

Von solchen abgesehen (es folgt nun die Kritik der bedeutendsten Dichter der Sammlung) strahlt in neuerer Zeit Sojo Henjo hell, nur fehlt seinem Gedicht im

Grund die Wahrheit des Dargestellten. Wir fühlen einiges Herzklopfen beim Anblick einer gemalten Schönheit. Ariwara Narihira sucht gar viel zu sagen, nur fehlen ihm die Worte. Er gleicht einer welken Blüte, die noch duftet und nicht mehr in Farben leuchtet. Bunja von Yasuhide im Widerspiel verwendet artigste Worte, nur treffen sie den Sinn nicht. Er ist wie ein Krämer, der sich zu reich kleidet. Kisen, der Bonze von Ujiama, entwickelt, wie es scheint, seinen Inhalt nicht zureichend. Man sieht nicht: von wann noch wohin. So ungefähr sehen wir den herbstlichen Mond gegen die Wölkchen der Morgenröte erblassen. Da ich aber keins von den (unbestrittenen) Erzeugnissen dieses Bonzen je gehört habe, kann ich es nicht (so recht) mit dem und jenem eines anderen vergleichen. Ono von Komachi gehört zusammen mit der Prinzessin Sotoori des Altertums. Seine Dichtung hat keine männliche Kraft, doch sie bewegt uns zu zartem Gefühl, so als ob eine schöne Frau litte. In der Dichtung der Frauen ist dieser Mangel übrigens begreiflich. Der Stil Ohtomos von Kuronushi ist ärmlich, dörperlich, der eines Holzfällers, der sich mit seiner Last unter Blumen niederläßt.

Von so vielen bekannten Dichtern, die so dicht stehen wie die laubdichte Krone eines Waldbaums, so verbreitet wie der Kugelfaden über den Waldboden, kann ich bedauerlicherweise nur sagen, daß sie — Gedichte machen wollen, aber nicht können.

Indes, heutzutage unter der himmlischen Herrschaft unseres gegenwärtigen Höchstherrn sind schon neunmal die vier Jahreszeiten wiedergekehrt. Seine erhabene Leutseligkeit hat ihre Wellen über die ganze Erde, noch jenseits der Acht Inseln, verbreitet. Und seine erhabene Großmut wirft mehr Schatten als der

Berg Tsukuba. Er vernimmt täglich die zehntausend Dinge seiner Verwaltung. In seiner Muße geruht er, dazu auch keinerlei sonstige Geschäfte zu vernachlässigen. Auf daß das Altertum nicht vergessen werde, auf daß das Vergangene wieder erweckt würde, auf daß es fürderhin der Zukunft überliefert werde, hat er geruht, am achtzehnten Tage des vierten Mondes im fünften Jahre des Enji täglich dem Palastschreiber, Herrn Ki von Tomonori, dem obersten Bücherverwalter, Herrn Ki von Tsurayuki, dem ehemaligen Statthalter von Kai, Herrn Oshitoki von Mitsune, dem kaiserlichen Leibgardehauptmann, Mibu von Tadamine, und noch etlichen anderen den Auftrag zu erteilen, ihm mit (der schuldigen) Ehrfurcht die nicht im Manyoshu enthaltenen alten Gedichte zusammen mit ihren eigenen Versuchen vorzulegen.

In dieser Sammlung — sie hebt mit der Stunde an, wo man die Pflaumenblüte in seinem Haar befestigt, sie umfaßt die Zeiten, wo man den Bergkuckuck hört, die Zweige des Zuckerahorns erntet, den Schneefall mit Genuß verfolgt: gedenkt man des langlebenden Kranichs und der langlebigen Schildkröte, um dem Fürsten oder sonst jemandem hohes Alter zu wünschen. Man sieht da den Herbstginster oder des Sommers Bestände und gedenkt der Weibesminne. Man pilgert nach dem Berg Osaka, man spendet Gebete und Opfer als Reisesegen. Auch wenn der Frühling vorbei ist, gibt es sommers wie zur Herbst- und Winterszeit Dichtung allezeit für den Dichter. Dieses sammeln und legen wir mit der schuldigen Achtung vor. Alles zusammen an zehntausend Gedichte in zwanzig Bänden, die wir hier Kokinwakashu, »die Alten und die Neuen Gedichte« nennen. So haben wir denn eine ausgewählte Reihe her-

gestellt, wir haben Dichtungen gefaßt wie das Wasser, das unablässig vom Berge strömt, wie den zahllosen Sand am Meere. Jetzt werden wir nicht mehr den Kummer empfinden, daß der Asokafluß zum Wasserfaden geworden ist. Wir werden vielmehr mit Freuden erleben, wie die Kiesel des Baches zu starken Felsen werden.

Unsere Sprache und unser Geschmack sind gering wie der Duft des frühen Frühlings. Wir bedauern, daß unsere wertlosen Namen lange dauern werden — lang wie eine Herbstnacht. Einmal fürchten wir den Hörer dennoch, dann schämen wir uns sehr vor dem Herzen der Dichtung. Indessen Tsurayuki findet sich in der Lage einer Wolke von der wechselnden Gestalt eines jetzt aufrechtstehenden, dann wieder gelagerten brünstigen Hirsches. Er und die anderen Zeitgenossen sind doch glücklich, zu diesem Ende zusammengetroffen zu sein.

Hitomaro ist lang nicht mehr, doch die Dichtung ist geblieben. Zeiten mögen entschwinden und die Dinge ihr Gesicht ändern, Freude und Betrübnis wechseln, doch die Handschrift dieser Dichtung wird bestehen. Ohne Ende, wie zarteste Fäden der Hängeweide, immergrünendes »Fichtenblatt«, dauernd wie unser tiefwurzelnder Spindelbaum, unsterblich wie die Vogelspuren (Lettern), nicht anders wird die Dichtung für immer fortleben. Die Menschen, die ihre Gestalt zu erfassen, die ihr Herz zu wägen wissen, diese Menschen werden bei höchster Verehrung des Altertums, so wie man den Mond auf des Himmels Ebene beschaut — doch auch unsere »Neuen Gedichte« lieben.

*

(Die „Sechs Genien", Rokasen)

Notizen

Der Bischof Henjo, Yoshimine no Munesada — von prinzlicher Abstammung war ein Günstling des Kaisers Nimyo, wurde danach Bonze und später Bischof unter dem Namen Henjo. Das mitgeteilte Gedicht soll auf den Tanz einiger adeliger Jungfrauen verfaßt sein. Der Ausdruck »Himmelswind« würde dann einen Befehl des Kaisers zur Fortsetzung des Tanzes bedeutet haben! (Diese einzelnen japanischen Biographien der klassischen Gedichte sind jedoch wohl zum großen Teil chinesisch sophistische Anekdoten.)

Ariwara no Narihira (neuntes Jahrhundert) galt als Geliebter der Kaiserin, die ihn zum Missus legatus der östlichen Inseln machte. Er ist der Held der Volksmärchen »Ise Monogatari«, aus denen weiter unten Stücke abgedruckt werden. Sein Gedicht inspiriert sich an der berühmten Herbststimmung der Ahornblätter am Tatsuta. Dies Ahornrot ist, wie man noch sehen wird, eines der Lieblingsthemen der klassischen Dichtung. Die »Schnellen Gewaltherren« (in unserer Übertragung »Gewaltherren schnellen Pfeiles«) ist ‚Kissenwort' schon im Kojiki.

Bunya no Yasuhide war »Gärtner« oder Aufseher der kaiserlichen Gärten. Sein Gedicht ist voller Wortspiele, nach Revons Ansicht auch für das Auge. Das entsprechende Wortspiel von »verwittert« ist ungefähr der, im übrigen hier nicht wiedergegebenen, Übersetzung von Florenz entnommen.

Der Bonze Kisen (»Der Schwierige« nach der Meinung der Herausgeber) baut sein mitgeteiltes Gedicht gänzlich auf ein Wortspiel: »Ushi«, Schwermut, und Uji, Name seines Wohnsitzes. Der genaue Sinn ist auch den älteren Übersetzern unklar geblieben, hier wird

versucht den allgemeinen Eindruck eines melancholischen Gedankenspiels zu vermitteln.
Die Dichterin Ono no Komachi galt als ebenso schöne wie künstlerisch hochbegabte Frau. Auch ihre Wortspiele können direkt nicht wiedergegeben werden. Die Übertragung mußte sich mit einer Nachahmung begnügen. — Ohtomo no Kuronushi galt für einen Schelm im üblen Sinne. (Vielleicht nur zu Zwecken ästhetischer Abrundung, wie etwa der schlimme Ganelon am Hofe Karls.) Von ihm wird eine ziemlich absurde Geschichte eines Wettstreites mit der Dame Komachi erzählt.

Der Bischof Henjo

[Auf die Himmelswolken]

Wind du, verwinde
Winde, entwinde
Wolke ihren Wegen!
— Gönne, vergönne,
O Wind, Blicken Feenanblick!

Narihira

[Auf den Bach Tatsuta im Herbst]

Nie — auch als Götter
Noch walteten, Gewaltherrn
Schnellen Pfeiles nie schossen
So Wasser ahornen
Purpures — dir gleich, Tatsuta!

Yasuhide

[Auf den Alpenwind]

War's dein Hauch nicht, Alpenwind,
Der herbstlich verwitterte
Wildes Laub? — Unwetter
Drum nenn ich dich, wehender Almwind.

Der Bonze Kisen (Der Dunkle)

[Der Ort Schwermut]

Schwer weit im Raume
Gelagert, eure Stadt — Mein Hüttlein jedoch
Am Berg.
So redet denn, redet:
O Raum, Ort der Schwermut!

Die Dame Komachi

Farbe der Blume,
Du gingest dahin!
So beschaut' ich zulange mein Wallen
Im spiegelnden Sinn.

Kuronushi

Still regnet April
Tropfen, Tränen.
Rauh fällt Regen
Kirschflor — O, ohne Wehmut
Wer solches schaute, ward noch nicht geboren!

(Gedichte der Herausgeber)

Tsurayuki

O Mensch, dein Herz
Bleibt unerkenntlich!
Die Blüten nur
In dem Dorf meiner Rückkehr
Gleich immer duftig mich küssen.

Tomonori

Wenn Sonne lacht
Ewig neu,
Vom Liebes-Baum
Warum dann fallen
Die Blüten für uns im Liebesrausch?

Mitsune

Weiße, reif-zarte
Wucherblume,
Mit harter Hand
Wer wollte dich fassen!

Tadamine

Seit von der Herz-Kühlen
Der Himmel mich geschieden,
Dieweile Weiße mit der Röte rang,
Nicht mehr mag ich schauen
Die Frühe. Jener Fraue
Gedenkend, ward mein Herz von Minne krank.

*

(Weitere Dichter des Kokinshu)

Notizen

Der Kaiser Koko bestieg den Thron im Jahre 885 als älterer Mann und hinterließ nach kurzer Regierung den Ruf eines Weisen. Das Gedicht wird auf die Großmutter des Kaisers gedeutet und entspricht jedenfalls in der Zeit des chinesischen Einflusses dem chinesischen Denken.

Fukayabu, der Urgroßvater der berühmten Rätin Sei, deren Skizzenbuch weiter unten abgedruckt wird, der japanischen Sevigné.

Sarumaru, im achten Jahrhundert, war nicht Priester, sondern weltlicher Beamter (Tayu) eines Shinto-Tempels. Der röhrende Hirsch im Herbstwald gehört gleichfalls zu den Hauptgegenständen japanischer Dichtung, vielleicht in verschollenem Anklang an den Hirsch als Metamorphose des Menschen der späteren chinesischen Legenden, Bekenners des Buddha (analog dem Hirsch der Heiligen Eustach, Hubert, Julian), gelegentlich Versuchers in der Einöde.

Chisato, Dichter des neunten Jahrhunderts.
Tsuraki, Dichter des zehnten Jahrhunderts.
Ebenso Muneyuki.

Korenori lebte im elften Jahrhundert. Die Hügel und Kirschgärten von Yoshino sind im alten Japan hochberühmt und immer wieder besungen.

Yukihira war Stiefbruder des »Genius« Narihira. Zum Befehlshaber von Inaba ernannt, tröstet er seine zurückgelassene Freundin mit einem Gedichtspiel auf den Namen Inába, das zugleich »Abschied« bedeutet, und auf das Wort »Masu« ein Homonym für Fichte und Erwartung (analog übertragen).

Nakamaro (Mitte des achten Jahrhunderts) lebte einige Zeit in China, wo er das Gedicht auf den Mond der Heimat schrieb.

Takamura (801 bis 852), auch als Gelehrter bekannt. Wegen angeblicher Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser wurde er nach den Okii-Inseln verbannt.

Sugawara no Mitchisane (auch mit einem chinesischen Namen Kan-Ke genannt) war ein berühmter Staatsmann des neunten Jahrhunderts und zugleich ein bedeutender Gelehrter. Auch er wurde am Schluß seines Lebens verbannt, nach der Insel Kioshu. (Von ihm leiteten die mächtigen Feudalherren von Kaga, auf deren geschenktem Grund die heutige Universität Tokio steht, ihr Geschlecht ab.) Er wurde unter dem Namen Tenjin Sama als Gott der Schreibkunst in den Shinto-Himmel aufgenommen. (Das mitgeteilte Gedicht spricht seine Entschuldigung vor den Göttern aus, daß er als Begleiter des Kaisers auf dem Berge Tamuke keine Spende darreichen konnte. Tamuke bedeutet jedoch selber zugleich Spende, woraus sich das Gedicht erklärt.)

Toshiyuki, aus der kaiserlichen Leibgarde, starb bereits mit 27 Jahren im Jahre 907. Das Gedicht ent-

hält eine Art »Türangelwort« auf das Homonym Yoru: gleich Zusammenkunft und Nacht.
Der Minamoto Toru, sein jüngerer Zeitgenosse, heißt in der Literatur der »Staatsmann von Kawara«. Kawara ist ein Stadtviertel von Kioto. Sein Gedicht gehört zu den für den europäischen Leser und Übersetzer entlegensten. Es würde wörtlich übersetzt etwa lauten: »Gleich dem mit den Blüten des Spiranthes (Drehling) gezeichneten kostbaren Stoff in Michinoku — um wessentwillen beginn ich jetzt unruhig zu werden? Ich, der ich doch zuvor ruhig war!«
Aus Michinoko, im äußersten Nordosten kamen nämlich als Tribut berühmte Stoffe mit einem Spiranthen-Dessin, die jedoch sehr zerreißbar waren. Das Wort someru »Beginn« bedeutet aber zugleich »Färbung«, führt also zu der Vorstellung eines Stoffes zurück.
Yoshimine von Hironobu, der Bonze Sosei, gilt einigen als Sohn des Yoshimine von Munesada, des späteren Bischofs Henjo.
Der Fujiwara Okikadse lebte noch zu Beginn des zehnten Jahrhunderts.

—

Kaiser Koko

Für dich, Mutter,
Nach Frühlingsfeldern flog ich,
Erste Sprossen zu ernten.
— Der Schnee noch schneit
Mir in warmen Ärmel!

Fukayubu

Sommernacht, du flüchtigste
Folgerin des Abends!
Ward nicht schon Frühe?
In welchem Wolkenzelt
Bist du Mond verborgen?!

Sarumaru, der Tempelpriester

Da der Hirsch nun schreit
Tief in den Bergen
Stampfend, streuend rings das Ahorn-Rotlaub:
Kam vom bloßen Lauschen mir die Wehmut?

Chisato

Wie ich auch, Mond,
Dich anschaue: Allerseiten
Liegt die Welt in Schatten.
— Doch denke: der Herbst kam nicht zu dir allein!

Tsuraki

Gießbach du, bambus-
verfestigten Ufers!
Und dieses Ahornlaub schwimmend,
Spottend jeder Befestung!

Muneyuki

Ein Dorf im Winter:
Einsamkeit noch vereinsamendes
Denken: daß Blicke hier Sommers bloß lagen
(Nicht Sommers Kräuter allein)
Und nicht sind mehr: Blicke des Menschen.

Korenori

Bilde: Vor Auroren
Luna flüchtend mit Zittern?
Nein: Es ist auf Yoshinos
Elfen-Kirschflor der Schneefall!

Yukihisa

Getrennt von dir,
Laß Wehn mich vernehmen
Der »Hohen Föhre«,

Der immergrünen
Auf windigem Inuba:
— Weh ward mir nach dir, meine Tanne!

Takamura

An Chinas Himmel
Ganz ferner Wandrer,
Bist du es doch, Mond
Meines Mikasa! Mond ob Kasuga!

Toshiyuki, der Verbannte

Ebene des Meeres:
Mein Rudern nach den »Zweimal Zwölf Inseln«,
Den Männern dort kündet es,
Ihr Barken barbarischer Fischer!

Michidsane (Kan-ke)

Ich, Mann meines Herren,
Nicht darf heut ich Bänder weihn.
Du, »Heiligen-Berg« selber
Bringe du darum Bunt-Laub:
Die Ahornspende, die der Götter Aug erfreut!

Der Fujiwara Toshiyuki

Die Wogen fliehn alle zur Sumenoe-Bucht.
— Auf der Flucht
Vor dem Tag, auf dem Pfade sogar von Traum,
Hab nicht Raum
Für das Wort unter Menschen: für das Wort, das
Sie sucht!

Der Staatsmann vom Kawara

Stoff, zerreißlichste Blüte, Tribut
Letzter Eroberung!
— Wer denn verfärbt, wer zerreißet dich Herz?
Sprich, wer brachte dir Unruh?

Der Bonze Sosei

Nur weil sie mich grüßte
Weiland: »Nicht weil ich lange in dem Zimmer«
Verweilte Tor ich, büßte
Die längste Herbstnacht, immer
Zur Tür gewandt bis zu der Frühe bleichem
Schimmer.

Der greise Fujiwara Okikadse

Wer nur, sagt mir,
Wer will mein Freund sein?
Sind doch die Föhren sogar
(Föhren auf Takasago)
Nicht mehr die Alten, die Meinen!

(Verse der Vorzeit)

(vgl. Seite 93)

Spruch der Göttin
(Shitateruhime auf ihren göttlichen Bruder)

Ah, der Gott
Ajishiki —
takahikone:
Wie über beide Himmelsschluchten
Mit seinem Geschmeide er glänzt,
Mit dem Halsgeschmeide
Der Webrin (Sternbild)
Im Himmel!

Der Koreaner Wani an den politisch vorsichtigen Erbprinzen

In Naniwadsu
Die Pflaumenknospe
Noch schnee-versteckt:
Also, Knospe, erblühe!

Das Volkslied der Uneme

Bei uns in den Bergen
Wer da trinkt aus dem Borne,
Der schaut tief bis zum Grunde,
Daß mein Herz er erkunde.

Anonym

Hier in fernem Dorfe
Verbring ich die Nacht.
Die Kirschblüte hat
Um das Heimweh mich gebracht.

Anonym

Mond – und noch kein Schritt!
– Der Himmel umzieht sich.
– Bald nun fällt der Regen
In meinen Schlaf – ganz alleine.

„Kimi ga yo wa" (die Hymne Japans)

Reich unseres Himmlischen,
Tausend Geschlechter währ'
Acht-Tausend-mal!
Bis daß die Kiesel hier
Ewiger Felsen sind,
Felsen, bemoost!

Verse auf den Kaiser

Vom hohen Tsukuba
Zur Rechten und Linken
Fällt Schatten aufs Land.
– In unsers hohen Herren
Schatten ist gut wohnen.

Liebesflammen

In jenen Flammen
Des Fuji loh ich,

Unlöschlich selber
Den hohen Göttern,
In ziellosem Rauche.

Der Wanderer

Sang des Heimchen!
— O Heimat!: In die Heide
Meine Wange versank heimlich!

Hochzeitslied

Bin ich auch nicht die Fichte,
Aufrecht auf dem Takasago,
Also zärtlich doch lasset mich altern!

Auf die Fichte von Sumenoe

Schau ich dich, o du Hehr-
Uralte herrliche
Mutter vom Strande Sumenoe:
Wieviele Jahre nun zählest du?!

Der Alte

Ein Alter nun bin ich,
Mich doch dauern des Jung-Bergs
Verdauerte Zeiten,
Die, ach, nun so fern schon!

Stimmungsgedichte

Du Jungfer Baldrian,
Du auch kommst balde dran,
Herbstwindes Fahne!
Herbsttag trägt Blüten nicht!
Schau ich dein welk Gesicht,
Valeriane!

*

Kirschbaumes Blüten
Wie gleicht ihr dem Leben!
Hülle der Grille!
Zu Boden. — Auch ihr schon
Am Boden, Kirschblüten?!

*

Oktoberwind.
Das Laub ohne Widerstand.
— Wohin? — Wer das wüßte!
— Nicht wanderte er traurig!

*

Tau jener Blätter
Wie gedacht ich der Sonne?
Tau bin ich selber!

*

Der Schaum auf der Welle
Enteilt. So enteil ich,
Zerteilt. Keiner hält mich.

*

Du mein nachtschwarzes Haar
So schwarz wie die Heide.
Was geschah dir? — Der Spiegel
Schon weiset auf Schneefall.

*

Hier in der Welt
Wer vermöchte zu weilen?
Wo doch der Strom tief,
Gestern noch ein Strom-Bett,
Heute schier versiegte!

*

Die Wolke am Himmel
Wie flüchtig! So der Freund flieht.
Sein Bild doch bleibt sichtbar.

*

Liebesschwur

Des Tages, wo
Mein Herze dich
Verlässet, untreu,
Des Tags sollen Wogen
Die Wipfel-der-Gipfel erklimmen!

Die Alternde

Das klare Wasser
Der alten Quelle
Ward unfrisch. — Er kannte
Dies Herz vor alters!

*

Gelb-Ginsters Laub
Schon aufwärts sich rötend.
Nun nahte die Zeit,
Da Mann gern zu Zwein schläft.

Die Briefschreiberin

So viele — wie Schnepfen
Rauschen mit Schwingen
(Nicht kommst du) — so viel Blätter
An dich, mein Freund, wende ich!

Die Verlassene

Die Nachtigall schluchzet
Auf jedem Sproß
Des Bambus — So vieler Worte
Ich klagend genoß!

Der Verlassene

Du weisest mir, Fluß,
Deine einst blühende Pforte!
Auch nun, da Sie untreu ward,
Bleib Ich treu Unserm Worte!

Auf die ewige Brücke

Die »Ewige Brücke«
Ward neu heut errichtet.
Mein Leib und du
Liegst allein nur gebrochen!

*

Aus weiteren Sammlungen

Nach dem »Kokinshu« veranstalteten die Kaiserhöfe und die Dichterschulen, mitunter Dichtersippen, noch zahlreiche Sammlungen. Acht derselben sind in dem Hachidaishu, der »Sammlung aus acht Reichen« (das ist acht Regierungszeiten, zehntes bis zwölftes Jahrhundert) abermals zusammengefaßt. Auch aus diesem »Hachidaishu« hat der Gelehrte, dessen Auswahl des Kokinshu wir bereits gefolgt sind, eine Auswahl veranstaltet, aber im Gegensatz zu der offiziellen Anordnung zeitlich angeordnet.

Notizen

Semimaru (Ende des neunten Jahrhunderts, hauptsächlich als Musiker bekannt). Sein Epigramm betrifft den Schlagbaum von »Osaka« (nicht bei der Stadt dieses Namens, sondern bei Otsu in einem Gebirgspaß am Ostmeere). An dieser Stelle ging eine der Hauptstraßen von Kioto, welche die meisten Reisenden benutzen mußten. Der Schlagbaum war von einem Posten kaiserlicher Garden besetzt. Das Ideogramm Ausaka bedeutet, chinesisch gelesen »Wiedersehen«.

Der Kaiser Yodsei regierte von 877 bis 884.

Die Dame Ise (das ist die Tochter des Statthalters von Ise) aus dem Fujiwara-Geschlecht, war Geliebte oder Nebengattin des Kaisers Uda (888 bis 897). Ihr Gedicht ist auf komplizierte Wortspiele aufgebaut.

Der »Prinz Motoyoshi«, Sohn des eben genannten Kaisers Yodsei. Seine Verse bewegen sich um eins der (oben erklärten) »Angelworte«.

Der »Staatsmann der dritten Straße«, so benannt nach seinem Palaste, stammt gleichfalls aus dem Fujiwara-Geschlechte.

Ebenso Tadahira, als Künstler Teishin-Ko genannt, ein mächtiger Herr unter Kaiser Uda. Das Epigramm ist die Aufforderung an den Erbprinzen Daigo zu einem Besuch des durch seine herbstliche Schönheit berühmten Berges.

Kanesuke dichtete, wie die drei letztgenannten, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Verse auf den Fluß Idsume, dessen Name homonym für »Quelle« und »Wann sah ich sie?«

Agayasu, noch aus dem neunten Jahrhundert, war der Sohn von Yasuhide, eines der sechs Genien-Dichter.

Die Dame Ukon war Ehrendame am Hofe.

Hitoshi, Rat. Sein Gedicht ist im Wesen sentimentales Wortspiel.

Kanemori, ein Taira des zehnten Jahrhunderts.

Sein Zeitgenosse Tadamu, Sohn des Tadamine, des Mitherausgebers des Kokinshu.

Motosuke (bis 988), gehörte zu den Herausgebern der Sammlung »Gosenshu«. Er ist der Vater der Sei Shonagon. (Sein Gedicht ist eine Paraphrase des von uns auf Seite 113 übertragenen Gedichtes der Kokinshu-Sammlung.)

Atsutada, bis 943.

Asatada, bis 963, gilt als Sohn des Staatsmanns »der Dritten Straße«.

Der Herr Kontoku (Kentoku Ko), der Künstlername des Fujiwara. Koretada (bis 972).

Yoshitada, zehntes Jahrhundert.

Sein Zeitgenosse der Bonze Eikei, Eremit.

Shigejuki (bis 963), aus dem Hause der Minamoto wie bereits mehrere andere Dichter.

Yoshinobu, vom Ende des zehnten Jahrhunderts, Mitherausgeber des »Gosenshu« wie der obengenannte Motosuke.

Yoshitake (bis 974).

Sanekata, ein Fujiwara des zehnten Jahrhunderts. Sein Gedicht ist eines der kompliziertesten. Es enthält beispielsweise das Angelwort »Ibuki«, Name eines Berges und zugleich mit der Bedeutung: »Wie könnt ich's sagen?« Der Berg Ibuki war jedoch auch wegen seiner Moxa-Flora bekannt. Die Moxa (eigentlich moekusa, das Brennkraut, zusammengezogen in mogusa und schließlich moxa) ist die Artemisia mogusa der Botaniker, also ein Beifuß. Die Blätter dieses Beifuß wurden in den buddhistischen Tempeln auf der Haut der dort in Reihen aufgestellten Kranken verbrannt. Der Priester ging immer wieder von Mann zu Mann, und in den Pausen dieses Umganges erholten sich die einzelnen Patienten so gut sie konnten. (Vergleiche auch das späte Epigramm des Kyoroku.)

Auch Michinobu (zehntes Jahrhundert) ist ein Fujiwara.

Die Mutter des Michisuna, vom Ende des zehnten Jahrhunderts, war Gattin des Regenten Kaneie. Als Anlaß ihres Gedichtes wird eine kleine häusliche Szene angegeben, die aber wie so viele andere japanische Literaturanekdoten eher irreführend und ziemlich unbedeutend scheint.

Die Themen und Symbole all dieser späteren Gedichte sind wie in der ganzen ostasiatischen Dichtung die altüberkommenen, hinter denen wir älteste religiöse oder folkloristische Zusammenhänge wohl häufig vermuten, in einzelnen Fällen (wie zum Beispiel dem Hirsch vor dem Shintotempel) mit einiger Sicherheit

annehmen können. Hinzu kommt die Art von wiederholter Erblichkeit der Kunstübung in den Sippen, vielleicht den Nachkommen älterer »Seher«- und Sängerkasten, die über die nächste höfische Tradition im Schoß einiger hochadeliger Häuser hinauszureichen scheint. Eine herangereifte Kritik wird vielleicht in Zukunft die Unterscheidung von zeremonieller Hofkunst als vermutlichem späten Erben eines höheren Priestertums und dem Wissen fahrender Spielleute (wie Semimaru, dem Helden des spätern Volksbuches) auch für Japan begründen können, und die Volkslyrik ihrerseits auf die verrufenen Kastenlosen zurückführen, die wir in den sudanischen Griots wie im germanisch-romanischen Mittelalter, in der Bibel wie in Ionien und Hellas, als Skalden wie als Barden, überall als Zauberer, als Propheten und gelegentlich als »Jongleure« am Werke sehen. Die Spuren dieser Menschen sind wohl zurzeit in der japanischen Literatur noch mehr verschüttet als in dem nachantiken Europa.

Semimaru

Dies ist die Zeile
Von Kommen und Gehn,
Der Trennungsstrich
Über Berge und Seen,
Von Freund und Fremden die Linie, der Schlagbaum
»Auf Wiedersehen!«

Altkaiser Yodsei

Wie die Welle, Minanos
Sturz vom Tsukuba,
Ohne Aufhören — so ward
Ein tiefer See meine Liebe.

Die Dame Ise

» So lang wie das Rohr
Unsichtbar wächst,
So lange Zeit, schreibt Ihr,
Hätt ich Euch gesehn! «
— Habt Ihr es auch wohl bedacht, Lieber?

Der Prinz Motoyoshi

Unselig ward ich.
Nun alles gleich.
Und gält es mein Leben,
— Bei schwerster Warnung —
Dich muß ich sehen.

Der Staatsrat der „Dritten Straße"

Im Forste » Heimlich «
Die wilde Ranke
Am Boden kriechet.
Du — also heimlich
Willst du nicht kommen?

Der Herr Teishin

Auf Oguras Berg
Das Ahornblatt,
Im Herzen harrt es
(Wenn Herz es hat)
Des hohen Himmelsbesuches.

Kanesuke

Quell » Wann-ich-sah «.
Du aus Mikas Raum
Tiefrauschender Quell,
Sag, wann ich sah
Die Maid? — Und warum
Ich so lange nun ihrer gedenke?

Asayasu

Heftiger Windes-Anhauch
Anhauchend Erlen,
Weit auf der herbstlichen Flur
Verstreuest Perlen,
Kugeln, jetzt ohne Halt und Band hinrollend.

Die Hofdame Ukon

Da er mich vergessen,
Nicht denk ich mein
Länger. Verlassen
Nur denke ich sein:
— Der schwur und eidbrach, der Liebste sein Leben
ist Göttern verfallen.

Hitoshi

»Hab-Geduld-Rohr«, Zwergschilf,
Brauner Ebene Bildner,
Geduld nun üb ich schon lange.
Doch täglich wird Sie mir teurer!

Kanemari

Wohl bin ich sänftig,
Doch Blässe verrät mich,
Am Hofe jedermann
Täglich errät mich,
Täglich befragt mich:
Wer nur focht dich an?

Tadami (Mibu)

Daß ich minne, jedweder
Weiß es und redet
Nun Großes von Mibus Minne.
— Da Minne mich anfiel,
Keiner ward da des inne.

Atsutada

So schlangen wir
Arm um Ärmel,
So schwuren wir:
»Eh'r sollen Wellen
Rückströmen von Berg zu Tal, als unsere Treue!«

Asatada

Hätt ich nie dich gesehen,
Nicht wär ich mein Hasser.
— Um dich wie um mich
Stünd es wohl besser.

*

Dies weiß ich zuvor,
Dies weiß ich danach,
Dies weiß ich: Eh ich dich gesach,
Zuvor nichts wußt ich von Liebe.

Der Herr Kentoku

Sie, der es geziemete,
Zu brechen diesen Bann,
Sie, die getreu ich minnete,
Nicht blickt sie mich an.
— Zunichte, ach, ward ich; ein geschlagener Mann!

Yoshitada

Wie der Fischer im Wirbel
Gewirbelt ohn' Steuer,
So findest du der starken
Liebe keinen Ausweg.

Der Mönch Eikei

Vom Kleber-Labkraut
Mein Dach mir klebrig.
Kein Mensch in Nähe.
— Und doch kam Herbst schon!

Shigyeuki

Wie die Woge am Felsen
Sturmgejagt,
Alleine
Zerschellt, träum ich trübe Dinge.

Yoshinobu

Das Feuer, von Wache
Schlosses entfacht,
Es hellte Nächte,
Es losch in Frühe.
— So Glanz, so Mühe!

Yoshitake

Um deinetwillen
Mein Leben verwarf ich.
— »Währ' lange, Leben!«
Nun wieder täglich
Bet' ich um deinetwillen!

Sanekata

Wie's um mich steht?
Welches Wort dem erfind ich?
— »Wie vom braunenden Berghaupt
Brennendes Heilkraut
Der Ärzte. — So kranke, so gesund' ich.«

Michinobu

Wohl weiß ich: nach dem Morgen
Die Nacht uns wieder kehrt.
Und dennoch jeden Morgen
Bin, Armer ich, verstört.

*

Die Mutter Michisunas

Nacht, und ich lieg alleine
Ich schluchzte, bis es Morgen ward.
— Wie lang das währt,
Hast du das erlebt?

*

Notizen

Die »Mutter des Korechika« (die Dame Taka), war Gattin des Fujiwara no Michitaka.

Der Fujiwara Kinto (966/1041), Herausgeber der Sammlung »Shuishu«, der berühmteste der als Dichter gefeierten »Vier Unterräte« (Shonagon); um das Jahr 1000 auf dem Höhepunkt der klassischen Lyrik.

Die Damen:

Idsumi Shikibu, die Gattin des Statthalters von Idsumi, die Verfasserin eines berühmten Tagebuchs.

Murasaki Shikibu, die Dichterin des Genji-Romans, des berühmtesten Prosawerkes der klassischen Zeit, aus dem weiter unten ein Stück abgedruckt wird. (Das mitgeteilte Gedicht ist mehrdeutig.)

Daini no Sammi, die Tochter dieser Dichterin, hieß so nach dem Rang ihres Mannes (Daini soviel wie Unter-Statthalter) sowie nach ihrem eigenen »dritten Hofrang« (Sami). Die Mützenränge nach chinesischer Art waren im sechsten Jahrhundert eingeführt worden. Das mitgeteilte Gedicht ist wortspielend und onomatopoetisch.

Akasome Uemon, die angenommene Tochter eines Gardeoffiziers »zur Rechten«.

Ko-Shikibu, die »kleine Shikibu«, war Tochter der zuvor genannten Dichterin des Genji. Das Gedicht soll aus ihrer Kindheit stammen, es spielt mit den Namen von Örtlichkeiten in leicht sentimentaler Weise.

Ise no Osuke (Ise Tayu), die Tochter eines Tempelvorstehers in Ise, war Tayu (Oberhofmeisterin) der verwitweten Kaiserin Joto. Ihr Versspiel wird von den Japanern durch eine kleine Legende erklärt: Ein von ihr nicht ungern gesehener Kavalier bringt aus der alten Kaiserburg in Nara einen blühenden Kirschzweig in die neue Residenz oder nach anderer Fassung in das Haus der Dichterin.

Sei Shonagun, die Verfasserin des unten abgedruckten »Kissen-Buchs« galt auch persönlich für sehr schlagfertig. Das Gedicht soll einen allzu eilfertigen Liebhaber verspotten: den Dichter Yukanari, einen der »vier Räte«. Da dieser Liebhaber sich eines Nachts entschuldigt, den Hahnenruf gehört zu haben, spielt die Verfasserin mit der Erinnerung an eine, den japanischen Literaten bekannte chinesische Anekdote: Der in Feindesland gefangene Prinz Moshouku täuscht seine Wächter und entflieht. An einen Schlagbaum gekommen, ahmt dann einer seiner Getreuen den Hahnenruf so geschickt nach, daß alle Hähne der Nachbarschaft erwidern. Die Dame Sei scheint nun der galanten Meinung, daß sie sich nicht so leicht wie ein Häscher täuschen lasse.

Michimasa war zu Anfang des elften Jahrhunderts Burgvogt einer der beiden Kioto-Städte. Seine Geliebte war angeblich die Prinzessin Masako, eine Vestalin, welche der Kaiser deswegen streng bewachen ließ. An sie sind nach der Meinung der Erklärer die mitgeteilten Verse gerichtet.

Sadayori, ein Sohn des obengenannten Kinto.

Sagami, Tochter eines Statthalters der Provinz Sagami, daher ihr Name.

Der ehemalige Erzbischof Gyoson (1054—1135). (Die Vorstellung des sich nach einem Gefährten oder nach einer Gefährtin sehnenden einsamen Baumes ist,

wie man gesehen hat, der japanischen Lyrik sehr vertraut).

Suwo, die Tochter eines Statthalters der Provinz Suwo, war Ehrendame am Hof des Exkaisers Reidsei (1046 — 1068).

Der Kaiser Sannjo (1012 — 1016), von dem mächtigen Majordomus Fujiwara no Michinaga abgesetzt.

Der Bonze Noin hieß in seinem Weltleben Nagayasu und war der Sohn eines Statthalters.

Der Bonze Ryosen, Dichter des elften Jahrhunderts.

Tsunenobu, einer der oben genannten dichtenden »Vier Räte«. Der vierte war der Minamoto Toshikata (959 — 1027).

Die Dame Kii war Ehrendame der Prinzessin Jushi am Hofe des Kaisers Horikawa (1087 — 1108).

Masafusa, seinem Stande nach ein mittlerer Beamter (1040 — 1111).

Toshiyori, der Sammler der »Kiniyosu«, Sohn des obengenannten Dichters Tsunenobu, reicht bereits in das zwölfte Jahrhundert hinein. Ein Minamoto.

Sein Zeitgenosse der Fujiwara no Mototoshi. (Das Gedicht ist angeblich für einen als Beamten nicht aufrückenden Sohn verfaßt und spielt jedenfalls mit dem Thema eines älteren Gedichtes.)

Der Tempel-Bonze Hoshoji war Kwambaku, eine Art Großkanzler, vielmehr Majordomus.

Der Kaiser Sutoku (1124 — 1141) versuchte die Gewalt gegen den Exkaiser (Go) Shirakawa wieder zu gewinnen, in dem Bürgerkriege der Ära »Hogen« (1154 — 1158). Der Minamoto Kanemasa bis 1112.

Akisuke (1089 — 1155), ein Herausgeber der Sammlung »Shikwashu«, war (wie zuvor Michimasa) Vogt einer der Kioto-Städte.

Die »Dame Horikawa«, Ehrendame der Witwe des Kaisers Horikawa. (Ihr Gedicht spielt mit dem Wort

»midare«, welches ein in Unordnung geratenes Haar und figürlich seelische Unruhe bedeutet.)

Der »Minister des Go-Tokudaiji« ist der Fujiwara Sanesada, Enkel des Gründers des Tempels Go-Tokudaiji, nach dem dieser Zweig der Familie genannt ist (Fujiwara bedeutet übrigens Glyzinienblüte, von fuji: Glyzinie). Er wurde Bonze im Jahre 1198. Der Hototogisu, »Bergkuckuck«, ist nicht der europäische Kuckuck, sondern der Cuculus poliocephalus der Zoologen. Sein Schlag von etwas melancholischem Charakter und, vermutlich, irgendeine verschollene mythische Beziehung hat ihn zum traditionellen Lieblingsvogel der japanischen Literatur gemacht. Verse auf seinen Gesang finden sich auch in unserer Auswahl noch vielfach.

Der Bonze Doin, gleichfalls aus dem Fujiwarageschlecht, ein berühmter Religiöser.

Toshinari (oder Shunsei), Kammerherr einer Kaiserinwitwe, Herausgeber der Sammlung Saishu.

Der Fujiwara Kiyosuke, Sohn des Dichters Akisuke, lebt bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

Der Bonze Shunye, Sohn des obengenannten Dichters Toshiyori, Enkel des Tsunenobo.

Sato Yoshikiyo, bekannter unter seinem Mönchsnamen Saigyo (1118 — 1190).

Der Bonze Jakuren ist ein Fujiwara vom Ausgange des zwölften Jahrhunderts.

Die »Oberhofmeisterin der Kaiserinwitwe Kwoka«, gleichfalls eine Fujiwara. Ihr Gedicht ist voller unübertragbarer Wortspiele.

Die Prinzessin Shokushi, Tochter des oben erwähnten Exkaisers Shirakawa, Gegenkaisers von Sutoku. Gedicht gleichfalls voller Wortspiele.

Impu Mon-In (no Tayu), eine Hofdame (Tayu) der Kaiserin Impu.

Der »Exreichskanzler« und Majordomus von Go-Kyogoku, ein Fujiwara vom Ende des zwölften Jahrhunderts.

Die Ehrendame Sanuki des Exkaisers Nijo ist eine Minamoto. Von diesem Kaiser wurde ihr Geschlecht fast vollständig ausgerottet, bis auf Yoritomo, der dann im Jahre 1186 die Macht übernahm. Das mitgeteilte Gedicht hat die Dichterin wegen seines sentimentalen Charakters besonders berühmt gemacht. Der tränennasse Ärmel ist ein Lieblingsmotiv der japanischen Lyrik. Die Dichterin, die dieses Motiv noch zu steigern verstand, hieß danach Oki-no-ishi no Naishi, »die Dame vom Stein im Meere«.

Masatsune, ein Fujiwara, Sohn des genannten Toshinari.

Der Fujiwara Ex-Erzbischof Jien lebte in einem der großen Tempel des Berges Hiei, oberhalb Kioto. Auch sein Gedicht ruht wie fast alle anderen auf einem Wortspiel, das hier nur der Stimmung nach wiedergegeben ist.

Die Mutter des Korechika

Dächt ich, daß jemals
Die Stunde käme,
Wo mein Bild ihm nicht lebte,
Schon heute weit lieber stürb ich.

Kinto

Wohl schon
Urlang schwieg
Der Wasser Fall.
Annoch, dennoch
Hört das Ohr
Das ruhmvolle Rauschen.

Idsumi Shikibu

Bald, und ich bin nicht mehr.
Nur zum Gedächtnis
Gib Glück der Gegenwart
Mir armer Seele!

Murasaki Shikibu

Gefunden in Nacht.
Geschaut? — Bange Unruh!
Verborgen? — Von Wolken
Verschlungen schon! Nachtmond.

Sammi

— St! — St!
Übers Rohr! »Hab Geduld«
Streichet der Wind!
Diesen Mann, ich vergäße sein?!
— St! — St!

Die Dame Akadsome

Besser nicht hätt ich geharret,
Besser war Schlaf mir!
Nachtlang beschaute ich, Mond, dich.
Helle ward! Schlafe du mit mir!

Die junge Shikibu

Es ist zu weit von Ikuno
Über den Steig.
Es ist zu weit übern »Himmelssteig«
Für Brief und Boten.

Es ist zu weit vom Berg O-E
Die Straße Ikuno.
Es ist zu weit nach dem »Himmelssturz«
Der »Fünf-Götter-Gärten«.

Osuke

— Acht zählet man Reihen
Der Kirschbäum' im alten Schloß.
— Neun zählet man Verbote
Um Duft des geschenkten Zweigs.

Sei Shonagon

's ist spät? 's ist früh?
(Das Kükrükü
Der Held kanns ahnen.)
Noch Nacht? Schon Tag?
Harr aus!! Ich sag:
— »Mich kriegst du nicht wieder. —
Amen.«

Burgvogt Michimasa

Eins nur, Geliebte!
Eins nur: Gedanke
An dich scheucht Tod mir!
— Dies, wie es dir vermelden?!

Sadayori

Eh' Sonne kam,
Kam Nebel vom Flusse,
Von Flusses Pfählen
Die Schleier hob er,
Ein um den andern,
Eh' Sonne kam.

Die Dame Sagami

Noch ward mein Ärmel
Nicht trocken vom Hasse
Gemeines Menschen.
Und pfui, nun mein Name
Im Volksmund, gesellt dem seinen!

Der entthronte Erzbischof Gyoson

Kirschbaum, Einsiedler des Felsen,
Dein Mitleid tausche um Mitleid
Des Einsamen: Freund nur dein Kirschflor!

Die Hofdame Suwo

Ein Arm, angeboten zum Kissen
Einer einzigen Nacht im Maien!
— Edler, für solche Gabe
Wär schade mein edler Name!

Der entthronte Kaiser Sanjo

Sollt Jahr um Jahr ich noch leben
In dieser Welt unterm Monde,
Ohne Willen - ich könnte nur schmähen
Das Licht nach so vollem Glanze!

Der Mönch Noin

Wie rasete nachts der Sturm
Wie Rosse! Vom hohen Minuro
(Man glaubt es kaum) wurde das Laub
Brokat im Flusse Tatsuta.

Der Mönch Ryodsen

Einsam aus meiner Hütte
Schreit ich. Ich seh mich um:
Die gleichen Schleier des Herbstes
Segeln durch fernste Luft.

Tsunenobu

Abends vor meinem Loche
In die Stampfmühle tat ich den Reis,
Nachts dann in runder Hütte
In die Herbstmühle nahm mich der Wind.

Die Hofdame Kii

Der Ruf der leichtfließenden Wellen
Des Kanales ist mir bekannt!
Ich hüte mich: Meine Ärmel
Sind von dem besten Brokat!

Masafusa

Wahrhaftig, er ist aufgeblüht
Am steilen Hang der Kirschbaumflor
Im Sande.
Ein Hügel drunten läßt den Dunst
Dran stranden.

Der Minamoto Toshiyori

Nicht, daß du mir werdest
Wild wie die Wetter
Ihrer steinigen Wüste,
— Nicht darum bat ich die Göttin!

Der Fujiwara Mototoshi

Zu viel hast du wohl versprochen!
Mein Leben harrte wie Wermut
Auf deinen Tau.
Indes, der Herbst dieses Jahres
Er findet mich noch nicht im Amte.

—

(Hast du denn nichts versprochen — ?
Mein Leben harrte, ein Wermut
Auf deine Süße!
Der Herbst noch dereinst meines Lebens
Er findet in Not um den Lenz mich.)

Der Tempelpriester Hoshoji

Ich rudre auf hohem Meer.
In weiße Wellen der Ferne
Verfällt dort das Wolken-Heer.

—

Der freien Meerfahrt
Weißer Saum,
Ist Welle das dort oder
Wolkenschloß?

Der entthronte Kaiser Sutoku

Den Alpenbach starker Fälle
Teilt zwar der Fels, der im Weg,
Doch eint der sich wieder! — Ich sage:
Wer Ohren hat, der hör es!

Der Minamoto Kanemasa

Beim Schrei —
(Meervögel entreißend dich
Deinem Schlaf)
Bist du auch stets beherzt, vom göttlichen Ozeanus entherzter
Krieger von Thule!

Vom Schrei
Des Sturmvogels wie oft du erwachest
Dort auf Awajis Eiland,
Wächter des Schlagbaums!

Burgvogt Akisuke

Wie strahlest du, Mond,
Dem Riß entquollen
Der Wolken, gejagt
Vom rasenden Herbststurm!

Die Ehrendame Horikawas

— Wer doch wüßte, auf wie lang!
Mir blieb ganz unbekannt
Sein Herze. Ich berichte,
Daß heute ich wirrer war
Früh als mein schwarzes Haar.

Der Staatsrat des Tokudaiji

Schlug dort nicht laut schon
Die Vogel-Glocke?
— Ich wende mich: Der Mond
Verblaßte. — Weiter nichts.

Der Mönch Doin

Mich trauert. — Ich denke:
— Ich lebe noch. — In Tränen.
— Ich denke. — Mich schauert.

Toshinari

Welt, in die wir geboren,
Welt, aus dir führt kein Ausweg.
Indes (der Alten Betrachtung)
Tief in Bergen röhret das Rotwild.

Kiyosuke

Leb ich noch länger,
Der heutige Tag bald
Scheint mir ersehnlich.
— Ersehnlich schon sind mir
Heut gestrige Tage.

Der Mönch Shunye

Nacht, nichts als Nacht!
Tag, nirgends Tag!
— Du Spalt, du Tröster
Im Schlafgemach,
Ward noch nicht Tag?

Der Mönch Saigyo

Ich trag wohl Kummer,
Tragen und Wandern.
— Sprach da nicht das Mondlicht:
»Weine!« — Ich weine.

Der Mönch Jakuren

—Auf Sumpfföhrennadeln
Der Tau noch nicht trocken
Schon brauet feuchter
Herbstnebel hoch.

Die Haushofmeisterin der Kwoka

Naniwa!
Einzige Nacht der Liebe!
Nacht nun künftig mein Leben!
— Naniwa!

Prinzessin Shokushi

Korallenkette,
Willst du reißen, so reiße denn!
Nicht halt ich Erinnrung noch Leben?
Rosenkranz der Seelen!

Hofdame Mon-In
(Der thränennasse Ärmel)

Dies wenn Er sähe!
Die Ärmel sogar
Der Fischersfrauen,
Die salzflutumspülten,
Sind also entfärbt nicht!

Der Regent des Kyogoku

Auf frostiger Matte,
In früher Kälte, da auch die Grille
Unmutig singt — muß wirklich
Das Gewand für mich Einen ich breiten?

Hofdame Sanuki

Kennst du den Stein im Meere?
Den niemals sichtbaren
Auch nicht zur Ebbe?

Nie sahe man ihn. So trocknet
Auch heimlich nicht dieser Ärmel!

Masatsune

Yoshinos Gipfel.
Überm Hügel der Wind.
Die Nacht vorgerückt.
Im Alt-Dorfe Frösteln.
Nur der Färber klopft seine Tuche schon.

Der abgesetzte Erzbischof Jien

Unwürdig, wie ich bin,
Übers Jammertal drunten
Gebreitet doch halt ich
Die Hochwürde meiner schwarzen Ärmel.

*

Volksdichtung
(Das „Farbenlied")

Neben der höfischen gab es in der klassischen Zeit auch eine volkstümliche Dichtung, »die Imayo-uta (Lieder im Tagesgeschmack)«. Die Form bilden vier Verse von je zwei Halbversen zu sieben und fünf Silben, doch geht der längere Vers hier dem kürzeren vor. Sprachlich enthalten die Imayo-uta chinesische Lehnworte, die in der höfischen Dichtung verpönt waren. Inhaltlich sind sie von buddhistischem Charakter. Diese volkstümlichen Gedichte finden sich dann mit metrischen Freiheiten in den Romanen. Sie beeinflussen auch das spätere, rezitative Drama des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die älteste und berühmteste Dichtung dieser Art ist das eine buddhistische Sutra umschreibende Iroha-uta »Farben-Lied«. Als Autor wird der heilige Bonze

Kobo Daishi (774/834) genannt, einer der Gründer der herrschenden Amida-Sekte, der auch für den Erfinder der nationalen Schrift Katakana (»Seitliches kana«, kana- »Lehnwort« aus dem Chinesischen) gilt. Vorher gab es nur die phonetische Schrift des Literaten Kibi, deren noch schwerfällige Charaktere Daishi zuletzt noch zu einer Art Kursiv-Schrift, dem Hiragana (leichteres Kana) verbesserte. Diese versus memoriales des ‚Farbenlieds' enthalten die 97 wichtigsten, von dem Hirigana akzeptierten, Silben der japanischen Sprache. Sie werden bis zum heutigen Tage in allen Volksschulen auswendig gelernt und lauten im Original (in heutiger Aussprache):

Iro wa nioedo
Chirinuru wo

Waga yo tare zo
Tsune naran

Ui no oku-yama
Kyo koete

Asake yume miji
Ei mo sezu

in Übersetzung etwa:

Farbe, glänzt sie hell auch,
Flüchtigt. In der Welt
Leben wir noch heute,
Morgen sind wir nicht.
Hab ich überschritten
Erst des Scheines Kluft,
Gibt es nicht mehr Träume,
Fort blieb aller Rausch.

*

Die Tagebücher

Die japanische Literatur der klassischen Zeit kennt zwei äußerst reizvolle Gattungen: das Tagebuch Nikki und das Skizzenbuch Soshi. Der Hauptmeister des ersteren ist wieder Tsurayuki, das Hauptwerk der zweiten Gattung ist von der schon wiederholt genannten Sei Shonagon verfaßt. Andere Tagebücher sind noch: Das Kagero-Nikki, »Buch einer Vergänglichen«, verfaßt zu Ende des zehnten Jahrhunderts, von einer, dem Eigennamen nach, unbekannten Fujiwara-Dame. Das »Murasaki Shikibu Nikki«, das Tagebuch der bereits erwähnten Dichterin des Genji-Romans, enthaltend Aufzeichnungen, angefangen von der Geburt der beiden späteren Kaiser Go-Ichijo (geboren 1008) und Go-Shujako. Dann das »Idsumi Shikibu Nikki« der Dichterin Idsumi Shikibu über die Vorgänge an dem Provinzialhofe ihres Gatten in Idsumi. Ferner das »Sarashina Nikki«, veröffentlicht von einer Dame aus der Nachkommenschaft Sugawara no Michisanes über eine Reise in die Provinz Shinano, endlich das »Sanuki no Naishi no Suke no Nikki« der Hofdame Sanuki aus dem zwölften Jahrhundert.

Das Tosa Nikki

Das Werk ist 935 von Tsurayuki verfaßt und mit Rücksicht auf den Zeitgeschmack durch eine Einleitungsfloskel als Werk einer Dame bezeichnet. Es schildert des Verfassers Heimreise von der Provinz Tosa, deren Statthalterschaft er fünf Jahre lang bekleidet hatte, nach der Hauptstadt. Das »Tosa Nikki« wird von der japanisch-europäischen Kritik wegen seiner geistvollen und vorzüglichen Darstellung gleicherweise gerühmt. Wir bringen das kleine Werk

in einem deutschen Auszug aus dem von uns oft zitierten, für das Studium der japanischen Literatur unumgänglichen Werke von Karl Florenz. Beachtenswert sind übrigens noch besonders die so zahlreich eingestreuten »Grußlieder« mit ihrem bei aller höfischen Form noch so primitiven Charakter.

Am 21. Tage des zwölften Monats des betreffenden Jahres, in der Stunde des Hundes (8 Uhr abends) brach ich auf, und dieses schreibe ich nun kurz nieder. Eine gewisse Person, deren vier- bis fünfjährige Dienstzeit als Statthalter in dem Regierungsbezirk abgelaufen war, legte seinem Nachfolger Rechnung ab und so weiter, verließ das von ihm bisher innegehabte Regierungsgebäude und begab sich nach dem Orte, wo er sich einschiffen wollte. Eine Anzahl von Personen, Bekannte sowohl als Unbekannte, gab ihm das Geleit. Einigen Leuten, die ihm seit Jahren gedient hatten, wurde der Abschied von ihm sehr schwer, und während sie unaufhörlich dies und jenes taten und umherlärmten, war es tiefe Nacht geworden.

*

22. Tag. Es wurde zu den Göttern gebetet, daß die Seefahrt bis zur Provinz Idsumi glatt vonstatten gehen möchte. Herr Fujiwara no Tokisane brachte Abschiedsgeschenke, wofür man hierzulande die Bezeichnung »Heimwärtswendung der Pferdenase« hat, obzwar es sich in diesem Falle um eine Reise zur See handelte. Alle, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten bezechten sich vollständig und scherzten in wunderlichster Weise am Ufer der Salzsee trunken umher.

*

23. Tag. Es war da ein Mann, namens Yagi no Yasunori. Dieser Mann war nicht im ständigen Dienste

des Statthalters und machte mit Anstand, nicht betrunken wie die andern, ein Abschiedsgeschenk. Vielleicht wegen der Persönlichkeit des Statthalters kommen die Bewohner ihrer Gewohnheit gemäß nicht, da sie denken: Wir haben jetzt nichts mehr mit ihm zu schaffen; aber dieser Mann von Herz und Sinn kam doch ohne Scham. Dieses Lob wird ihm nicht etwa um des Geschenkes willen gespendet!

*

24. Tag. Der Prediger kam persönlich mir sein Abschiedsgeschenk zu machen. Sämtliche Anwesenden, Hochgestellte und Niedrige, sogar die Knaben, betranken sich sinnlos, und selbst die, welche sonst nicht einmal das Zeichen »eins« kannten, machten nun mit ihren Beinen kreuz und quer torkelnd, scherzend die Figur des Zeichens »zehn«.

*

25. Tag. Vom Regierungsgebäude des neuen Statthalters brachte ein Bote ein Einladungsschreiben. Wir folgten dem Ruf, und unter Vergnügungen Tag und Nacht hindurch kam der folgende Morgen.

*

26. Tag. Auch heute noch dauerte die Bewirtung im Gouvernementsgebäude lärmvoll fort, und sogar meine Diener erhielten Geschenke. Chinesische Gedichte sang man mit lauter Stimme. Japanische Gedichte sangen sowohl der Wirt als der Gast und die übrigen. Die chinesischen Gedichte schreibe ich hier nicht nieder; aber ein japanisches Gedicht vom Gouverneur dem Wirte lautete:

Die Residenz verließ ich
Und kam, Sie hier zu sehen.
Doch müssen wir leider scheiden,
So daß trotz meines Kommens
Kein Komm-Lohn mir zukommt.

Als er dies sagte, dichtete der zurückkehrende frühere Statthalter:

Wer mir im Schicksal gleichen wird,
Kein andrer ist's als Sie: —
Denn Sie auch müssen weit und lang
Auf linnenweißem Wogenpfad
Die Hin- und Rückfahrt machen.

Es waren auch einige Gedichte von andern Leuten da, doch möchte ich keinem derselben Wert beimessen. Nach allerlei Gesprächen gingen der frühere und der jetzige Statthalter mitsammen die Treppe hinab, und der frühere und der jetzige ergriffen sich bei den Händen und beglückwünschten sich in trunkener Rede; dann begab man sich hinaus.

—

Am 27. Dezember endlich wurde die Dschunke vom Ufer abgestoßen. Tsurayuki erwähnt hier, wie schwer ihm der Abschied wurde, da es ihm nicht vergönnt war sein Töchterchen wieder in die Heimat mitzunehmen. Es werden unterwegs zahlreiche Stationen gemacht. Gleich beim Kap Kago, unfern dem Ausgangshafen, kamen ein Bruder des neuen Statthalters und andere Leute ihnen mit Wein und anderen Sachen nachgeeilt und sprachen davon, wie schmerzlich ihnen die Trennung sei.

—

Die Leute auf unserem Schiff sagten mit leiser Stimme zueinander, daß diejenigen unter den Männern des Statthalters, welche hierher gekommen waren, treugesinnte Männer zu sein schienen. Indem sie so von der schmerzlichen Trennung redeten, verfaßten sie mit vereinten Kräften unter vieler Mühe, gleichwie eine Anzahl Fischer ein großes, schweres Netz zusammen an den Meeresstrand schleppen, das folgende Gedicht: »Wir sind in hellen Scharen her-

beigekommen, gleichwie eine Schar von Wildenten, damit Sie, dessen Weggang wir bedauern, vielleicht doch bei uns bleiben möchten.« Der Scheidende lobte sie deshalb im höchsten Grade und verfaßte das folgende Gedicht: »Fürwahr, ein tiefes Gefühl bemerke ich an Ihnen, so tief wie das Meer, dessen Boden man mit Stangen nicht erreichen kann.« Während man so hin und her sprach, trank der Steuermann Wein, ohne von diesen rührenden Vorgängen Notiz zu nehmen, und plötzlich rief er lärmend, die Flut steige, der Wind beginne zu wehen, und es sei deshalb Zeit zur Abfahrt. So schickten wir uns an das Schiff zu besteigen...

—

Während der Nacht gingen sie im Hafen von Urato vor Anker, da man gewöhnlich nur bei Tageslicht fuhr. Vom 29. Dezember bis zum 9. Jänner wurden sie in Ominato durch Warten auf günstigen Wind aufgehalten. Am letzteren Tage passierten sie in der Nähe des Kiefernhains von Uta vorbei.

—

Man weiß nicht, wie viele der Kiefernbäume sind, wie viele Tausende von Jahren sie hinter sich haben. An jedem Fußende branden die Wogen, von Zweig zu Zweig fliegen Kraniche hin und her. Übermannt von dem reizenden Anblick, dichtete ein Mann auf dem Schiffe:

Seht, wie auf jedem Wipfel
Der Kiefern dort am Strande
Kraniche nisten,
Befreundet mit den Bäumen
Von tausend Menschenaltern!

Wie wir in ihren Anblick versunken dahinruderten, wurden die Berge und das Wasser ganz dunkel, die Nacht sank herab, und West und Ost waren nicht

mehr sichtbar; da vertrauten wir alle Sorgen um das Wetter dem Sinne des Steuermannes an. Selbst die Männer, des Seefahrens nicht gewohnt, waren sehr traurig und ängstlich, die Frauen vollends drückten ihr Gesicht gegen den Boden des Schiffes und weinten mit lauter Stimme. Während wir jedoch uns ängstigten, sangen die Bootsjungen und der Steuermann ein Schifferlied und zeigten nicht die geringste Angst. Das von ihnen gesungene Lied lautete:

Auf dem Gefilde des Frühlings
Weine ich mit lauter Stimme.
Die Gemüse, welche ich pflückte,
Indem ich dabei meine Hände an den Blättern
Des Schilfrohrs schnitt und schnitt,
Wird der Alte (Vater) gierig essen,
Wird die Schwiegermutter essen.
Laßt uns umkehren!
Das Gemüse von gestern abend,
Mit Lügen mich betrügend,
Nahm er mir ohne Bezahlung weg,
Und heute brachte er nicht das Geld,
Und auch er selbst kommt nicht.

—

Vom 12. Januar bis zum 16. Januar weilten sie im Hafen von Murotsu auf Shikoku; am 17. frühmorgens fuhren sie ab, wurden aber vom schlechten Wetter wieder in den Hafen zurückgetrieben und mußten dort weitere zwei Tage zubringen. Am 21. ging es weiter, aber bald wurden sie von neuem Unheil bedroht, von Seeräubern, denen sie mit Mühe entgingen. Am 30. kamen sie im Bereich des Gokinai, der fünf Hauptprovinzen und der Residenzstadt an; am 5. Februar ruderten sie nahe am Strand von Sumiyoshi dahin.

—

Indem das Andenken des verstorbenen Mädchens keinen einzigen Tag, ja keinen Augenblick aus den Gedanken seiner Mutter entschwand, sang sie das folgende Gedicht: — ‚Ich will das Schiff an die Bucht von Sumenoe heranrudern und das Kraut des Vergessens abpflücken und versuchen, ob es wirksam ist.‘ — Sie wollte mit seiner Hilfe ihr Mädchen nicht ganz vergessen, sondern nur die Sehnsucht nach ihr ein kleines Weilchen stillen und sich wieder von ihr erholen. Während wir so sprachen und hin und her denkend weiterfuhren, begann plötzlich der Wind zu wehen. Obgleich wir immer kräftiger ruderten, ging das Schiff immer mehr rückwärts und versank beinahe in der Tiefe. Der Steuermann sagte: ‚Der herrliche Gott von Sumiyoshi, was für ein mächtiger Gott ist er doch! Er wird wohl einen Wunsch haben.‘ Diesen Worten nach zu urteilen scheint er wie wir Menschen der irdischen Welt zu sein. Der Steuermann fügte hinzu: ‚Bietet dem Gott ein Weihgeschenk an!‘ Wir folgten seinem Rat. Dessen ungeachtet wehten und wallten Wind und Wogen immer ungestümer und wollten sich nicht beruhigen. Da sprach der Steuermann: ‚Mit dem Weihgeschenk ist der Gott noch nicht zufrieden, und das Schiff geht deshalb nicht vorwärts. Bietet dem Gott etwas an, was ihm besser behagt!‘ Wir folgten ihm wieder. Nach einiger Überlegung, was zu tun sei, warf ich einen Spiegel ins Meer und sprach: ‚Der Augen habe ich zwei; darum will ich dem Gott diesen einzigen Spiegel geben.‘ So wurde denn der Spiegel, zu meinem Bedauern, in die See geschleudert; aber kaum war dies geschehen, als das Meer glatt wie eine Spiegelfläche wurde. Jemand dichtete deshalb: ‚Wenn man einen Spiegel in das tobende Meer hineinwirft, so sieht man das Herz des gewaltigen Gottes.‘

*

Am 16. Februar fuhren sie endlich in den Osaka-Fluß ein, zur größten Freude aller Passagiere an Bord. Mehrere Tage ging es mühsam gegen die Strömung an bis nach Yamadsaki, wo man die Dschunke verließ, um auf einem Ochsenkarren, den man kommen ließ, den Rest der Reise über Land zurückzulegen.

---

16. Februar. Am Abend dieses Tages brachen wir nach der Residenz auf. Unterwegs sahen wir im Flecken Yamadsaki das Bild auf dem kleinen Kasten auf dem Gesims und die Mischeltrompete aus Reiskuchen, alles wie früher. Aber die Leute sagten: »Wir zweifeln, ob das Herz des Verkäufers wie vordem geblieben ist.« So gingen wir weiter nach der Residenz. In Shimasaka bewirtete man uns, eine nicht immer nötige Handlung. Bei der Hinaufreise nach der Residenz benimmt man sich so lieber, als wenn einer in die Provinz fortreist. Ich stattete dem einen und dem andern meinen Dank dafür ab. Weil ich es absichtlich Nacht werden lassen wollte, ehe ich die Hauptstadt betrat, so beeilte ich mich nicht sonderlich. Da kam der Mond hervor, und wir fuhren bei Mondschein auf dem Katsura-Fluß dahin. Die Leute sagten: »Da dieser Fluß nicht der Asukagawa ist (der immerfort seinen Lauf verändert), so haben sich seine stillen Tiefen und flachen Stromläufe nicht im geringsten verändert! Einer (das ist Tsura-yuki) dichtete: O Katsura-Fluß, dessen Name an den Kassienbaum, der im kürbisförmigen Monde wächst, erinnert, selbst das Spiegelbild des Mondes auf deinem Grunde hat sich nicht verändert!« — Ferner dichtete ein Gewisser:
O Katsura-gawa, der du wie die Himmelswolken fern von uns warst, jetzt setzen wir über dich und netzen dabei die Ärmel. —

Und wieder dichtet ein Gewisser:
Wenn auch der Katsura-Fluß mit meinem Herzen nicht in Beziehung steht, fließt er in gleicher Tiefe wohl wie mein Herz dahin.
Da die Leute sich auf die Hauptstadt freuten, so waren auch der Gedichte eine große Menge.
Weil wir in dunkler Nacht ankamen, konnten wir die verschiedenen Ortschaften nicht erkennen. In der Hauptstadt angelangt, fühlten wir uns ganz glücklich. Als ich an mein Haus gelangt war und zum Tor hineintrat, konnte ich beim hellen Mondschein alles klar und deutlich sehen. Es war unsagbar verfallen und verwildert, noch mehr als ich vernommen hatte. Auch das Herz des Mannes, in dessen Obhut ich mein Haus gelassen hatte, wird wohl in ganz verwildertem Zustande gewesen sein. Weil beide Häuser, das meine und das seine, gleichwie ein einziges Haus waren, obzwar sich zwischen beiden ein Zaun befand, war er damals selbst zu mir gekommen und hatte sich erboten, die Aufsicht über mein Haus zu übernehmen. Aus diesem Grunde hatte ich ihm bei jeder Gelegenheit, die sich mir bot, unablässig viel Geschenke gemacht, die ich ihm von Tosa aus schickte. Doch ich bezwang mich und erlaubte mir nicht, daß ich mit lauter, zorniger Stimme zu ihm sagte: »In was für einem Zustand finde ich dies heute abend!« Wenn auch mit dem höchsten inneren Widerwillen, zeigte ich ihm doch meine Dankbarkeit durch Darreichen von Geschenken. Es war nun da eine teichartige Vertiefung, worin Wasser stand, und daneben eine Kiefer. Als ob im Laufe der fünf oder sechs Jahre meiner Abwesenheit tausend Jahre über sie hinweggegangen wären, hatte sie die Äste auf einer Seite verloren, und neue Äste mischten sich zwischen die alten. Und da überall alles ganz wild und öde ge-

worden war, drückten die Leute ihr Bedauern darüber aus. Unter andern traurigen Gedanken, die in mir aufstiegen, dachte ich daran, wie unaussprechlich traurig es sei, daß das Mädchen, welches in diesem Hause geboren ward, nun nicht mehr mit mir zurückgekehrt war. Meine Schiffsgenossen standen alle mit ihren Kindern auf den Armen und schwatzten. Währenddessen konnte ich mich vor Betrübnis immer noch nicht fassen und sprach zu jemand, der meine Gefühle wohl kannte (das ist zu seiner Frau), verstohlen den folgenden Vers: »Wie traurig ist es, das junge Kiefernbäumchen hier bei meinem Hause zu sehen, wo sie geboren ist, doch wohin sie, ach, nimmer zurückkehrt!« — Ich konnte mich noch nicht zufrieden geben und fügte hinzu: »Wenn sie, die ich einst lebendig vor mir sah, wie die Kiefern tausendjährig wäre, so würde der traurige Abschied von fernem Lande nicht gewesen sein.« — Der unsagbar traurigen Erinnerungen sind so viele, daß ich sie nicht alle aufschreiben kann; jedenfalls will ich hiermit schleunigst abbrechen.

*

Die Volksbücher (Monogatari)

Unter dem allgemeinen Namen Monogatari (Gesta, Berichte) vereinigen die Japaner zahlreiche Erzählungen, Dichtungen und Geschichtswerke. Eine gemeinsame Bezeichnung läßt sich also in den europäischen Sprachen schwer finden. Volksbuch, Heldenbuch und Märchen, chanson de gestes und Roman sind je nachdem zutreffend. Die älteste Gattung bildet im zehnten Jahrhundert eine Reihe von Märchen, deren hervorragendste »die Geschichte vom Bambussammler«, die »Erzählungen aus Ise« und die »Geschichten von Yamato« sind. Auch dem Fuji-

wara Kanesuke wird ein solcher Band zugeschrieben. Die »Erzählung vom unterirdischen Kreuz« und das »Sumiyoshi Monogatari« sind »Stiefmüttergeschichten« mit glücklichem Ausgang. Die Geschichte »Könnt ich sie vertauschen« erzählt von einem Vater, dessen Tochter zu männlich und dessen Sohn zu weibisch geraten sind. In dem »Utsubo Monogatari«, der »Höhlengeschichte«, überlassen einsichtige Bären einem tugendhaften Sohn ihren hohlen Baum zur Wohnung für seine arme Mutter.

Die hier mitgeteilten Märchen und Geschichten sind nach Zeit der Abfassung und Verfassern nicht näher bekannt. Die »Mondprinzessin« und die »Ise« dürften jedoch kurz nach dem Jahre 900, die Yamato-Geschichten um 950 geschrieben sein.

Die Mondprinzessin (Kaguyahime)

»Die glänzende Prinzessin« ist wegen einer geringfügigen Liebelei auf die Erde verbannt worden, verdient sich aber durch ihre Standhaftigkeit wieder den Himmel. Die Erzählung ist die folgende: Ein alter Mann findet bei der Bambusernte in einem Bambus einen geheimnisvollen Glanz und darin ein handhohes Kind (mythologischer Rest einer weitverbreiteten Urvorstellung von der Empfängnis). Das Kind wächst in wunderbar kurzer Zeit heran zu einem Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Fünf Bewerbern von Rang stellt sie unerhörte Aufgaben: Sie sollen Buddhas Almosenschale, einen Zweig aus Edelsteinen vom Berg Horai, ein unverbrennbares Kleid aus dem Pelz der Feuerratte, das fünffarbige Juwel vom Drachenkopfe und die die Geburt erleichternde Muschelschale aus einem Schwalbennest bringen. Natürlich versagen alle, und endlich ver-

liebt sich auch der Kaiser in das Mädchen, das ihn aber in aller Freundschaft abweist. Darauf naht das Himmelsheer zu ihrer Einholung. Die hier mitgeteilte Stelle des Märchens soll vor allem den eigentümlichen witzigen Geist Alt-Japans vorführen. Sie ist ein Teil des Berichtes von der Fahrt nach dem Edelsteinzweig. Dieser Zweig wächst auf dem Berge Horai, nach der chinesischen Legende einer der drei paradiesischen Inseln. Von seinen steilen Hängen herab ergießt sich der Strom des Lebens, aus dem die Geister Unsterblichkeit trinken, seine Ufer sind von Jahrtausende alten Schildkröten (dem sino-japanischen Symbol des langen Lebens) bewohnt. In seinen immergrünen Fichten horsten Kraniche. Nach dieser fabelhaften Insel wurde im dritten Jahrhundert vor Christus von China eine Gesandtschaft geschickt, die aber nach dem Bericht statt auf dieser Insel in Japan landete. Noch heute wird bei jedem Hochzeitsmahl ein Abbild des Horai-san dem jungen Paar in Hoffnung eines langen glücklichen Lebens vorgestellt. Von diesem Berge sollte nun Prinz Kuramochi, der vornehmste Freier, einen »Zweig vom Baume mit den Silberwurzeln mit dem goldenen Stamme und den Juwelenfrüchten« brechen. Drei Jahre sind verflossen, und der Freier findet sich ein, den Zweig in seiner Hand, vor der Prinzessin und ihrem greisen Stiefvater:

—

Da redete der alte Mann: »Nun, wo wächst denn dieser schöne Baum? Das ist ein zu schönes Ding.« Und der Prinz erzählte: »Gegen den Zehnten des zweiten Monates im vergangnen Jahr schifften wir uns ein im Hafen von Naniwa. Und wir segelten ins Meer hinaus und wir wußten nicht in welcher Richtung. ‚Jedoch', so dachte ich, ‚kann ich nicht erlan-

gen, was mein Herz begehrt, was soll ich dann noch auf der Welt?' So überließen wir uns den Launen der Winde. War es unser Untergang, dann um so besser. Nur solange wir noch lebten, wollten wir nach Leibeskräften jenem Berge Howai entgegenrudern. In dieser Absicht hatten wir die Ufer der Heimat schon weit hinter uns gelassen. Da wir also kreuzten, erhoben sich die Wellen bald ganz fürchterlich um uns, wir wurden bis auf den Grund des Meeres hinuntergeschleudert. Dann wieder ergriff uns der Wind und führte uns in ein unbekanntes Land, wo Geisterwesen sich gegen uns erhoben, um uns zu töten. Dann wieder, nicht aus noch ein wissend, waren wir wie verloren in der Wasserwüste. Ein anderes Mal war uns die Nahrung ausgegangen und wir mußten von Wurzeln leben. Wieder ein anderes Mal kamen greuliche Tiere heran und wollten uns verschlingen. Auch fristeten wir mitunter unser Leben nur durch Meermuscheln. In diesen fernen Breiten, wo niemand uns zu Hilfe kommen konnte, litten wir an allen möglichen Krankheiten. Wir segelten, wie es unser Boot gerade wollte, denn wir kannten ja nicht unsere Richtung. So ging es 500 Tage lang. Am 501. Tage, in der Stunde des Drachens, tauchten die Umrisse eines Berges vor uns auf. Alle blickten wir hin. Es war ein hoher Berg, der auf dem Meere schwamm. Er sah hoch und schön aus. Wir dachten sogleich: ‚Dieses wäre unser gesuchter Berg,' und Furcht erfüllte uns. Zwei Tage schifften wir um den Berg oder drei Tage, da kam eine himmlisch gekleidete Frau aus dem Schoß des Berges an den Strand, um in einen Silberkrug Wasser zu schöpfen. Als wir sie sahen, stiegen wir aus dem Schiff, wir forschten nach dem Namen des Berges. Die Frau erwiderte: ‚Dieser ist der Berg Horai.' Als wir solches hörten,

freuten wir uns unermeßlich. Dann befragten wir die Frau noch: ‚Und wer seid Ihr, die mit uns redet?' ‚Ich bin Krone von Lasur', sagte sie. Da war sie auch schon wieder in den Berg verschwunden. Wie wir nun den Berg ansahen, sahen wir keinen Weg, da hinaufzukommen. Wir strichen um seinen Fuß umher. Da waren Bäume mit unbekannten Blüten, da kamen Wasser von goldenem, silbernem und krystallenem Schein herab, über sie alle führten Brücken aus aller Art Edelgestein. An ihren Ufern erhoben sich glänzende Bäume. Und von dem geringsten hab' ich hier den Zweig mitgebracht. Da er so war, wie Ihr befohlen, so pflückte ich die Blüten und segelte davon. All dieses schien mir ganz unausprechlich süß und ganz unvergleichlich mit allen Gütern der Welt. Aber, da ich den Zweig hielt, war mein Herz wieder unruhig. Dank einem günstigen Winde kamen wir schon nach etwas über 400 Tagen wieder in der Heimat an. Hier ließ mich mein Herz nicht ruhen. Gestern noch bin ich von Naniwa hierher aufgebrochen. Meine Kleider hier sind noch getränkt vom Meereswasser. So eilig war ich.« — Und der Greis weinte bei der Erzählung. Und er dichtete das Lied:

»Auf Berg und Flur
Mein Leben verbracht' ich,
Ein Bambusbauer.
Dabei hab' ich niemals-noch
Etwas Rührenderes-gehört.«

Da sagte der Prinz: »Nun, jetzt sind ja meine Leiden vorbei, und mein Herz fand Ruhe.« Darum sang er ihm zur Antwort:

»Mein Ärmel
Ist nun trocken. Jetzo
Will ich mich ausruh'n, vergessend
Tausend-und-Ein-Leiden.«

Indes kamen sechs Männer miteinander in den Hof. Der eine von ihnen trug vor sich her einen Brief auf einem hölzernen Briefträger, und er sagte dazu: »Ayabe von Uchimaro, der oberste Goldschmied in der Goldschmiedeabteilung des kaiserlichen Palastes, läßt das Folgende sagen: ‚In achtungsvoller Ausführung Ihres Auftrages auf Herstellung des Kristallzweiges haben wir uns fast zu Tode gearbeitet. Wir haben mehr als eintausend Tage geschafft. Indes, bis zu dem heutigen Tage haben wir nicht Zahlung erlangen können. Ich wäre sehr dankbar, wenn ich solche hiermit erlangen könnte, um sie an die Gewerken zu verteilen.'« Mit diesen Worten überreichte er seinen Brief mit schuldiger Achtung.

Der Bambusbauer fragte sich vergeblich, was solche Worte des Künstlers bedeuten könnten. Der Prinz ward sehr übel gelaunt. Er fühlte sich wohl einer Ohnmacht nahe. — Die Prinzessin jedoch redete: »Nehmt, ich bitt' Euch, diesen Brief an.« Und da man ihn las, da lautete er also:

»Seine Gnaden, der Herr Prinz, haben geruht, sich länger als eintausend Tage lang in der schlichten Goldschmiedhütte verborgen zu halten, Sie haben geruht, uns Auftrag auf einen schönen Juwelenzweig zu erteilen, und haben geruht, uns dafür amtliche Anstellungen zu versprechen. In Anbetracht alles dessen und da wir vernommen, daß der Zweig für die Prinzeß Mondenglanz bestimmt ist, waren wir der Meinung, daß man uns in ihrem Schlosse entlohnen werde.«

Als die Prinzeß »Mondenglanz« in ihrer Angst diese Worte hörte, da atmete sie auf, und sie blühte auf in einem Lächeln. Sie winkte den Greis zu sich heran und sie redete: »Fürwahr, ich habe gedacht, dies wäre der Baum vom Wunderberge, indes ist es nur

eine elende Fälschung. Gib sie ihm sogleich zurück.« Der Alte sagte darauf: »Sintemal wir vernommen haben, daß der Zweig künstlich hergestellt ist, dürfen wir ihn wohl zurückstellen.« Und er nickte. Da dichtete die Prinzeß »Mondenglanz« nun leichten Herzens das Gedicht:

»So stand ich, so lauscht' ich, so fragt' ich mich:
‚Was sehen da meine Augen?
Ein Edelgesteinzweig!' Aber siehe, es waren
Nur Blätter von schönen Worten.«

Und indem sie solches sang, gab sie ihm seinen Edelsteinzweig zurück.

*

Aus den Ise Monogatari

Die Leute von Ise genossen im alten Japan den gleichen Ruf wie die Kreter im antiken Hellas. Vermutlich sollte der Titel »Geschichten von Ise« also auch noch etwas Ähnliches bedeuten wie: »Fabeln, angenehme Lügengeschichten.« Die japanischen Philologen hielten, wie bereits erwähnt, den berühmten Dichter Narihira für den Helden dieser Geschichten. Er sollte der Urheber des Buches oder wenigstens der Verfasser eines Tagebuches sein, aus dem der Autor geschöpft hat. Die »Geschichten aus Ise« sind die Liebesgeschichten eines jungen Höflings, 125 an Zahl, zum Teil scherzender, zum größern Teil gefühlvoller Art. In ihnen sind zahlreiche späte, gleich dem Kokinshu berühmt gewordene Tanka erhalten. Die Geschichten beginnen sämtlich mit dem Worte: mikushi (Es war einmal), darauf folgt gewöhnlich noch das Wort oroko (ein Mann).

I

Es war einmal ein Mann. Dieser Mann glaubte, daß er zu nichts nütze sei, und wollte sich in der Haupt-

stadt (Kyoto) nicht mehr aufhalten. Er brach daher nach dem Ostlande auf, um sich einen andern Wohnort zu suchen. Als er sah, wie vom Gipfel des Vulkans Asama in der Provinz Shinano der Rauch aufstieg (dichtete er):

O Rauch, der du aufsteigst
Vom Gipfel des Asama
Im Land des Shinano!
Daß ferner Gegend Leute
Dich anschaun, tadelst du's nicht?

Er machte die Reise mit einigen ihm von jeher befreundeten Leuten. Da keiner des Weges kundig war, gingen sie in der Irre dahin. Sie gelangten zu einem Ort namens Yatsu-hashi, »Achtbrück«, in der Provinz Mikawa. Der Grund, warum man diesen Ort Achtbrück nannte, war der, daß das Wasser in Spinnnetzform auseinanderfloß und man acht Brücken darüber geschlagen hatte. Daher der Name Achtbrück. Sie ließen sich im Schatten eines Baumes an diesem Moraste nieder und verzehrten trockene Reisklöße. In diesem Moraste waren Kakitsubata (d. i. Schwertlilien) überaus lieblich erblüht. Als sie dieselben betrachteten, sprach einer von ihnen: »Laßt uns ein Akrostichon dichten, in dem die Anfangssilben der Verse die fünf Silben des Wortes Kakitsubata ergeben, über das Thema Reisestimmung!« Nachdem er also gesprochen, dichtete er:

Kakitsubata

Kara-koromo	Da ein Gemahl ich habe,
Kitsutsu narenishi	Wie an ein Kleid
Tsuma shi areba	Durch Tragen ihm vertraut,
Barubaru kinuru	Denkt sicherlich sie der Reise,
Tabi wo shi zo omou.	Die weit und weiter fortrückt.

Als er so dichtete, ließen alle auf ihren getrockneten Reis Tränen der Sehnsucht nach der Heimat fallen, so daß er ganz feucht wurde. Immer weiter fortschreitend, gelangten sie nach der Provinz Suruga. Als sie zum Utsu-Berg gelangten, war der Weg, den sie eigens einschlagen wollten, überaus dunkel und schmal und von Efeu und Ranken dicht bewachsen. Sie fühlten sich einsam, und während sie hin und her erwogen, was Ängstliches ihnen widerfahren könnte, trafen sie einen Ubasoku (Laienmitglied eines buddhistischen Mönchsordens) an. »Wie seid ihr auf einen solchen Weg geraten?« sprach er, und als sie ihn genauer ansahen, erkannten sie in ihm einen Bekannten. Um an die bewußte Person in der Hauptstadt briefliche Nachricht zu geben, schrieb er und vertraute das Geschriebene dem Ubasoku an:

Weder im Wachen
— der Berggegend des Berges »Wach«
In Suruga —
Noch auch im Traume bin ich
Der Liebsten begegnet.

Als (Narihira) den Fuji no yama sah, war gerade am letzten Tage des fünften Monats der Schnee ganz weiß darauf gefallen:

Der Jahreszeiten
Unkundig ist der Fuji!
Wie wär's sonst möglich,
Daß wie ein Hirschkalb scheckig
Vom Schneefall er jetzt aussieht?

Wenn man hier einen Vergleich ziehen wollte, so müßte man sagen, daß dieser Berg so groß ist, als wenn man zwanzig Hie no yama übereinander auftürmen würde. Was seine Gestalt anbelangt, so sah er so kegelförmig wie ein Salzhügel aus.

Wie sie noch weitergingen, war da ein sehr großer

Fluß zwischen der Provinz Musashi und der Provinz Shimosa, mit Namen Sumida-gawa. Als sie an diesem Flusse in einer Gruppe dastanden und sannen, wie grenzenlos weit sie hergekommen seien, und während ein Gefühl der Einsamkeit sie beschlich, sagte der Fährmann: »Schnell, steigt in das Boot. Es droht bereits dunkel zu werden.« Als sie eingestiegen waren, fühlten sie sich alle einsam, und es war nicht ein einziger unter ihnen, der nicht in der Hauptstadt eine Person gehabt hätte, deren er mit Sehnsucht gedachte. Eben in diesem Augenblick tummelten sich weiße Vögel mit roten Schnäbeln und Beinen und von der Größe einer Schnepfe auf dem Wasser umher und fraßen Fische. Es waren Vögel, die sich in der Residenzstadt nicht finden, und keiner kannte sie daher. Als sie den Fährmann befragten, sagte dieser: »Das sind ja Residenzvögel!« Als (Narihira) dies hörte, verfaßte er das folgende Gedicht:

Führt euren Namen mit Recht ihr,
Wohlan, so will ich euch fragen,
Ihr Residenzvögel,
Ob sie, nach der ich mich sehne,
Noch lebt, oder ob sie tot sei?

Da weinte das ganze Boot.

II

Es war einmal ein Mann. Mehrere Jahre hindurch besuchte er nächtlicherweile eine Dame, mit der er eigentlich keinen Verkehr hätte pflegen dürfen. Nachdem er die Zustimmung der Dame erlangt hatte, machten sie sich mit knapper Not von dannen, und in vollster Dunkelheit gingen sie miteinander dahin. Als sie an einem Flusse, dem Akuta-gawa, entlang gingen und die Dame beim Anblick des auf den Gräsern liegenden glitzernden Taus den Mann fragte,

was das da sei, (gab er keine Antwort, denn) das Ziel ihrer Flucht war noch weit, und die Nacht war schon bedeutend vorgeschritten. Dabei donnerte es gewaltig, und der Regen strömte stark hernieder, so daß er die Dame in den Hinterraum eines verfallenen Schuppens hineinschob, ohne aber eine Ahnung davon zu haben, daß es ein von Teufeln frequentierter Ort war. Der Mann blieb mit Bogen und pfeilgespicktem Köcher über die Schulter gehängt an der Eingangstür stehen. Wie er in seinem Sinne dachte, daß die Nacht sich schon aufhellen würde, hatte ein Teufel schon die Dame in einem Happen aufgefressen. Obgleich sie »O weh, o weh!« schrie, konnte er es wegen des Tosens des Donners nicht hören. Als die Nacht allmählich hell geworden war, sah er hin; aber die Dame, die mit ihm gekommen, war nicht mehr da. Obgleich er ungebärdig mit den Füßen stampfte und weinte, war doch alles vergebens:

Als sie mich fragte,
Ob's weiße Perlen seien,
Ach, hätt' ich da doch
Gesagt »Tautropfen sind es«,
Und wär' erlöscht wie diese!

(Nachtrag von fremder Hand): »Die (spätere kaiserliche Gemahlin) Nijo wohnte bei ihrer Nichte, welche eine Nyogo war, als eine Art Kammerfrau. Sie war von sehr lieblicher Erscheinung, und deshalb stahl Narihira sie und trug sie auf seinem Rücken hinweg. Aber ihr älterer Bruder, der nachmalige Dainagon Kunitsune, der erste Sohn des Ministers Horikawa (d. i. der berühmte Fujiwara no Mototsune) und damals noch einen niederen Rang bekleidend, hörte auf seinem Wege nach dem kaiserlichen Palast, daß irgend jemand bitterlich weinte, hielt die Davoneilenden auf, nahm das Mädchen zurück und ging

dann seines Weges weiter. Diesen hat der Verfasser als Teufel bezeichnet. Es soll zu einer Zeit gewesen sein, da die nachmalige kaiserliche Gemahlin noch sehr jung war und noch dem gewöhnlichen Stande angehörte. (I und II von Karl Florenz.)

III

Vor alters waren zwei Nachbarkinder, deren Väter Hausierer waren. Sie spielten oft zusammen an einem Brunnen. Als sie erwachsen waren, trennten sie Scham und Befangenheit. Der Jüngling begehrte in seinem Innern seine frühere Gespielin zur Frau, und das Mädchen ihn zum Manne. Sie gaben daher ihren Eltern kein Gehör, die für ihre Kinder andere Lebensgefährten erwählt hatten. Heimlich sandte der Jüngling dem Mädchen ein Lied:

Noch spiegelt still der Brunnen,
Daran wir gerne spielten
In uns'rer Kinderzeit,
Doch du kamst lange nicht
Und wirst kein Kind mehr sein.

Die Antwort des Mädchens:

Mein Haar,
Das deinen Haaren ich verglichen,
Deckt lang die Schultern schon,
Nur deine Hand allein
Soll kosend es berühren.

Und endlich konnten sie sich heiraten.

Nach einigen Jahren, als die Frau ihre Eltern verlor und etwas hilflos war, wurde das Eheleben dem Manne langweilig, und er ging oft zu einer anderen Frau in der Gemeinde Takayasu in der Provinz Kawachi. Aber seine Frau zürnte ihm darum nicht, sondern ließ ihn ruhig zu seiner neuen Geliebten gehen. Das dünkte dem Manne so seltsam, daß er endlich an der

Treue seiner Frau zu zweifeln begann. Er tat einen Abend, als ob er nach Kawachi ginge, und versteckte sich in einem Gebüsch im Garten. Seine Frau kleidete sich ordentlich an, sah in die Ferne und sang:

Es tobt der Wind,
Und auch das Meer erdröhnt.
Wie bang' ich um den Liebsten,
Der den Tatsuta-Berg
In dunkler Nacht ersteigt.

Er hörte das, bedauerte sie unendlich und beschloß, nie mehr nach Kawachi zu gehen.

Aber als er sich doch nicht bezwang und zu der Geliebten nach Kawachi kam, war sie nicht mehr sittsam und lieblich wie zuerst, sondern ohne Anmut und Scham. Ihr Haar fiel nicht wie sonst in losen Wellen auf die Schultern hernieder, es war glatt und fest um den Kopf gewickelt, ihr Gesicht erschien ihm lang und reizlos. Sie zog selber den Reistopf zu sich, nahm und verzehrte die Speise ohne Feierlichkeit und Schönheit in Mienen und Bewegungen. Abgestoßen von ihrem Benehmen ging er wieder fort. Da sah sie nach Yamato hinüber und sang:

Ich will die Gegend sehen,
Wo mein Geliebter wohnt,
O, Wolke,
Die du dich zum Regen ballst,
Verschleiere den Berg Ikoma nicht.

Wohl bekam sie Antwort von dem Yamatomann, daß er wiederkommen würde, und sie freute sich sehr, aber sie wartete auf ihn viele Nächte hindurch vergebens.

Alle Nächte,
Die du mir versprochen,
Ach! ohne dich verbracht,
Die Hoffnung ist zerbrochen.
Die Liebe wacht.—Der Mann kam nicht mehr.

IV

Vor alters war ein Mann. Er sandte ein Lied an eine Frau, die ihn nicht ganz abgelehnt, sondern etwas hatte hoffen lassen.

Am Abend,
Wenn ich nach dir seufze,
Sind meine Ärmel naß,
Wie wenn am Herbstesmorgen
Ich wand're im Bambusgras.

Die lüsterne Frau antwortete:

Ich bin Meeresgrund,
Darin kein Seekraut wächst.
Ein Tor der Taucher,
Der von warmer Bucht
Hoffend die Tiefe sucht.

V

Vor alters liebte ein junger Mann ein hübsches Mädchen, das bei seinen Eltern wohnte. Die Eltern, die sich voreilig dazwischen drängten, wollten das Mädchen fortjagen, und der junge Mann vermochte es auch nicht zu verhindern, weil das Mädchen eigentlich nicht zu seiner Familie gehörte. Sie war von niedrigem Range und konnte sich nicht verteidigen. Inzwischen wurde die Liebe immer heftiger. Plötzlich jagten die Eltern das Mädchen wirklich fort. Der Mann weinte blutige Tränen, dennoch konnte er nichts dagegen tun. Endlich ging sie, von einem Manne begleitet, aus. Sie sandte ihren Begleiter zu ihm mit einem Lied:

Wenn er fragt,
Wie weit du mich begleitet,
Sage,
Bis zum Tränenfluß
Der Trennung.

Der Mann weinte und sang:

Wer nicht liebt,
Dem ist leicht
Die Trennung,
Ich ahnte nicht,
Wie sie nagt.

Und er fiel in Ohnmacht. Die Eltern wurden dadurch ganz erschreckt. Rücksichtslos hatten sie das Mädchen fortgejagt und nicht an solche Folgen gedacht. Sie beteten um das Leben des Sohnes. Seine Ohnmacht dauerte von Sonnenaufgang bis um acht Uhr abends des nächsten Tages, aber endlich kam er wieder zu sich. Damals konnte ein Mann so heftig lieben. Müssen die Männer der jetzigen Zeit mit ihren greisen Herzen nicht vor Scham sterben?

VI

Vor alters ging ein Mann um ein Haus, weil er sicher wußte, daß eine schöne Frau darinnen wohnte. Aber er durfte nicht einmal an sie schreiben, und er sang:

Dem Lorbeer gleicht sie,
Der im Vollmond wohnt,
Ein Glanz den Blicken
Und fern
Der Berührung.

VII

Vor alters schickte ein Mann an eine Frau ein Lied, die ihm ihr Wort nicht gehalten hatte.

Vergebens
Hoffte ich Glück,
Mit Händen schöpfen und halten
Wollt' ich das rinnende Wasser
Aus Ide von Yamashina.

*

VIII

Vor alters war ein Mann. Er war sehr beschäftigt im Hofdienst und dazu von untreuer Natur. Darum ging seine Frau aufs Land mit einem anderen, der sie treu lieben wollte. Der erste Mann ging nachher als kaiserlicher Festbote an dem Isatempel nach dem Landesteil, wo seine ehemalige Frau lebte, und erfuhr dort, daß sie jetzt die Gattin seines Empfangsbeamten sei. Da sagte er: Die Gattin des Beamten solle ihm den Wein einschenken, sonst wolle er nicht trinken. Die Gattin kam endlich mit dem Becher und schenkte ihm ein, da nahm er eine Tachibana – eine Art Zitrone, die im Mai blüht –, die den Teller schmückte, und sang:

Der süße Duft
Der Tatchibanablüte,
Erschlossen im Mai,
Bringt die Gewänder
Der Jugendgeliebten.

(III bis VIII von Gitaro Chino [Tokio].)

*

Aus den Yamato-Monogatari
(Die Sage von dem Mädchen mit den zwei Freiern)

Der Titel bedeutet entweder »Geschichten aus der Provinz Yamato« (dem Stammland Japans) oder einfach »Nationale Geschichten« im Gegensatz zu den sinochinesischen Erzählungen dieser Zeit. Man kann sie als eine Nachahmung der Ise-Geschichten auffassen, von denen sie sich jedoch durch ein fortgeschrittenes, wenn auch weniger klares Japanisch unterscheiden, auch sind sie nicht um eine einzelne Person angeordnet. Die hier mitgeteilte Geschichte in der Übertragung von Karl Florenz gehört zu den volkstümlichsten der japanischen Literatur.

—

Vor alten Zeiten war einmal ein Mädchen, das wohnte in der Provinz Tsu. Zwei Männer bewarben sich um sie. Der eine von ihnen wohnte in derselben Provinz und hieß (nach seinem Wohnort) Ubara; der andere war aus der Provinz Isumi und hieß (gleichfalls nach seinem Wohnort) Chinu. Diese beiden Männer hatten nun dasselbe Alter und waren sich auch von Gesicht, Gestalt und Aussehen ganz gleich. Sie nahm sich vor, denjenigen zu heiraten, der den anderen an Liebe zu ihr übertreffen würde, aber auch die Liebe der beiden zu ihr war die gleiche. Wenn der Abend dunkelte, kamen sie beide zur Liebeswerbung; wenn sie ihr Geschenke machten, so waren es von beiden dieselben Geschenke. Von keinem konnte man sagen, daß er etwas vor dem anderen voraus hätte, so daß das Mädchen vor lauter Sinnen und Denken ganz krank wurde. Wenn die Liebe dieser Männer zu ihr lauer gewesen wäre, so würde sie beiden ihre Hand verweigert haben; da aber dieser sowohl wie jener Tag für Tag und Monat für Monat vor der Tür ihres Hauses stand und in zehntausend verschiedenen Weisen seine Liebe bekundete, war sie in Verlegenheit, wen sie erhören sollte. Weder von diesem noch von jenem nahm sie die Geschenke, die ihr in gleicher Weise gemacht wurden, an. Sie hatte Eltern, die sprachen zu ihr: »Es ist bedauerlich, daß Monate und Jahre in solch unschicklicher Weise dahingehen, und nicht zu ertragen, wie die Leute vergeblich klagen und seufzen. Wenn du den einen heiraten würdest, so würde die Liebe des andern erlöschen.« Das Mädchen antwortete: »Auch ich denke so. Aber die Gleichheit der Liebe beider macht mein Herz ganz krank. Was soll ich da nun machen?«

Nun hielt man sich dazumal gerade in Zelten auf, die

über dem Spiegel des Ikuta (Lebens-) Flusses errichtet waren. Da ließen die Eltern jene beiden Bewerber herbeirufen und sprachen zu ihnen folgendermaßen: »Da jeder von euch dieselbe Liebe hegt, so ist unsere Tochter ganz krank im Herzen. Heute wollen wir die Sache auf irgendwelche Weise zur Entscheidung bringen. Der eine von euch ist von fernem Orte hergekommen; der andere aus hiesiger Gegend hat sich grenzenlos bemüht. Dieser sowohl wie jener verdienen unser Mitgefühl.« Als sie so sprachen, waren beide von der größten Freude erfüllt. Die Eltern fuhren fort: »Was wir weiter mitzuteilen gedenken, ist folgendes: schießt mit dem Bogen nach dem Wasservogel, der dort auf dem Flusse schwimmt; dem, der ihn trifft, wollen wir unsere Tochter geben.« »Vortrefflich!« sprachen die beiden und schossen. Der eine traf ihn am Kopf, der andere traf ihn am Schwanz. Da sie nun keinem von beiden den Vorzug geben konnte, war das Mädchen ganz verzweifelt und rief:

Des Daseins müde,
Will meinen Leib ich werfen
In Tsu-no-kunis
‚Lebensfluß' — ein Lebensfluß
Für mich, ach, nur dem Namen nach!

Mit diesen Worten warf sie sich von dem Zelte, das über dem Flusse stand, klatsch, ins Wasser hinein. Während die Eltern ganz außer sich schrien und lärmten, stürzten sich die beiden Bewerber an derselben Stelle ins Wasser. Der eine ergriff sie am Fuß, der andere ergriff sie an der Hand, und so starben sie. Aufs tiefste bekümmert, holten die Eltern den Leichnam des Mädchens aus dem Wasser herauf und begruben ihn unter Tränen und Klagen. Auch die Eltern der beiden jungen Männer kamen herbei und

legten zu beiden Seiten des Grabhügels des Mädchens Gräber an. Da aber erhoben die Eltern des Mannes aus der Provinz Tsu Einspruch dagegen, indem sie sagten: »Daß der, welcher aus demselben Lande ist, an demselben Orte begraben wird, ist nur billig und gerecht; aber wie darf ein Mann aus einem anderen Lande die Erde dieses Landes entweihen?« Da luden die Eltern dessen aus Izumi Erde des Landes Izumi auf ein Schiff, brachten sie herbei und begruben schließlich ihren Sohn darin. Noch jetzt existieren die Gräber, des Mädchens Grab in der Mitte, links und rechts davon die Gräber der jungen Männer.

*

Der Roman

Das Genji-Monogatari

Das Genji Monogatari ist der älteste Roman im europäischen Sinne der japanischen Literatur, wie zugleich ihr berühmtester geblieben. Es ist der große »Frauenroman« Japans, wie das folgende Tagebuch der Dame Sei das Frauenbuch kat exochen Alt-Japans ist. Die Verfasserin des Genji, die wir bereits als lyrische Dichterin kennengelernt haben, gehört auch persönlich zu den berühmtesten Gestalten Alt-Japans; sie lebte am kaiserlichen Hof um das Jahr 1000, doch ist ihr Leben wenig bekannt, und auch ihr literarischer Name: »Murasaki Shikibu« stellt nur, wie üblich, ihren Beinamen dar. Shikibu bedeutet soviel wie zeremoniell. Die Trägerin dieses Namens ist also jedenfalls Tochter eines Zeremonienmeisters gewesen. Murasaki aber heißt Veilchenfarbe, eigentlich Veilchenwurz, und wird auf den Namen Fuji (Fujiwara) gedeutet, der, wie bereits mitgeteilt, Glyzinie bedeutet. Die Dichterin war demnach wie so viele andere Autoren und Autorinnen eine Fujiwara. Chi-

nesisch gelesen lautet aber das Zeichen für Fuji »To«, weshalb ihr Name auch To-shikibu gelesen wird. Er müßte für unsre Ohren in auffälliger Weise etwa lauten: »Veilchen-Zeremonienmeister«. Der Vater der Dichterin, selbst ein Literat von einigem Ansehen, war Enkel des bekannten Dichters Kanesuke, der wieder Urenkel des Dichters Fuyutsugu war. Die Tradition war also in dieser Fujiwara-Linie stark literarisch. Die Dichterin soll auch schon als junges Mädchen mit ihrem Bruder zusammen chinesische Gedichte und Literatur studiert haben. Darum nannte sie ein Kaiser später scherzhaft das Nihongi seines Hofes. Später studierte sie auch die japanischen Klassiker. Der aus diesen Studien hervorgehende Stil wird noch von den heutigen Japanern aufs höchste bewundert, und man kann überhaupt den Genji-Roman als das artistisch höchstvollendete und unter allen Umständen als das berühmteste Werk der japanischen Literatur bezeichnen. Die Dichterin verlor früh ihren Gatten, gleichfalls einen Fujiwara, dem sie zwei Töchter geboren hatte. Die ältere dieser Töchter, Daini no Sammi, war die Autorin des gleichfalls berühmten Sagoromo-Romanes, einer Nachahmung des Genji; wir haben sie als Lyrikerin kennengelernt. Als Witwe lebte die Dichterin des Genji sehr zurückgezogen, in einem zu dem Charakter ihrer Helden und Heldinnen auffallenden Gegensatz, der von der europäischen Kritik sehr gerühmt zu werden pflegt. Erst im einigermaßen vorgerückten Alter nahm sie am Hofe ihrer Verwandten, der Kaiserin Akiko, wieder ein Amt an. In dieser Zeit verfaßte sie auch ihr Tagebuch, das bereits oben genannte »Murasaki Shikibu Nikki«. Ihren berühmten Roman jedoch hatte sie bereits in ihrer Zurückgezogenheit verfaßt und um das Jahr 1000 veröffentlicht. Eine bekann-

te Legende, von der bildenden Kunst häufig wiedergegeben, zeigt die Dichterin auf einer Tempelterrasse vor dem mondbeglänzten Biwa-See an ihrem Schreibtisch mit einem feinen Pinsel schreibend. Der Aufenthalt in diesem Kloster hat sich jedoch als unhistorisch erwiesen, und ebenso erfunden dürften die mehreren Legenden eines Auftrags zu dem Roman, erteilt von der großen Vestalin von Ise oder der Kaiserin selber, sein. Auch soll die Dichterin der um diese Zeit aus China verbreiteten strengen Sekte der Tendai angehört haben, wonach ihr Roman eine buddhistische Tendenz hätte. In dem erwähnten Kloster am Biwa-See in Ishigama wird auch noch ihr Schreibzimmer (das Genji no ma) gezeigt, mit einer angeblichen Skizze aus dem Genji, auf die Rückseite einer buddhistischen Rolle geschrieben. Alle diese Geschichten scheinen jedoch mehr oder minder erfunden, vielleicht um das Werk, den Ruhm Alt-Japans, und seinen rein weltlichen, dem Gegenstand nach notwendig libertinen Charakter mit der kirchlichen Lehre zu versöhnen. Unbezweifelt blieb bisher nur der kulturhistorische sittenschildernde Wert dieser höfischen Dichtung.

Der Genji-Roman ist in 54 Kapitel eingeteilt und umfaßt in der offiziellen Ausgabe 4234 Seiten! bildet also auch darin ein Vorbild der späteren japanischen Romanwälzer. 80 Seiten allein bilden einen genealogischen Index der Helden und Heldinnen des Buches. Die erstere an Umfang reichere Hälfte erzählt die Liebesabenteuer des Prinzen Genji; die zweite Hälfte, die sogenannten »Zehn Kapitel von Uji«, die Geschichte seines Sohnes, deren Szenen nach dem Dorfe Uji, in der Nähe der Residenz, verlegt ist. Genji ist ein Don Juan von geringem sittlichen Empfinden, aber mitunter großer Zartheit, umgeben von einem

Kranz von Frauengestalten, die mit bedeutender psychologischer Meisterschaft geschildert werden. Der Stil, der, stets geschmackvoll, auch gewagte Situationen darstellt und sich dabei den Einzelheiten des individuellen und gesellschaftlichen Lebens anschmiegt, vereinigt Realismus und psychologistische Betrachtung weit mehr als irgendein altes Werk des Westens. Ihm wird von der englischen Kritik in charakteristischer Weise nachgerühmt, daß es in jedem Wort von jedem jungen Mädchen ohne Erröten gelesen werden könne! Karl Florenz erzählt den Inhalt des Buchs mit den folgenden Worten:

Prinz Genji war der Sohn eines Kaisers von seiner Konkubine Kiritsubo no Kói, einem Edelfräulein, die nicht aus dem mächtigen Fujiwara-Hause stammte und daher, wie ihr Sohn, unter der Mißgunst der Angehörigen dieser Familie viel zu leiden hatte. Sie starb, als Genji kaum drei Jahre alt war, von Vater und Sohn stets unvergessen. Mit zwölf Jahren heiratet Genji seine vier Jahre ältere Muhme Aoi-no-Ue, mit der er jedoch nicht glücklich lebt und der er bald durch seine Liebesabenteuer mit anderen Frauen reichlichen Grund zur Eifersucht gibt. Der Kaiser, sein Vater, hatte inzwischen eine andere schöne Konkubine, Fujitsubo, eine Tochter des verstorbenen Kaisers, in seinem Harem aufgenommen. Sie glich der seligen Mutter Genjis so sehr, daß dieser die tiefste Zuneigung zu ihr faßte und schließlich seiner Leidenschaft für sie so die Zügel schießen ließ, daß er heimlichen Geschlechtsverkehr mit ihr unterhielt. Aus diesem Verhältnis geht ein Sohn hervor, den der Kaiser für seinen eigenen hält, und den er, als er bei seiner Abdankung einen älteren Halbbruder Genjis zum Kaiser einsetzt, zum künftigen Thronerben be-

stimmt. Genji wird der Vormund des Thronfolgers, seines natürlichen Sohnes. Nach dem Tode seiner Gemahlin Aoi-no-Ue, die aus Gespensterfurcht stirbt, nimmt Genji eine Nichte Fujitsubos, die liebliche Murasaki-no-Ue, die er im Alter von zehn Jahren als Pflegetochter in sein Haus genommen hatte, als Gemahlin an. Sie ist ebenso klug und tugendhaft wie schön; die Dichterin hat in ihr eine ideale Frauengestalt geschaffen, die unter ihrem Geschlechte ebenso hervorragt wie Genji durch seine Klugheit, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Eleganz unter den Männern. Die Entdeckung eines unerlaubten Verhältnisses zwischen Genji und Oboro-zukyo, einer Konkubine des jungen Kaisers, führt zu des ersteren Verbannung nach dem Dorfe Suma, etwa dreißig japanische Meilen von Kyoto; er wird aber nach einer Weile wieder in Gnaden zurückgerufen. Den Aufenthalt in Suma hat er natürlich nicht ungenutzt vorübergehen lassen, sondern mit Akashi, der hübschen Tochter eines in den Priesterstand eingetretenen früheren Statthalters, verkehrt, und sie zur Mutter gemacht. Im selben Jahre besteigt Genjis natürlicher Sohn den Thron. Der Kaiser, welcher von seinem wahren Ursprung unterrichtet wird, befördert seinen Vater im Range bis zum Premierminister, gibt ihm die Erlaubnis, im Ochsenwagen fahren zu dürfen, und ernennt ihn schließlich zum Dajo-tenno, »Kaiservater«. Was Genji einst an seinem Vater gefrevelt hatte, indem er Fujitsubo verführte, wird ihm nun vom Schicksal mit ähnlicher Münze zurückgezahlt. Seine liebste Nebenfrau, Prinzessin Nyosan, fällt in die Netze eines gewissen Kashiwagi und bekommt von diesem einen Sohn, der vor aller Welt als Sohn Genjis gilt, Prinz Kaoru, den Helden des zweiten Teil des Romans. Nach mehrjährigem Kran-

kenlager stirbt Murasaki-no-Ue, und es dauert nicht lange, ehe der untröstliche Genji sich danach ganz von der Welt zurückzieht und nur noch den Prinzen Niou, seinen Enkel aus dem Konkubinat mit der Sumanerin Akashi-no-Ue, bei sich sieht.

Prinz Kaoru, Genjis angeblicher Sohn, und Prinz Niou, sein Enkel, sind die Spieler und Gegenspieler im letzten Abschnitt. Je glücklicher Genji in seinen Liebesabenteuern gewesen, da nie eine Frau imstande war, den Bewerbungen dieses japanischen Don Juan zu widerstehen, um so zahlreicher sind die Enttäuschungen Kaorus. Jedesmal tritt Niou zwischen ihn und seine Geliebten und schnappt sie ihm weg. Endlich scheint Kaoru das Glück günstig zu sein; er sticht seinen Rivalen bei der schönen Ukifune aus. Aber Niou weiß sich nachts bei dieser einzuschleichen, und sie gibt sich hin, in dem Glauben, es sei ihr Geliebter Kaoru. Von Scham überwältigt, versucht sie sich zu ertränken, wird jedoch von einem Priester daran verhindert und zieht sich als Nonne in ein Kloster zurück. Kaoru will sie wieder herausholen und begibt sich mit Unifunes jüngeren Bruder nach dem Kloster. Er schickt den Jüngling mit einem Briefe hinein. Beim Anblick des Bruders und des Briefes treten ihr die Tränen in die Augen, aber sie bleibt in ihrem Vorsatze, der Welt zu entsagen, fest. Sie behauptet, das sei nicht ihr Bruder, und sie sei nie die Geliebte Kaorus gewesen. Zur tiefsten Enttäuschung Kaorus kehrt der Bruder unverrichteter Sache nach Kyóto zurück.

Aus dem Genjiroman

Ich erinnere mich nicht mehr, zu welcher Zeit damals, in der großen Schar der Nebenfrauen (nyogo) und Kebsfrauen des Palastes, eine junge Frau lebte,

die zwar nicht von besonderer Geburt, doch von dem Kaiser mehr als alle ihre Nebenbuhlerinnen geliebt wurde. Die vielen Damen, die alle an den Hof gekommen waren, um ihr diesen Rang streitig zu machen, waren so natürlich alle einig in der Mißgunst. Aber auch die unter ihr stehenden Kebsfrauen waren nicht zufrieden. Bei jeder Gelegenheit, sooft diese einen Dienst zu verrichten hatten, des Vormittags oder Abends, brachten sie beständig hetzerische Dinge gegen sie vor. Vielleicht war es die Wirkung all dieser Dinge, daß sie plötzlich erkrankte und schlimmer wurde. Sie mußte oft tagelang in ihrer Stube bleiben. Ihr Herz ging nicht mit...

Der Kaiser aber wurde gegen die Kranke immer zärtlicher. Er hörte auf keinen Klatsch der anderen, er liebte sie mit einer Liebe, an die man die heutige Welt nur gemahnen kann. Sogar die Hofleute vom höchsten Range wagten ihr nicht ins Gesicht zu sehen, die anderen aber verehrten sie. In China hatte einst ein ähnlicher Fall schrecklichen Umsturz in der Gesellschaft hervorgerufen. Viele verglichen sie darum mit der jungen Yokihi jenes Landes, diese hegten mannigfache Befürchtungen. Sie aber, die also üble Aufnahme in ihrer Umgebung fand, sie verließ sich nur auf die hohe Gunst des Herrschers, und blieb liebenswürdig gegen alle ihre Neiderinnen.

Im Sommer jenes Jahres wurde die Dame Niyasudokoro (Kiritsubo) abermals krank. Die Krankheit schien zunächst von leichter Art. Dessen ungeachtet wollte Kiritsubo sich vom Hof zurückziehen. Der Kaiser aber erlaubte es ihr nicht, er verlangte, daß sie trotz ihrer Schwäche noch bleiben solle. Er schickte ihr Medikamente. Jedoch nach einigen Tagen wurde ihr Zustand ernster, ihre Mutter verlangte unter Tränen die Erlaubnis, sie mit sich zu nehmen,

die ihr endlich erteilt wurde. Um nicht ganz vergessen zu werden, ließ Kiritsubo das Kind, das sie vom Kaiser hatte, zurück. Sie verließ das Schloß, immer wieder blickte sie sich nochmals um. Auch der Kaiser war ganz verzweifelt. Dennoch konnte er sie nicht länger zurückhalten. Er fragte sich, was nun aus ihr werden solle. Er sah sie abgezehrt und bleich, die noch eben so schön gewesen war, und sein Herz schwoll von Mitleid. Sie aber tat, als ob sie ganz schmerzlos wäre, sie redete mit ihm wie eine Gesunde. Nur er dachte an Gegenwart und an Zukunft. Er redete zu ihr ganz zärtlich: Auch ich bin schon an das Ende meines Lebens gelangt. Willst du dich wirklich vordrängen? Willst du so von mir gehen? Sie gab ihm zur Antwort:

»Traurig ja fürwahr
»Ist hier unser Scheideweg.
»Das Schicksal will es.
»Und doch so gerne
»Hätt ich (mit dir) gelebt.«

Diese Verse zitierte sie mit Stärke. Doch ihr Atem ging unregelmäßig, sie war offenbar schwerkrank. Der Kaiser ordnete sogleich einen Exorzismus der hervorragendsten Priester an. Danach nahm er Abschied von ihr und ging in seine Gemächer zurück. Er legte sich auf sein Bett, er fühlte eine Last auf seiner Brust, und es gelang ihm nicht einzuschlafen. Immer wieder schickte er um Nachrichten. Kurze Zeit nach Mitternacht kam ein Bote: »Die Dame ist soeben gestorben.« Auch der Bote weinte.

Der Kaiser blieb allein in seinem Zimmer. Er wußte nicht, wie er jetzt leben sollte. Das Kind, das von alledem nichts verstand, wollte durchaus immer seine Mutter küssen. Der ganze kaiserliche Hofstaat brach dabei in Tränen aus. Indes, man konnte nicht

immer Tränen vergießen. Man bahrte sie also auf, nach buddhistischer Vorschrift. Ein jeder Abschied ist traurig, dieser hier aber war es ganz besonders. Ihre Mutter ging mit im Zuge. Sie wäre gerne zusammen mit ihrer Tochter aus der Welt verschwunden, in dem Rauch des einen Scheiterhaufens. Ein Wagen, in dem sie mit anderen Damen saß, führte sie hinaus nach Atago. Dort, wo alle Welt traurig war, wie Schmerzliches mußte erst sie dort fühlen. Solange der Leib noch vorhanden war, war es, als ob die junge Frau noch lebte. Erst, als sie ganz zur Asche geworden, begriff man, daß sie nun hingegangen war. Die Mutter versuchte sich tapfer zu zeigen. Allein, erdrückt von ihrem Kummer, wäre sie beinahe aus dem Wagen gefallen. Die anderen Damen mußten sie stützen. Am Ende der Zeremonien las ein Vertreter des Kaisers ein Dekret, worin Kiritsubo in den dritten Rang erhoben wurde. Der Kaiser, der bedauerte, ihr bei ihren Lebzeiten diesen Rang einer Gattin nicht verliehen zu haben, wollte sein Versäumnis wenigstens an diesem Tage gutmachen. Man vernahm es, und man beklagte sie noch mehr.

*

... Seitdem Kiritsubo verbrannt war, waren schon viele Tage vergangen. Die zahlreichen Seelenfeiern waren mit großer Sorgfalt abgehalten worden. Jetzt blies der Herbstwind, und die Abende waren schon kühl. Um so lebhaftere Erinnerungen bedrängten den Kaiser. Er entsandte eine Ehrendame, die Dame Yugei; diese verließ ihn in einem Augenblick, wo der Mond hell hereinglänzte. Der Kaiser saß da und betrachtete das leuchtende Gestirn. In solchen Stunden, bei festlichem Anlaß, hatte seine Freundin gar herrlich die Harfe geschlagen; keiner war ihr darin

gleichgekommen. Auch alles, was sie sprach, noch das ganz unbedeutende, war immer ausgezeichnet gewesen vor den Gesprächen der anderen Frauen. Alles das zog jetzt durch seine Erinnerung, was einst ihre Schönheit noch erhöht hatte. Es war dunkel geworden. Er glaubte ihr Gesicht vor sich zu sehen.

Die Ehrendame, die er zu ihrer Mutter geschickt hatte, war schon an der Türe in wirklicher Betrübnis. Die alte Dame lebte ganz einsam mit einer einzigen Dienerin, doch in ihrem Hause sah es sehr ordentlich aus. Sie lag schon zu Bette. Sie war hoch betagt. Im Garten wuchs Unkraut, zerzaust vom Herbstwind. Das Licht des Mondes war der einzige Gast in diesem abgelegenen Heim. Die Greisin starrte in das Gesicht der Dame bei dem Mondlicht, sie brachte nicht ein Wort hervor. Nach einiger Zeit erst redete sie: »Ich bin ganz außer mir. Eine Dame, die der Kaiser geschickt hat, in diesem nassen verwahrlosten Garten!« Dabei brach sie in Schluchzen aus.

*

Ein Abend wars in der Regenzeit. Immer wieder fiel der Regen auf das fast menschenleere Schloß. Bei Genji sogar war es heut ruhiger. Er las allein bei einem Licht. Mit einem Mal entnahm er einem Kästchen wohl an hundert Papiere und Briefe. Der »Gardenobrist« hätte gar zu gerne einen Blick hineingeworfen.

»Einige davon magst du lesen,« meinte Genji; »andere aber sind zu indiskret.« — »Aber gerade diese sind es, die unverblümten, die ich sehen möchte. Alltägliche kümmern mich nicht. Lesenswert dünken mich nur solche, welche neckische Eifersucht zum Ausdruck bringen oder die sehnsüchtige Liebesbrunst in der Abendstunde verraten oder derglei-

chen.« Seinem Drängen nachgebend, ließ Genji ihn alles lesen; aber wahrscheinlich waren es nicht besonders geheime Dinge, da Genji sie in einem gewöhnlichen Fach verwahrt hatte; die geheimen waren wohl irgendwo sorgsam verborgen, und diese hier nur von untergeordneter Bedeutung. »Welche Mannigfaltigkeit!« sagte To no Chujo und begann auf die Namen der Schreiberinnen zu raten: »Dieser hier ist wohl von der und der und jener dort von der und der? Manchmal riet er richtig, manchmal falsch, aber auch dann ergötzte es Genji sehr, seine Vermutungen und argwöhnischen Folgerungen kennen zu lernen. Er sagte nur wenig, hielt mit seinen Gedanken zurück und schob den Freund mit zweideutigen Antworten ab. »Du mußt selbst eine hübsche Sammlung solcher Briefe besitzen« meinte Genji; »willst du mich nicht einige davon sehen lassen? Dann wird auch mein Schrank vor dir bereitwilliger seine Türen öffnen.« — »Ich bin überzeugt, die meinigen werden für dich wenig Interesse besitzen,« antwortete To no Chujo. »Ich habe endlich die Entdeckung gemacht, wie schwer es ist, ein Weib zu finden, von der man sagen könnte: »Das ist jetzt die rechte, die ist vollkommen! Es gibt eine ganze Menge, die ganz leidlich sind, die einige Empfindung haben, pinselgewandt sind und eine treffende, geistreiche Antwort (in Versen) zu geben vermögen. Aber wie selten findet man unter ihnen eine, von der man sagen könnte, daß sie und keine andere zu wählen sei? Wie oft sind diese nur ganz von sich und ihren Fähigkeiten erfüllt und verkleinern alle andern auf die verletzendste Weise! Wiederum gibt es andere, Lieblinge ihrer Eltern und immer an deren Seite. Solange sie hinter den ihr Leben begrenzenden Jalousien sitzen, mögen sie wohl auf die Herzen von Männern, die von

dieser oder jener ihrer Fertigkeiten gehört haben, einigen Eindruck machen. Sie mögen oft jung, anmutig, gewinnend sein; sie mögen öfters, dem Beispiel anderer folgend, in den Künsten leichtsinnigen Zeitvertreibs einiges Geschick erlangt haben. Aber ihre Freunde werden ihre Mängel zu verdecken suchen, dagegen ihre guten Eigenschaften ins hellste Licht rücken. Wer sie nur vom Hörensagen kennt, hat keine Ahnung von ihren Mängeln und glaubt das, was von ihnen gesagt wird; nachher bei näherer Bekanntschaft wird er gewiß mehr oder weniger enttäuscht werden.« — Hier hielt To no Chujo inne, als ob er sich seines übereilten Herausplauderns etwas schämte. Genji lächelte, da er an Ähnliches in seinen eigenen Erfahrungen dachte, und sagte: »Aber etwas Gutes ist doch an jeder.« »Allerdings,« entgegnete To no Chujo, »denn wer ließe sich von ihnen einnehmen, wenn sie das nicht hätten? Sehr klein ist die Zahl sowohl derer, die der Beachtung überhaupt gar nicht wert sind, als der höchstklassigen Weiber, für deren Vorzüge man eine unbegrenzte Bewunderung hegen muß.« (Florenz.)

*

Sie blickten durch den Zaun nach dem Hause, und ihr Blick fiel auf die Westfront. Dort stand eine Buddhastatue, vor der eine Nonne gerade ihre Andacht verrichtete. Sie hob die Jalousie ein wenig in die Höhe und brachte auf dem Altar eine Blumenspende dar. Dann nahm sie am Mittelpfeiler Platz, legte eine Sutra auf eine Armstütze und begann, sie mit bebender, vieles Leiden verratender Stimme zu lesen. Diese Nonne schien keine gewöhnliche Person zu sein. Sie war etwas über vierzig Jahre alt. Von weißer Gesichtsfarbe und edlem Ausdruck, war sie zwar abgemagert, doch vollwangig. Ihre Blicke, ihr

Haar, welches mit schön geschnittenen Enden noch feiner war als langgetragenes, machten einen wohltuenden Eindruck auf Genji. Bei ihr waren noch zwei reinlich gekleidete Frauen und mehrere Mädchen, welche spielend ein und aus gingen. Unter diesen war eines, ungefähr zehn Jahre alt und mit weißen und verschossenen gelben Kleidern angetan. Es war so schön, daß andere gar nicht mit ihm zu vergleichen waren. Es stand da mit rotgeriebenen Augen: sein Kopfhaar hing wie ein aufgeklappter Fächer herab. — »Was gibts? Hast du dich mit einem der Mädchen gezankt und dich geärgert?« Damit blickte die Nonne zu dem Mädchen hin, wobei einige Ähnlichkeit zwischen den beiden unverkennbar war, und Genji vermutete, dies sei die Tochter der Nonne. »Inuki hat das Spätzchen, das ich in einem Deckelkorb eingeschlossen hielt, entfliehen lassen«, erwiderte das Mädchen voll Bedauern. Eine der Frauen sagte: »Inuki hat sich wieder eine Unvorsichtigkeit zuschulden kommen lassen. Ist der Sperling doch immer lieblicher geworden. Wo ist er nun hin? Wenn die Raben ihn fänden?« Sie stand auf und entfernte sich. Ihr Haar war sehr lang und hing lose herab. Sie war eine hübsche Frau. Man nannte sie die Amme des Shonagon. Sie war wohl die Aufseherin des Mädchens. Hierauf wandte sich die Nonne dem Mädchen zu und sprach: »Wie kindisch bist du! Sei nicht so albern! Du kümmerst dich gar nicht darum, daß ich jeden Tag sterben kann, und denkst nur an den Sperling. Ich habe dir immer gesagt: so was ist eine Sünde. Ach, wie schwer ist mir zumute! — Komm her zu mir!« Das Mädchen saß da, auf die Hände gestützt. Ihr Gesicht war lieblich, ihre Augenbrauen prächtig, ihre Stirne und der Haarwuchs wunderschön. Voll Bewunderung dachte

Genji bei sich, wie viel schöner sie später noch werden würde, und wie ähnlich sie jener war, der er sein ganzes Herz geweiht. Bei diesem Gedanken gingen ihm die Augen über. Die Nonne streichelte das Haar des Kindes und sagte: »Du kannst das Kämmen nicht vertragen, aber wie schön ist doch dein Haar! Wie peinlich ist es mir, dich so kindisch einfältig zu sehen! Die selige Prinzessin (die Mutter Murasakis) war erst zwölf Jahre alt, als sie ihren hohen Gemahl verlor, doch verstand sie schon viel von der Liebe Aber wie würdest du dein Leben weiterführen, wenn ich dich jetzt verließe?« Sie weinte bitterlich, und Genji wurde bei diesem Anblick traurig gestimmt. So jung das Mädchen war, starrte sie doch die andere an; dann beugte sie mit niedergeschlagenen Augen den Kopf zur Erde. Die dabei gelösten, nach vorn herabhängenden Haare waren herrlich glänzend. Die Nonne sang:

»Wie schwer fällt es den Tautropfen zu erlöschen, wenn sie ein junges Herz hinter sich lassen, dessen Zukunft in Dunkel gehüllt ist!«

Die andere Frau, die noch bei ihr war, gab ihr in Tränen recht und verfaßte das folgende Gedicht:

»Warum sollten die Tautropfen verlöschen, bevor sie etwas von der Zukunft des jungen Grases wissen?«

Da kam der Bischof von der andern Seite und sagte: »Hier sind Sie zu sehr den neugierigen Blicken der Leute ausgesetzt. Gerade heute sitzen Sie zu sehr exponiert. Eben habe ich erfahren, daß Genji no Chujo zu meinem älteren Bruder, dem Eremiten, gekommen ist, um sich durch Zauberformeln das Wechselfieber vertreiben zu lassen. Da er im tiefsten Inkognito ist, so wußte ich gar nichts davon und habe ihm noch nicht meine Aufwartung gemacht, obwohl ich in nächster Nähe bin.« »Wie schändlich!« ver-

setzte die Nonne, »man könnte uns in diesem nachlässigen Aufzuge sehen.« Mit diesen Worten zog sie die Jalousie herunter.

*

Konjaku Monogatari

Im Gegensatz zu den Gesta des zehnten Jahrhunderts sind die Konjaku Monogatari, von denen wir eine Probe (in der Übertragung von Karl Florenz) abdrucken, wirkliche Volkserzählungen ihrem Gegenstand wie ihrer Sprache nach. Der Verfasser dieser »Geschichten von Ehmals« ist Minamoto no Takakumi (1004–1077), Sohn des »dichtenden Rats« Toshikata, sonst auch bekannt unter dem Namen Uji dainagon, der »Geheimrat von Uji«, in welchem Dorf er einen Landsitz besaß. Dorthin flüchtete sich der außergewöhnlich starke Mann regelmäßig vor der Sommerhitze, und dort soll er nach der Anekdote im Wirtshause hinter einem Wandschirm alle die Geschichten der Leute aus dem Volke aufgenommen haben. In Wahrheit aber stammen viele seiner Erzählungen aus der Literatur, ungefähr die Hälfte sind indische Tierfabeln, ein weiterer Hauptteil chinesische Legenden. Was aber dann rein japanisch ist, das schildert das Leben der niederen japanischen Volksklassen liebevoll in allen Winkeln. — Die hier mitgeteilte Geschichte ist später von der bildenden Kunst häufig dargestellt worden. Ihr Held sowie ihre Lokalität sind uns aus dem Gedichte des »Spielmanns« Semimaru (im Kokinshu) bereits bekannt. Zwischen der Lebenszeit dieses Dichters und unserer Volkserzählung liegen annähernd zwei Jahrhunderte. Nach der Ansicht des Japanologen Parker ist die ganze Geschichte eine alte rein japanisierte, chinesische Legende. Die Spielmannskunst, deren Gegenstand die

»inneren Geheimnisse« (okubi) bilden, wurde jedoch in Japan auch öffentlich neben dieser esoterischen Art überliefert.

Der blinde Spielmann

Vor alten Zeiten lebte einmal ein Mann Namens Minamoto no Hiromasa Ason, ein Sohn des Prinzen Yoshi-akira, des Kriegsministers und Sohnes des Kaisers in der Engi-Periode (d. i. Kaiser Daigo). Er war in allen Dingen sehr geschickt, besonders in der Musik: Die Laute (Biwa) spielte er mit großer Fertigkeit, auch blies er die Flöte mit unsagbarer Anmut. Er war ein hoher Hofadliger unter Kaiser Murakami. — Damals wohnte am Sperrtor von Osaka in einer Hütte, die er sich gebaut hatte, ein Blinder Namens Semimaru, einst der Bediente des Prinzen und Zeremonienmeisters Atsusane. Weil der Prinz, ein Sohn des priesterlichen Exkaisers Uda, ein hervorragender Meister in der Musik war und jahrelang mit Vorliebe die Laute spielte, hatte Semimaru ihm immer zuhören und selbst auch vortrefflich spielen lernen können. — Als Hiromasa, der sich in dieser Kunst vervollkommnen wollte, von der Geschicklichkeit des Blinden im Lautenspiel vernahm, wollte er ihn durchaus spielen hören; aber da dieser eine so ungewöhnliche (geringe) Wohnung innehatte, wagte er nicht zu ihm zu gehen, sondern ließ ihm heimlich sagen: »Warum wohnst du an einem solchen Orte? Komm und wohne in der Residenz!« Der Blinde gab darauf keine Antwort, sondern sagte nur: »Das Leben kann man bald so, bald so verbringen; aber ob es im Palast oder in der Strohhütte sei, unbefriedigend ist es schließlich doch!« Das imponierte dem Hiromasa, als der Bote bei der Rück-

kehr dies erzählte, und er dachte bei sich: »Ich liebe die Kunst gar zu sehr und habe das größte Verlangen, den Blinden auf alle Fälle zu sehen. Wie lange der Blinde noch lebt, weiß man nicht; auch meine Lebensdauer ist ungewiß. In der Biwa-Musik gibt es zwei Weisen, die Ryusen- (fließende Quelle) und die Takaboku- (Baumhacke) Weise; die kennt nur der Blinde, und die werden verloren gehen; ich möchte ihn diese Stücke spielen hören.« So denkend ging er nachts nach dem Sperrtor von Osaka. — Aber Semimaru spielte die Stücke nicht, und drei Jahre lang begab sich Hiromasa nächtlicherweile in die Nähe der Hütte des Blinden von Osaka und lauschte heimlich, jedesmal in der Hoffung, daß er jetzt die Stücke spielen werde. Es war in der Nacht des 15. August des dritten Jahres: der Mond hatte sich mit leichten Wolken bedeckt und der Wind blies ziemlich heftig. Da dachte Hiromasa bei sich: »Ach die heutige Nacht hat einen ganz besonderen Reiz. Heute nacht wird der Blinde von Osaka sicherlich die Ryusen- und Takuboku-Weisen spielen«, und ging nach Osaka und lauschte. Der Blinde schlug die Laute und schien von trauriger Stimmung erfüllt. Hiromasa merkte dies mit größter Freude, und wie er lauschte, sang der Blinde zur Aufheiterung seines Gemütes: »Trotz des heftigen Brausens des Sturmwinds am Sperrtor von Osaka habe ich mit Fleiß daselbst geweilt, mein Leben zu verbringen,« und spielte die Biwa. Als Hiromasa dies hörte, flossen ihm die Tränen, und er ward von Traurigkeit übermannt. Der Blinde sagte vor sich hin: »O wundervolle Nacht! wenn doch noch jemand außer mir hier wäre! O daß doch diese Nacht ein Mann von Herz und Geist zu mir käme, mit dem ich mich unterhalten könnte!« Als Hiromasa dies hörte, ließ er sich vernehmen und

sprach: »Ein Mann aus Miyako Namens Hiromasa ist hierhergekommen«. Der Blinde sagte: Wer seid Ihr, der Ihr so sprecht?« Hiromasa antwortete: »Ich bin der und der. Da ich diese Kunst unwiderstehlich liebe, so bin ich in den letzten drei Jahren in die Nähe dieser Hütte gekommen und habe endlich heute nacht das Glück gefunden, dich zu sehen.« (Hiromasa tritt hierauf in die Hütte ein, hat ein langes Gespräch mit dem Blinden, wird von diesem in die Geheimnisse des Spiels der beiden Weisen eingeweiht und kehrt in der Morgendämmerung hochbefriedigt nach Hause zurück.)

*

Die Skizzenbücher (Soshi Nikki)

Das »Kissenbuch«

Neben den chronologisch geführten Tagebüchern (Nikki) kennt das elfte Jahrhundert noch die Soshi oder »Zuihitsu«, die »ungeordneten Pinselstriche«, »Skizzen« — Bücher, die etwa den Pensées und Charactères zusammen mit den Mémoires der französischen Literatur entsprechen. Das berühmteste Werk sind die »Aufzeichnungen unter dem Kopfkissen« (ein älterer chinesischer Buchtitel) das Kissenbuch, »Makura no Soshi« der bereits wiederholt genannten Sei Shonagon. Sei wurde um das Jahr 968 geboren. Ihr eigentlicher Name soll Takushi oder Akiko gewesen sein. Der Name aber, unter dem sie berühmt geworden ist, ist, wie der der Dichterin Genji, ein Beiname. Shonagon bedeutet wie wir bereits wissen, einen niederen Rat, Sei aber die chinesische Aussprache des Zeichens für Kyowara (reines Feld, Reinfeld), welchen Namen die Familie der Autorin trug. Auch sie stammte aus einer seit Jahrhunderten literarisch gerichteten Familie. Ihr Vater war der bekannte Kio-

wara no Motosuke, ein Abkömmling des Prinzen Toneri, dem man das Nihongi verdankt. Nach anderer Meinung aber soll Motosuke nur ihr Adoptivvater gewesen sei. Frühzeitig wurde sie Ehrendame der Kaiserin Sadako. An deren Hofe zeichnete sie sich durch Witz und Begabung aus, doch ließ ihre Künste auch reichlich auf Kosten ihrer Umgebung spielen, wie man selbst aus ihrem Buch erfahren wird. Dafür werden von ihr auch Züge besonderer Treue gegen ihre Herrin berichtet, nach deren Tod sie selbst Nonne wurde. Als solche soll sie abwechselnd auf Insel Shikoku oder in der Umgebung von Kioto, von milden Gaben gelebt haben. Die Japaner vergleichen die Dichterin des Genji mit einer unbefleckten Pflaumenblüte, die Verfasserin des »Kissenbuches« mit einer reizenden Kirschblüte. Jedenfalls, ist das Leben dieser Kirschblüte nicht unzerzaust geblieben, worüber sie ihren Leser ja auch keinesweg im unklaren läßt. Wie weit aber die über die Dame Sei umlaufenden Geschichten oder eigentlich Geschichtchen, die ihre europäischen Kritiker (zum Beispiel Revon und Florenz) oft mehr zu verdrießen scheinen, als ihre japanischen Landsleute, wirklich wahr sind, das läßt sich natürlich nicht mehr entscheiden. Nehmen wir ruhig an: Sei Shonagon Kyowara, die Verfasserin von Makura no Soshi, ist eine Dame gewesen mit den meisten Vorzügen und auch Fehlern, wodurch Damen aller Zeiten sich auszuzeichnen pflegen.

(Das Morgenrot im Frühling)

[Die einzelnen Überschriften stammen bereits von den mittelalterlichen Kommentatoren.]

Eines entzückt mich im Frühling: das Morgenrot. Über den Bergen viele Finsternis, Wölkchen veil-

chenfarben segeln in Streifen. — Im Sommer wieder ist es die Nacht. Natürlich der Vollmond. Aber auch die dunklen Nächte mit dem Glühwurmgewirr. Und sogar im Regenfall erscheint mir die Nacht schön. — Dann im Herbst: der Abend. Die versinkende Sonne entsendet ihre leuchtenden Strahlen, kommt immer näher dem Bergkamm. Raben eilen nach ihrem Nest, zu dreien, zu vieren, zu zweien fliegend — köstliche Wehmut! Und zumal das Auftauchen der langen, ganz kleinen Wildgansketten am Horizonte; es gibt nichts, was schöner wäre. — Danach ist die Sonne verschwunden. Der Wind weht und die Insekten summen: auch in alledem köstliche Wehmut. — Zuletzt noch der Winter: in der Frühe auf den Reiz des Schneefalls muß man nicht erst hinweisen und wie undenklich weiß der Reif ist. Aber auch das ganz Schlichte: ein starker Frost. Man entzündet mit Eifer das Feuer, man trägt die glühende Holzkohle hinzu. Das will so die Jahreszeit. Indessen, gegen die Mittagsnähe läßt der Frost nach. Und wenn dann die rote Glut in Weißasche zerfällt, ist es nicht unerwünscht.

(Die Festzeiten)

Die mehrfachen Zeiten: der Erstmonat, der Drittmonat, der vierte und der fünfte, der siebente, achte und neunte Monat, der zehnte und der zwölfte Mond, sie alle haben ihren besonderen Wert und ihre Stellung im Jahre.

(Das neue Jahr)

Zum neuen Jahre besonders hellt sich der Himmel auf, heiter und neu. Nur leichte weiße Nebel. Jedermann hat ein neues Kleid angelegt, ein neues Gesicht und ein neues Herz. Damit wünschen sie dem Herren Glück und sich selber. Das wirkt sehr anregend...

(Sonderheiten)

Die Art, wie ein Bonze spricht. — Die Art, wie die Männer und wie die Frauen sprechen. Die Art, wie die Leute aus dem Volke reden. Ein jedes Wort ist bei ihnen um eine Silbe zu lang. —

Einen geliebten Sohn zum Bonzen machen, ist immer bedauerlich. Der Schritt trägt zwar reiche Hoffnungen ein. Allein, daß man von ihm nicht mehr Aufheben macht als von einem Stück Holz, tief betrüblich. Hat er ein schlechtes Fastenmahl im Leib, so fordert man, daß der Bonze auch nicht Schlafenslust haben muß. Zeigt sich der junge Priester einmal lebhaft (und wie sollte er nicht irgendwie heimlich nach den Frauen sehen?), so tadelt man ihn gleichfalls. Und das Leben eines Beschwörers ist erst recht hart. Auf der Reise nach Mitake, nach Kumano nach allen heiligen Bergen, muß er sich schrecklich mühen. Hat er erst einen kleinen Ruf, so wünscht man ihn überall gleichzeitig, je mehr Erfolg seine Behandlungen haben, desto weniger gönnt man ihm Ruhe. Bei irgendeinem Schwerkranken, aus dem der Dämon nicht gleich zu bannen ist, fällt er dann vor Müdigkeit in Schlummer. Sogleich sagt man: »Der Mensch schläft immer nur.« Wie peinlich dies alles ist! Freilich heutzutage ist man weniger streng.

*

Ihre Hoheit war einstmals zu ihrem Daijin Narimasa auf Besuch gefahren. Ihr Wagen fuhr zum Osttor ein, das mit seinen vier Pfeilern Raum genug bot. Wir andern wollten lieber beim Nordtor herein, wo keine Wache steht. Gewisse Dominiae, deren Haartracht in Unordnung geraten war, sagten dabei verächtlich: »Da wir bis zum Innentor gefahren werden, müssen wir nicht so achtsam sein.« Leider konnte

nun der Wagen mit seinem Palmendach nicht einfahren, er blieb in der engen Einfahrt stecken. Man stellte also mit Matten einen Weg her und man hob uns aus dem Wagen, was reichlich verdroß. Man konnte aber nicht umhin. Trotzdem waren wir sehr ärgerlich, daß wir im Vorbeigehen vor der Wachtstube von den Ministerialen und der Dienerschaft gesehen wurden. Wir erzählten das sogleich der Hoheit und sie lachte: »Aber bei mir werdet Ihr doch auch von Leuten gesehen! Warum seid Ihr auch leichtsinnig gewesen«? »Das stimmt zwar«, sagte ich, »jedoch die Leute hier sehen uns des öfteren und würden sich nur wundern, wenn wir allzu gewählt im Aufzug wären«. »Wie kann nur ein solches Palais ein so enges Tor haben, das kein Wagen durch kann? Wenn ich den Daijin seh, werde ich ihn nicht schlecht ausschelten.« Da eben trat er herein mit der Tusche und sonstigem Schreibzeug. »O«, sagte ich, »das ist nicht schlecht, warum hat euer Schloß eben ein so enges Tor?« »Mein Haus ist meinem Stand gemäß«, erwiderte er lächelnd. »Und doch habe ich von Leuten erzählen hören, die ein zu hohes Tor hatten?« »Das ist unerhört«, rief er überrascht aus, »Sie meinen wirklich den Rebellen-Teikoku. Aber die Geschichte ist doch nur den alten Gelehrten bekannt. Zufälligerweise habe ich mich selbst früher mit diesen Studien befaßt und verstehe daher ihre Anspielung«. »Aber der Weg ist auch nicht der beste, über Ihre Matten sind alle Dominae gefallen, und das sah nicht schlecht aus«. »Es regnete doch, wie konnte man den Weg besser herstellen? Wollen Sie mir noch etwas anhängen?« Und fort war er. »Das war eine Geschichte« sagte die Hoheit, Narimasa war ganz verlegen.« »O nein, ich erzählte bloß, daß unser Wagen nicht einfahren konnte.« Und damit zog ich mich zurück.

Weitere Anekdoten auf Kosten des Hofmeisters. Die Geschichte des Hundes Kinamaro und seines Angriffes auf »Miyobu von Omoto«, die erlauchte Schoßkatze Seiner Majestät, Würdenträgerin der fünften Rangklasse. Der Hund wurde deshalb auf die Hundeinsel verbannt, kam aber ins Schloß zurück. Fast totgeprügelt, spielt er bei nochmaliger Rückkehr einen fremden Hund und wird wegen diese Geniestreichs begnadigt, woran die Dame Sei immer nur mit Tränen in den Augen denken kann. Sie gibt dann auch weitere Eindrücke persönlicher Art und beantwortet plötzlich die Frage, welches Wetter am besten den fünf »Gosekku«, den alten Volksfesten entspricht. Zum neuen Jahr und zum dritten Tag des Drittmonats muß es schönes Wetter geben. Dafür zum fünften Tage des fünften Monats schlechtes Wetter. Zum siebenten Tage des siebenten Monats zuerst bewölkter Himmel, der sich erst gegen Abend aufheitern darf, dann des Nachts Mond und viele Sterne. Am neunten Tage des neunten Monats soll es vor Morgengrauen leicht regnen. Das Chrysanthemum soll dann betaut sein und die Watte zum Schutz gegen den Nachtfrost soll ihren Duft entziehen. Spät am Morgen sieht man dann die Blüten gegen einen dunklen Regenhimmel, und das ist wundervoll.

Über Berge, Gipfel, Ebenen, Stätten, Schluchten, Meere, berühmte Buchten, Furten, Kaisergräber, und Schlösser.

Schlösser

... Auf dem weißen Papier der großen Schiebetüren des Nordflügels, in einem Winkel des Sommerpalastes Seiryoden, sind die Fabelwesen des bewegten

Meeres gemalt mit ihren langen Armen und langen Beinen. Steht das Vorzimmer [der Kaiserin] offen, so können wir von dort diese Malereien sehen und beschäftigen uns gewöhnlich damit. Eines Tages kam da gegen Mittag, als wir bei dem großen Blumentopf aus grünem Porzellan mit den weit herausstehenden Kirschzweigen saßen, Seine Hoheit Illustrissimus, der Dainagon, herzu. Er trug eine schmiegsame kirschrote Tunika und weite Hosen dunkler Veilchenfarbe. Seine weißen Unterkleider waren dunkelnelkenfarben gezeichnet. Da auch Seine Hoheit zugegen war, redete ihn Illustrissimus an der Tür an. Innerhalb der Vorhänge hielten sich die Hofdamen in ihren weiten kirsch- und glyzinienfarben, kerriengüldenen Gewändern aller Nuancen auf. Man trug das Essen in die kaiserlichen Gemächer. Wir hörten den Schritt der Diener und die Stimme des Kämmerers, der um Ruhe bat. Der Himmel war von wunderbarer Heiterkeit. Als alle Gerichte aufgetragen waren, rief ein Kämmerer zur Tafel. Der Kaiser trat durch die mittlere Tür ein, in Begleitung von Illustrissimus, dem Dainagon (Hofrat), der danach zu den Blumen zurückkam. Ihre Hoheit schob ihre spanische Wand zurück und schritt auf Seine Hoheit zu, der sie auf der Schwelle empfing. Ihr Gang war von außerordentlicher Schönheit, und alle Anwesenden waren davon betroffen.

Der Dainagon, davon geblendet, rezitierte:

Monde und Tage
Vergehen alle,
Der hohe Mimoro (Shinto-Kultstätte)
Dauert beständig.

Dies fand ich sehr angemessen. Denn wirklich, ich hätte gewünscht, daß es tausend Jahre so bliebe.

Noch bevor die amtierenden Damen die Tischgenos-

sen gerufen hatten, trat der Kaiser in die Gemächer der Herrin ein. Er sagte: »Bringt mir Tusche und Schreibzeug.« Ich mußte ihn nur immerfort anschauen, und ich vergaß ganz auf die Herrin. Er faltete ein weißes Papier und sagte: »Schreibet hierauf irgend etwas Altes, was euch einfällt, aber ohne nachzudenken.« »Wie das?« fragte ich den Rat. »Schreibet schnell und weist es vor! Keinen unnützen Aufenthalt.« Er nahm sein Schreibzeug aus dem Gürtel und sagte: »Schnell; schnell, nicht erst nachdenken! Meinetwegen Naniwadsu oder was immer!« Er ließ uns keine Zeit.

»Nun,« dachten die Damen, »warum befiehlt man uns das?« Wir waren ganz verwirrt und schamrot. So gut es ging, schrieben sie alle ihre Gedichte nieder, auf den Frühling, auf die Seele der Blumen, und schließlich reichten sie auch mir das Papier hin. »Da seid Ihr an der Reihe.« So schrieb ich denn:

Die Jahre vergingen,
Die Jugend alterte.
Doch schau ich — Himmel, den Fürsten,
Schwindet all mein Kummer.

Seine Majestät warf einen Blick auf meine Verse und geruhte mir zu sagen: »Ich achte euren guten Willen«. Die Dame bemerkt dazu: Um zu »improvisieren«, muß selbst die Begabteste viele alte Gedichte kennen, was ein wichtiger Teil der Damenerziehung ist. Minister Motada sagte deshalb zu seiner Tochter: »Vor allem bemühe dich um eine schöne Schrift und lerne auch die ganzen Zwanzig Bände des »Kokinshu« auswendig«, was die junge Dame denn auch vor dem Kaiser zustande brachte. Man tut also unrecht, die Hofdamen nicht hoch zu halten.

*

Ominöses

Einen Hund, der bei Tag statt bei Nacht bellt.
Eine Winterfischreuse im Frühjahr.
Ein pflaumrotes Kleid im dritten und vierten Monate.
Ein Kohlenbecken ohne Kohle.
Ein Ochsentreiber, der seine Ochsen haßt.
Ein Gelehrter, der immer nur Töchter bekommt.
Ein Haus, wo man den (mit aller Rücksicht auf Orientierung) Eintretenden schlecht empfängt. Wie aber erst, wenn dies zur »Sommerwende« geschieht!

*

Ein Brief aus dem Dorfe enthält gar nichts! Man wird vielleicht sagen, ein Brief aus der Residenz auch nicht mehr. Indessen irgend etwas Mögliches steht immer darin. Man erfährt außerdem, was sich in der Welt begibt. Und so ist alles gut. — Man übersendet nun jemand einen tadellosen Brief und erwartet die Antwort. Man sagt sich: »Woher dieser unerklärliche Aufschub?« Indessen kommt das eigene, liebevoll verschnürte Schreiben zurück, beschmutzt, zerknittert von der Hand des Boten. Sogar der Strick, den man darübergezogen hat, ist ganzverschwunden. »Es war niemand zu Hause.« Oder der Brief kommt zurück mit der Erklärung, daß man ihn nicht annehmen könnte wegen Trauer. Oder sonstwie. Alles das ist wirklich betrüblich, und un-erträglich.
Oder dieses: Man erwartet jemand, der kommen soll; man hat ihm einen Wagen entgegengeschickt, und man erwartet jetzt den Wagen. Das ganze Haus geht ihm entgegen, man sagt: »Das ist er!« Doch der Wagen kommt in den Schuppen zurück. Geräusch der Sänfte, die schnell heraus genommen wird. »Was gibt es denn?« Der Lenker antwortet, daß »heute niemand zu Hause« war. Und er geht wieder an sei-

nen Ort. Aus dem Wagen (dem Geschirr) kommt nur der Ochse hervor.
Oder das folgende: Der Adoptivsohn (der nach chinesischer Sitte »Einheiratende«), für den man die ganze Wirtschaft auf den Kopf gestellt, bleibt einfach aus. Ein voller Umsturz! Man hat ihn mit einer gewissen Hofdame zusammen gelassen. Man erwartet seine Wiederkunft. Er kommt nicht mehr.

Die Kinderfrau geht aus dem Haus. »Nur auf einen Augenblick.« Das Kind schreit nach ihr. Man versucht es einstweilen zu beruhigen und sendet nach der Frau. »Komm schnell!« Darauf die Antwort: »Heut abend kann ich nicht mehr kommen.« So etwas ist nicht bloß betrüblich, es ist häßlich.— Wie aber ist man da erst betrübt, wenn man vergeblich seinen Freund zu sich gebeten hat.

Eine Frau erwartet jemanden. Sie hört zu sehr später Stunde, wie es vorsichtig an die Türe pocht. Mit klopfendem Herzen läßt sie fragen: »Wer ist da?« — Aber leider ist es irgendein Anderer, ein ganz Fremder. Das ist alles unerträglich.

Um den Dämon auszutreiben, läßt der Beschwörer ganz großartig seine Hammer und Glöckchen kommen. Jetzt stößt er ein Zikadengeräusch aus. Leider erfolgt kein Anzeichen, daß der Geist sich entfernen will. Die im Gebet versammelten Angehörigen, Männer und Frauen, alle beginnen Zweifel zu hegen. Der Beschwörer ist schon ganz müde vom Gebet. Es erfolgt immer noch kein Zeichen. Endlich erklärt er, man könne sich erheben und hebt seine Glöckchen auf, gibt zu, daß seine Arbeit zur Zeit unnütz war.

Er fährt sich mit der Hand durch das Haar, kratzt sich den Kopf, endlich gähnt er öfters, streckt sich aus. Er kann nicht mehr.

Im Haus des Präfekten. Er hat seine Ernennung zum Legatus noch nicht erhalten. »Doch kommt sie noch sicherlich in diesem Jahre«, sagt man. Einstweilen kommen alle Schützlinge, die ein wenig weit oder auf dem Lande wohnen. Das Hin und Wieder der Wagen vermehrt sich. Alle Welt läuft mit dem »Neuen Statthalter« in die Tempel. Man ißt und man trinkt, benimmt sich geräuschvoll. Jedoch bis zum Morgenrot des letzten Ernennungstages macht sich Niemand an den Pforten bemerkbar. Man spitzt gleichwohl die Ohren. Man hat irgendwo den Lärm des Zuges gehört Die Hofwürdenträger sind aus dem Palast gekommen. Die Diener haben sich darum bereits auf den Weg nach Neuigkeiten begeben. Sie warten schon lange, zitternd vor Frost. Endlich kommen sie zurück, sehr langsamen Schrittes. Die Anderen im Hause wagen gar zu fragen. Nur die Provinzialen erkundigen sich, was mit dem Herrn nun ist. Ironische Antwort des Dienstpersonals. »Er ist Statthalter außer Dienst da und dort.« Alle, die ernsthaft auf ihn gerechnet haben, stehen betrübt. Am nächsten Morgen ziehen all die Schutzbefohlenen, die einem so lang zwischen die Beine gelaufen sind, wieder ab. Nur die ganz Alten, die nicht mehr fort können, gehen im Hause umher, zählen an den Fingern die Provinzen ab, die nächstes Jahr frei werden. Auch so etwas ist ganz unerträglich.
Oder: Man schickt irgend jemandem ein Gedicht, das man für ausgezeichnet hält. Es bleibt ohne Antwort. Wenn es nun aber gar ein Liebesbrief ist, was dann? Im letzten Fall nichts zu antworten, daß we-

nigstens das Wetter schön ist oder etwas Ähnliches, halte ich für grob.

An einen Mann in größeren, tätigen Lebensumständen schickt ein anderer, etwas altfränkischer Mann, der sich zerstreuen will, ein ganz gleichgültiges Gedicht nach altem Zuschnitt. Oder: Für ein Fest legt man größten Wert auf die Fächer. Man bestellt sie bei dem Gewerbsmann, der, wie man meint, die Sache am besten macht. Am bestimmten Tage erhält man die Fächer. Und man hat sein Lebtag nichts so Häßliches gesehen!

Dem Boten, der ein Geburtstaggeschenk oder ein Reisegeschenk bringt, gibt jemand keine Botengabe. Sogar den Leuten, die irgendeine unernste Papierblume oder ein Hämmerchen (gegen unheilvolle Einflüsse) bringen, muß man etwas schenken. Ein unerwartetes Geschenk erfreut aber um so mehr. Dann wieder kommt irgendein Mensch mit klopfendem Herzen, nicht anders als mit einem sehr wichtigen Auftrag. Doch bei Licht besehen bringt er gar nichts, und man gibt ihm darum auch nichts. Sehr peinlich. Endlich: Ein Haus, in dem man den Schwiegersohn seit fünf oder sechs Jahren empfängt und doch nicht Muße gefunden hat, die Wochenstube zu bereiten. Auch so etwas ist wirklich nicht anzusehen.

Ein Buch sogleich nach dem Erwachen: eine aufregende Sache.
Ein Regen ohne Ende am letzten Tag des alten Jahres.
Oder wenn man nach schon langem Fasten einen Tag ausgelassen hat.
Oder im achten Jahrmonat ein helles Kleid.
Oder eine Amme, die die Milch verliert.

(Ermüdend)

Das Drum und Dran eines Fasttages.
Geschäfte durch mehrere Tage.
Oder ein zu langer Aufenthalt im Tempel.

(Scheel Angesehnes)

Ein Haus mit dem Eingang gegen Norden.
Ein Mann von zu großer Gutmütigkeit.
Ein Greis von zu hohem Alter.
Eine Frau von lockerem Wandel.
Und ein abgerutschter Wall.

(Peinliches)

Ein Gast, der dich zu lange unterhält, während du selber eilig bist. Ist er ein guter Freund, so kann man ihn verabschieden, sagen: »Kommt später!« Handelt es sich aber um Leute, auf die man Rücksicht nehmen muß, so ist das ganz besonders unausstehlich.

— Man reibt den chinesischen Tuschstab auf den Schreibstein; es ist ein Haar drin oder gar ein kleines Steinchen, das immer knirscht: Glishi, glishi!

— Ein Mann wird plötzlich krank, und man schickt nach dem Beschwörer. Er ist nicht in seiner Wohnung, sondern irgendwo unterwegs. Man muß ihn überall suchen. Endlich, nach einer Erwartung voll höchster Ungeduld, kommt er. Hocherfreut leitet man ihn hinein, um seine Gebete und Riten zu beginnen. Ist er nun vielleicht müde seiner Geisterbeschwörung? Jedenfalls hat er kaum Platz genommen, so murmelt er ganz schläfrig. Auch das ist ganz unausstehlich. — Auch ein alltäglicher Mensch, der immerfort daherschwätzt, von allem, was er selber nicht versteht.

— Oder man wärmt sich an der Glutpfanne (verbrennt sich) die Haut an den Fingern. Ein junger Mensch tat

dies einmal. Es hatte peinliche Folgen. Aber langweilige Greise, ihnen geht es gut aus. Die können da den ganzen Fuß an die Pfanne legen und ihn daran reiben, mitten in der Unterhaltung. — Leute mit solchen Umgangsformen sind imstande, wenn sie zu Besuch kommen, zuerst mit dem Fächer den Staub von den Stühlen zu fegen, auf die sie sich niederlassen wollen. Erst dann räkeln sie sich umständlich hin. Dabei legen sie ihre Kleider quer über das Knie. Man sollte denken, solche Sitten fänden sich nur bei Leuten ohne jede Geltung. Keine Ahnung. Sogar ein Shikibu von Tayu und ein Legatus a. D. von Suruga benahmen sich auf solche Art. Ähnlich gibt es Leute, die beim Weintrinken herumschreien, sich den Mund abtrocknen, sich den Bart wischen — falls sie solchen haben — und danach ihre Schale dem Nachbar anbieten. Andere wieder wiegen den Kopf beim Gehen, schneiden Gesichter, zechen, singen Dorflieder; all das habe ich von einigen sehr angesehenen Leuten gesehn. Es scheint mir auch, man achtet darauf nicht genügend.

Des Weiteren: wenn einer auf alle Welt neidisch ist — oder über seinen Stand klagt — oder über die andern urteilt. All das ist durchaus unausstehlich.

Ein Kind schreit gerade in dem Augenblicke, wo man irgend etwas verstehen will. Ein Hund bellt einen Freund an, der uns heimlich besuchen kommt. So einen Hund könnte man umbringen.

Raben versammeln sich, krächzen, während sie im Flug kreuzen. Ein Ritter, den man an einem ungewöhnlichen Orte versteckt hat für die Nacht, beginnt zu schnarchen.

Ein Freund besucht uns heimlich. Er kommt im Lackhelm. Beim Fortgehen stößt er in der Eile — und in seiner Furcht, gesehen zu werden — geräusch-

voll irgendwo an: »Wht«. Dies ist ganz schrecklich. Nicht minder, wenn er mit dem Kopf an den herabgelassenen Vorhang ankommt und der dann raschelt ... »Sara ... sara ...!« Besonders wenn er den obern Teil des Vorhangs mit zu Boden reißt. — Man kann aber ganz leise und geräuschlos eintreten wie auch fortgehen, wenn man nur den Lack zuvor abnimmt.

Ein anderer wieder öffnet heftig die Obertür, den Jarido. Drücke die Tür ein wenig nach oben, so wird sie geräuschlos gehn! Wenn du aber gar ungeschickt bist, so klimpert sogar das Schiebegitter.

Oder man legt sich nieder und ist schlafbedürftig. Da kommt eine Mücke, fliegt einem im Gesicht herum, nennt mit ganz feiner Stimme ihren Namen und Art; das Geschwirr ihrer Flügel ist etwas zu laut für die zarte Person.

Leute, deren Wagen ächzt — und sie hören es wohl selber nicht. Wenn ich für mich in so einen Wagen steigen soll, finde ich den Eigentümer ganz unausstehlich.

Jemand erzählt irgendeine Geschichte, und ein andrer drängt sich vor, seine Klugheit zu zeigen. Überhaupt: sich vordrängen, Kind oder Erwachsener, es ist immer unausstehlich!

Man erzählt vielleicht eine Geschichte aus dem Altertum. Irgend jemand unterbricht einen dabei, in einer Einzelheit, die er genauer kennt, und erklärt das eben Gesagte für unwahr. Ganz besonders unausstehlich!

Eine Maus läuft frei umher. Sehr unausstehlich.

Kinder sind von der Straße gekommen, man war nett zu ihnen gewesen, hat ihnen Spielsachen gegeben. — Darauf gewöhnen sie sich an das Haus, kommen immer wieder, wühlen in allem! Abscheulich.

Bei sich zu Hause, oder am Hofe, während man Dienste tut, erscheint Jemand, den man nicht zu sehen wünscht. Man tut, als schliefe man. Darauf kommen die Dienstboten, alle nacheinander und wecken einen, schütteln und ziehn, als dächten sie, man wäre ganz schlaftrunken. Ganz abscheulich!

Ein Neuling, der alle seine Vorgänger übersprungen hat, redet einher wie ein Konfucius, so als verstünde er alles und als ob er alle Leute fördern müßte. Ganz abscheulich.

Ein Mann, zu dem man in Beziehungen steht, rühmt ganz unverhohlen eine Frau, die er einst gekannt hat. Obgleich die Geschichte in der Vergangenheit liegt, ist sie doch genügend abscheulich. Wie nun erst, wenn es sich um ein noch fortdauerndes Verhältnis handelt! Und doch auch in diesem Falle ist die Sache nicht immer nur abscheulich — !

Einer hat geniest und brummt dazu einen Segensspruch. Überhaupt ist es abscheulich, stark zu niesen, wenn man nicht im eigenen Haus ist.

Auch Flöhe sind recht abscheulich, wenn sie einem überall unter den Kleidern tanzen, als ob sie diese in die Höhe heben wollten.

Wenn Hunde zu lange heulen, klingt es übel und abscheulich.

Auch noch ganz besonders der Gatte der Amme! Ist das Kind ein Mädchen, so geht es noch. Er kümmert sich dann nicht darum. Ist es aber ein Knabe, so betrachtet er ihn als sein Eigentum, wacht über ihn wie ein Familienhaupt. Er schmäht jeden, der auch nur im geringsten die erlauchten Wünsche seines Kindes anzutasten wagt, und tut stolz gegen jedermann. Trotz all dieser Untaten, deren ihn niemand anzuklagen wagt, regiert er weiter mit Herrschermienen . .

(Was Herzklopfen macht)

Sperlinge, die ihre Jungen füttern.
In der Nähe von Kinderspielplätzen vorbeigehn.
Allein im Zimmer beim Duft eines erlesenen Räucherwerks. Oder unser chinesischer Spiegel zeigt eine leichte Trübung.
Ein schöner Mann hält seinen Wagen vor uns an, kündet leichthin seinen Besuch an.
Sein Haar waschen. Sich ankleiden: Die Kleider sind noch durchzogen vom süßen Weihrauch; und auch wenn wir ganz allein sind, klopft unser Herz dabei.
Nächtliche Erwartung. Ein Regenguß. Ein leichtes Wehen der Stoffe im Wind. Das alles macht das Herz klopfen.

(Dinge zarten Gedenkens)

Welke Aoi-Rosen (vom Kamo-Feste).
Reste vom ‚Puppentag' (Mädchenfest).
In einer Mußestunde, während es draußen regnet, die aufgefundenen Briefe eines einst geliebten Mannes.
Ein (Fledermaus)fächer vom Vorjahre.
Eine helle Mondnacht.

(Herzerfreuendes)

— Eine Rückkehr von der Spazierfahrt. Die Wagen brechend voll, und jetzt treiben die Lenker die Ochsen so gut an, daß die Wagen in Trab kommen!
— Ein Brief auf reinweißes Michinoku-Papier geschrieben, mit einem Pinsel, so fein, daß man denkt, er könne keinen Strich ziehen.
Ein Boot kommt flußabwärts auf uns zu.
Tadellos geschwärzte Zähne [japanischer primitiver Brauch].
Nacheinander einige glückliche Würfe.

Eine Sühnung, gegen bösen Zauber an einem Flußufer von einem Priester wohl gesprochen.
Des Nachts, beim Erwachen, ein Schluck Wassers.
In einer Mußestunde der Langweile kommt ein Besucher, kein allzu naher Freund, unda uch nicht ganz fernestehend. Er plaudert von allen Geschichten des Tages, netten Geschichten, abscheulichen Geschichten, außergewöhnlichen Geschichten, von diesem und jenem, Staatssachen und persönlichen Dingen. Das erfreut unser Herz.
Ein Festwagen, bedeckt mit Palmwedeln, kommt langsam feierlich heran. Ein gar zu eiliger wirkt nicht allzusehr. Es ist ein leichter Wagen mit Bambusgeflecht, ein solcher, den man auch in Lauf versetzen kann. Jetzt kommt er durch ein Tor. Noch eben erblickt, ist er auch schon vorbei. Man sieht nur noch die Diener hinterherlaufen, da fragt man sich, angenehm erregt: ‚Wer saß da drin?' Nur darf die Sache nicht zu lange dauern. Das ist dann schlechter Geschmack.
Der Leiter eines Ochsengefährts soll hoch gewachsen sein, ein Graukopf mit gerötetem Gesicht, kraftvoller Haltung. Die Läufer schnell. Ein schmucker Junge soll gleich als ein solcher erkannt werden. Ist ein Mann aber zu dick, so scheint er im Lauf zu schlafen.
Die Pagen sollen klein sein, schönes weiches Haar und eine süße Stimme haben, wenn sie sich vor einem niederwerfen. So ist es in Ordnung.
— Katzen müssen eine schwarze Rückenlinie haben. Der ganze übrige Leib aber muß weiß sein.
Der Predigermönch muß schön sein. Dann hält man den Blick auf seine Züge geheftet, und die Heiligkeit seiner Predigt geht einem so besser ein. Ist aber der Mönch häßlich, so blickt man irgend wohin um sich, vergißt das Zuhören und fürchtet im-

mer irgend ein Mißverständnis. Ich will darüber nichts mehr sagen. Wäre ich jünger, so könnte ich leicht mich weiter über diese Sünde verbreiten. Jetzt aber fürchte ich mehr, mich einer Sünde schuldig zu machen.

—

Anekdoten über den Vollmond, über Kleidung — Das dritte Buch beginnt mit Betrachtungen über die beliebtesten Blumen und die geschätztesten Bäume, Feste und anderes. Über den Papagei, Kuckuck, über das Rauschen des Wassers, die Schnepfen, den Fasan, Storch und anderes.

—

(Tadelloses)

— Ein weißes Kleid bei einem ganz jungen Mädchen über einem rosigen Unterkleid.
— Zerstoßenes Fruchteis mit Sirup (Kasura, »Kugelfaden«) in einer ganz neuen Metallschale. (Sic!)
— Ein Rosenkranz aus Kristall.
— Beschneite Glyzinien und beschneite Pflaumenblüten.
— Ein sehr hübsches Kind ißt Erdbeeren.

—

Von japanischen Insekten, Legenden und so weiter.

(Dissonanzen)

Eine Dame mit häßlichem Haar, die ein Kleid aus weißseidenem Damast angelegt hat.
Krause Haare mit Fest-Rosen. — Eine zahnlose Frau, die Pflaumen kaut und dabei Gesichter schneidet.
Ein Ritter der Leibgarde, der seinen Titel als Kammerherr der sechsten Klasse betonend, sich für einen wichtigen Mann hält. Den Bauern und den Leuten aus dem Volke erscheint er wie ein hohes Wesen. Zitternd werfen sie sich hinter ihm Blicke zu. Kommt

er aber zu Hofe, so schlängelt er sich heimlich in einen Gang und legt sich zum Schlafen nieder. Das stimmt gar nicht zusammen.
Ein ältrer Mann mit schwarzem Bart und unangenehmen Zügen spielt mit den Kindern der Dame, mit der er sich sozusagen unterhält.
Oder: Ein schöner Mann hat eine abscheuliche Frau.

*

Von Wasserfällen, Brücken, Dörfern. Gelegentlich des Dorfes Tsumatori (Frauenraub) wirft Sei die Frage auf: Hat sich hier die Frau des Mannes rauben lassen? Oder hat der Mann die Frau eines andern geraubt? — Pflanzen, Gedichtsammlungen, Gegenstände der Dichtung, Blüten, Kräuter und Sträuche.

(Mißtrauliches)

Die Mutter eines Bonzen, der sich auf zwölf Jahre (die für den Eremiten vorgeschriebene Zeit) auf einem Berg eingeschlossen hat.
Einen neuen Bedienten, dessen Gesinnung einem noch verborgen ist, hat man nach Wertsachen fortgeschickt.
Ein Kind kann noch nicht sprechen, schreit aber beständig und dreht sich immer um, wenn man es in den Arm nimmt.
Erdbeeren, im Dunkeln gegessen.

[Es folgen einige Notizen über »Unvereinbares«, Wetter und so weiter, dann gewagte Aperçus.]

(Seltenheiten)

Ein Schwieger-Sohn, der seinen Schwieger-Vater rühmt.
Eine Schwieger-Mutter, die die Schwieger-Tochter liebt.
Eine silberne Pinzette, die die Haare gut rupft.
Ein Bedienter, der sich niemals beklagt.

Eine Frau ohne jede Tollheit, ohne jedes Leiden, körperlich und seelisch gleich hervorragend, mit einem Wort ohne Fehler.
Damen, gemeinsam im Haushalt, die dauernd Distanz wahren, aufeinander allerlei Rücksicht nehmen. — Diese gibt es überhaupt nicht.
Eine Abschrift eines Romans, einer Gedichtsammlung oder ähnliches ohne Tintenflecke.

(Was sich nicht lohnte)

Eine Dame hat sich entschlossen zum Hofdienst gemeldet. Nach kurzer Zeit schon zeigt sie Abneigung, findet den Dienst anstrengend, erklärt in einem fort, daß sie sich zurückziehe, »weil ich den andern Damen meine Meinung gesagt habe«, weil es sie zu sehr anstrengt. Dann will sie doch wieder zurückkommen — insofern sie nämlich mit ihren Verwandten schlecht steht!
Ein Adoptiv- (und Schwieger-)sohn ist zu den Eltern unfreundlich. Oder man hat einen Schwiegersohn gewählt, der nicht allzu geneigt war, und jammert hinterher: »Er ist nicht so, wie ich mir ihn dachte.«

(Was einen nicht reut)

Man hat ein selbstverfaßtes Gedicht jemand anderem überlassen und hat großen Beifall gefunden.
Eine Dame verlangt für eine weite Reise Empfehlungsbriefe. Man hat diese Briefe ein wenig oberflächlich geschrieben. Nun ist sie beleidigt und erzählt, daß man zu gleichgültig war. Darum bedankt sie sich nicht einmal und erklärt überall, daß sie einem nichts schuldig ist.

(Ansprechendes)

»Schilfrosen auf dem Wasser nach einem Regenguß«.

—

»Was einen zur Eile spornt.«
»Was einen wehmütig stimmt« und ähnliches.

(Was melancholisch machen kann)

Sich schneuzen (Euphemismus für weinen).
Auch die lebendige Stimme.
Die Brauen auszurupfen.
Senf essen.

*

(Nachwort)

»Es ist dunkel geworden, und ich kann deshalb keine, Schriftzeichen mehr schreiben. Auch die Schreibpinsel habe ich aufgebraucht und möchte diese Hefte zum Abschluß bringen. In diesen Heften habe ich während der Mußestunden meines langweiligen Verweilens in meinem Zimmer, in den Pausen des Dienstes, alles niedergeschrieben, was ich mit Augen gesehen und im Herzen gedacht habe. Da es manche Stellen enthält, wo ich mich über andere Personen lieblos und absprechend geäußert habe, gedachte ich es recht geschickt zu verbergen, aber dennoch ist es jetzt geschehen, daß es bekannt wurde, so daß ich die Tränen nicht zurückhalten kann.
Als Ihrer Majestät vom Naidaijin ein Stoß von Papieren geschickt worden war, sprach sie zu mir: »Was soll man darauf schreiben?« Seine Majestät der Kaiser meinte, man solle darauf eine Abschrift der historischen Denkwürdigkeiten (Shi-ki) fertigen. Als ich aber sagte, ich möchte sie zum Kopfkissen machen, entgegnete Ihre Majestät: »So nimm sie«, und gab sie mir. Als ich die unendlich große Papiermenge mit allerlei seltsamen Bemerkungen vollschreiben wollte, kam mir sehr viel Unbegreifliches in den Sinn. Wenn ich im großen und ganzen über Neuheiten in der Welt, über das, was den Leuten selt-

sam vorkommt, ferner ausgewählte Gedichte und schließlich über Kräuter und Bäume, Vögel und Insekten geschrieben hätte, so hätte man mich sicher getadelt, und meine Gegnerinnen würden gesagt haben; »Es ist doch schlechter als wir erwarteten; ihr geringes Talent zeigt sich da deutlich.« Da ich nun in meinem Buche zu Scherz und Spiel kunterbunt aufschrieb, was in meinem Herzen von ungefähr auftauchte, so erwartete ich, die Leute würden ungünstig über mein Werk urteilen, wenn es unter die andern Werke käme. Doch die Leser äußerten sich so lobend darüber, daß ich mich ganz beschämt fühlte; das ist wirklich sonderbar, und mit Recht! Was die andern verabscheuen, nenne ich gut, und was sie preisen, nenne ich schlecht. Das läßt die Leute in mein Herz schauen. Daß die Hefte so allgemein bekannt worden sind, tut mir sehr leid.«

*

Die Geschichten aus der Geschichte

In der eigentlich klassischen Zeit des Heian wurden die ganz ernst genommenen Literaturwerke sämtlich in chinesischer Sprache abgefaßt, vor allem die Essays. Ihr inhaltlicher wie formaler Wert scheint jedoch selten ihre chinesischen Vorbilder erreicht zu haben. Die leichtere Literatur lag darum vorzugsweise in den Händen der, allerdings gleichfalls chinesisch gebildeten, Frauen. Am Ende der Heian-Zeit jedoch erscheinen die ersten japanisch geschriebenen Geschichten historischen Inhaltes, von noch stark legendärem Charakter. Die älteste ist der »Glanz-Bericht« (das Eigwa, ausgesprochen Eiga-Monogatari) in vierzig Büchern, Berichte über das zehnte und elfte Jahrhundert, vor allem über die berühmte Epoche des großen Fujiwara Michinaga, des Haus-

meiers unter den drei Kaisern Itchijo, Sanjo und Go-Ichijo (987 bis 1036). Der Bericht über die Epoche des allmächtigen Regenten wird der Dichterin Akasome Emon, uns als Lyrikerin bereits bekannt, zugeschrieben. Doch können die letzten Abschnitte nur von einem späteren Schriftsteller herrühren. Die Geschichten enden mit dem Jahre 1092, mit den Ereignissen unter den Nachkommen des großen Fujiwara. Das »Eiga-Monogatari« muß als eine Art Geschichtsroman bezeichnet werden, es schöpft wohl hauptsächlich aus den vielen höfischen Tagebüchern. Das abgedruckte Stück erzählt von der Weltflucht des jungen Kaisers Morosada (Kwasan, um 1000). Wir geben es in der Übertragung von Florenz wieder. Die wohl nicht unbewußte Anlehnung an das mitgeteilte Stück des Genji-Romans von dem Kaiser und seiner Lieblingsfrau drängt sich dem Leser direkt auf.

Die Weltflucht des Kaisers

[Kokiden, die Tochter des Dainagon, des Kaisers Lieblingsgattin ist schwer erkrankt.]

Nach drei Tagen kamen Leute aus Kokidens väterlichem Hause, um sie auf einem Wagen abzuholen, aber der Kaiser gestattete es nicht und hielt sie zurück mit den Worten: »Noch eine Nacht, noch eine Nacht!«, so daß noch sieben bis acht Tage vergingen. Erst als der Dainagon dem Kaiser eindringliche Vorstellungen machte, weil außerhalb des väterlichen Hauses ihr nicht die rechte Pflege zuteil werden könne, gab er ihr unter Tränen Urlaub. Doch bis der Wagen aus dem Palast gezogen wurde, blieb er bei ihr. Der Dainagon, der darob voll Dankes war und sich dadurch sehr geehrt fühlte, vergoß wiederholentlich Tränen und war tiefgerührt. Der Kaiser selbst, von

der Trennung bewegt, war nicht wie gewöhnlich, so daß die Hofdamen ihm ihr Mitleid ausdrückten. Die kaiserliche Konkubine, Tochter des Ichijoden, welche sich seit Monaten im oben erwähnten Zustande befand, ließ nach der diesmaligen Rückkehr ins väterliche Haus den Kopf hängen, war traurig und vergrub sich ganz ins Bett, so daß sie nur den Tod zu erwarten schien. Der Dainagon irrte weinend zwischen allerlei Mitteln, sie zu retten, aber es war umsonst, und im achten Monat ihrer Schwangerschaft starb sie. Von dem seelischen Zustande des Herrn Dainagon kann man sich auch ohne weitere Beschreibung eine Vorstellung machen.

*

Auch der Kaiser hielt sich immer im Zimmer zurückgezogen und klagte, die Stimme nicht schonend, so daß er in einen verwahrlosten Zustand geriet. Seine Pflegerinnen ermahnten ihn, aber er hörte nicht auf sie. Es war kläglich anzusehen. Der Ichijoden, der einsah, daß das ewige Klagen nichts helfe, befahl die gebührenden Zeremonien zu veranstalten, natürlich aber voll Kummer. »Als ich meine Tochter nach meinem Hause holte, dachte ich sie in der Sänfte mit einem neugeborenen Prinzen aus meinem Hause wieder in den Palast bringen zu können; aber wie hätte ich dies ahnen sollen?« so weinte er, sich auf den Boden werfend. Der Kaiser ließ alle seine bei ihm in besonderer Gunst stehenden und befreundeten Höflinge und Katachime den Zug begleiten und meinte wiederholentlich: »Wie bin ich traurig, daß ich mich hinfort damit begnügen soll, nur von ihr zu hören, sie aber nie mehr zu sehen!« und seiner Geliebten gedenkend, verbrachte er die ganze Nacht schlaflos.

*

Der Herr Dainagon folgte zwar dem Leichenwagen, doch fiel er öfters ohnmächtig nieder, so daß es einen mitleiderregenden Anblick bot. Schließlich hörte alles mit Wolken und Dunst auf. Im Palast wie außerhalb desselben sagte man: »Ach, wie trostlos, wie jammervoll!« Darüber gingen Tage und Monate flüchtig dahin, und bei jeder Handhabung der betreffenden heiligen Schriften, die an gewissen Tagen nach dem Tode gelesen werden, hatten die Tränen des Herrn Dainagon keine Zeit, trocken zu werden. Auch der Kaiser ließ während der ganzen Trauerzeit von 49 Tagen keine seiner Gemahlinnen zu sich kommen. Wenn man ihn fragte, warum er sogar gegen die Miya no Nyogo sich so verhielte; so sagte er: »Ich bin unwohl...«

*

Während so alles kläglich, kläglich war, war schon bald das dritte Jahr Kwanwa herangekommen. Seit dem Anfang des zweiten Jahres (986) waren die Gemüter des Volkes in gedrückter Stimmung, und viele seltsame Warnungen ergingen. Auch der Kaiser hielt sich ganz in seinen Gemächern zurück. Zu gewisser Zeit ging das Gerücht, daß die Menschen in der Welt in außerordentlichem Maße von Religiosität erfüllt seien, und daß alles Mönch und Nonne geworden sei. Als der Kaiser dies vernahm, beklagte er die Jämmerlichkeit dieser Welt. Er wird bei sich selber gedacht haben: »Ach, wie schwer müssen Kokidens Sünden gewesen sein! Sicherlich hatte sie in einem früheren Dasein eine große Schuld auf sich geladen, daß sie jetzt so früh sterben mußte. Ach könnte ich sie doch davon erlösen!« Auf solche Weise wird sein erlauchtes Herz von solchen Gedanken verwirrt worden sein. Daß sein erlauchtes Herz sehr oft in unbegreiflich hehrer Stimmung und unruhig erschien, das be-

merkte voll Kummer der Premierminister, und auch der Chunagon, der Oheim des Kaisers, wird dessen heimlich mit betrübtem Herzen gedacht haben. Gonkyu Ajari von Kwazan wurde beständig von ihm herbeigerufen, um die heiligen Schriften zu erklären. Des Kaisers erlauchtes Herz ergab sich voll und ganz der Religion. Daß er das Diktum: »Weib und Kind, seltene Schätze, auch die Fürstenwürde«, immer im Munde führte, erfüllte das Herz des Korenari no Ben, den der Kaiser mit großer Liebe im Dienst hielt, mit Kummer, und dieser meinte, ebenso wie der Chunagon: »Diese kaiserliche Frömmigkeit tut uns weh, und wir möchten sie wieder fort wünschen. Seine Familie verlassen und sich zum Priester weihen lassen, das ist keine Seltenheit; aber daß beim Kaiser eine Stimmung, welche uns wunderlich vorkommt, sich öfter zeigt, das kann in nichts anderem seinen Grund haben als darin, daß von dem abgedanktem Kaiser Reizei ein unheilvoller Einfluß ausgeht.« So klagten die beiden. Weil der Kaiser noch immer in einem seltsamen krankhaften Zustande verharrte und wie geistesabwesend war, blieben der Chunagon und die andern fast stets im Palast, auch über Nacht, zur Aufwartung beim Herrn. Aber in der Nacht des 22. Tages des sechsten Monats dieses Jahres rumorten die Leute, der Kaiser sei plötzlich verschwunden. Zahlreiche Höflinge, von den Kandachime bis herab zu den niedrigen Wächtern und Bediensteten ohne Ausnahme, zündeten Lichter an und suchten den Kaiser auch in den entlegensten Winkeln; doch von dem Mikado war nicht das geringste zu sehen. Dero Premierminister kam mit allen Ministern und Hofadligen zusammen; Zimmer für Zimmer wurde durchsucht, aber wo mochte er stecken? Alle Welt war in der höchsten Bestürzung und lärmte umher, während

man alle Sperrtore schloß. Der Chunagon warf sich vor dem Heiligen Altar der den Palast beschirmenden Gottheit nieder und klagte weinend: »Mein Herrscher und Kleinod, wohin könnte er wohl verschwunden sein?« Dann wurden Abteilungen ausgeschickt, die in allen Klöstern suchen sollten, aber ganz und gar vergebens. Indessen waren seine Frauen (Nyogo) in Tränen aufgelöst, und während man dachte: »Ach, wie schrecklich ist das!«, wich schon die Sommernacht dem Tage, und der Chunagon und der Rat Korenari begaben sich auf der Suche nach dem Kaiser nach Kwazan. Und siehe, da saß er ja kauernd ein Mönchlein mit gespannten Augen. »Ach wie traurig, wie kläglich!« — mit diesen Worten warfen sich beide vor ihm nieder, und der Chunagon wurde auch ein Mönch. Auch der Rat Korenari wurde es. Was kläglich, traurig, jämmerlich genannt werden muß, ist gerade dies. Sein Wahlspruch: »Weib und Kind, seltene Schätze, auch die Fürstenwürde«, scheint von diesem Entschluß herzurühren. Jedoch war es für ihn sehr gut, daß er ein Mönch wurde. Aber wenn wir bedenken, wie er des Weges nach Kwazan kundig war und dahin ging, so scheint es uns ganz kläglich und des Mitleids wert.

»*Der Große Spiegel*«

Auch in Japan, sowie in China und da und dort in Europa, wurden alte Geschichtswerke gern mit dem Namen des Spiegels bezeichnet. »Der Große Spiegel« aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts eröffnet die Reihe der später als »Die Vier Spiegel« (Ereignisse von Kaiser Jimmu bis Yoritomo) gesammelten Werke. Es bildet, zusammen mit diesen, nach den chinesisch geschriebenen Werken der Narazeit das älteste japanisch geschriebene Geschichtsbuch.

Sein Verfasser ist unbekannt, es berichtet über die Ereignisse unter den Kaisern vom Jahre 850 bis 1025 mit besonderer Hervorhebung aller Taten der Hausmeier und der Räte. Seine Vorrede, die wir hier abdrucken, ist in Japan besonders populär.

(Die drei Greise)

(Vorrede zum großen Spiegel, Okagami)

Einst im Urninkloster, in einer Gesellschaft frommer Männer, erblickt' ich ein Klüngel: zwei Greise und eine Greisin, uralt ganz zu Boden gebeugt: »Wie gleichen sich doch diese Leute!« dacht' ich, wie sie einander anschauten und anlächelten. — »Ach, hat mich danach verlangt, mit einem Menschen aus vergangener Zeit zu reden von allem, was ich einst in der Welt geschaut, wie groß der dann in den geistlichen Stand getretene Herr einst war. Nun bin ich solch einem begegnet. Nun kann ich in Frieden ins Jenseits gehen, denn es ist sehr traurig, seine Gedanken niemand mitteilen zu können. Hat nicht jener Mann in alter Zeit, wie man berichtet, ein Loch in die Erde gegraben, nur um dahinein zu reden! Ich kann euch nicht oft genug sagen, wie sehr glücklich mich die Begegnung mit Euch macht. — Wie alt seid Ihr übrigens?« — »Wie alt ich bin, das weiß ich selber nicht genau,« sagte der zweite Greis. »Vor so langer Zeit hieß ich Ohinumaru und war Knappe des großen Herrn Teishin, Kämmerers und Feldhauptmanns, Vaters des seligen Kanzlers. Euch kannte damals jedermann: Ihr hießt Oyake, der Stammhalter, wart ein Herr im Hofstaat der Kaiserin. Ihr müßt noch älter sein als ich. Ich war noch ein halber Knabe und Ihr zähltet schon fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahr.« — »Wahr,« sagte darauf der Stamm-

halter, »doch wie ist Euer ehrenwerter Name?« — »Als man mir das Knabenhaar abschor im Haus des Kanzlers, fragt' man mich, wie ich hieße. Und als ich erwiderte: ‚Mein Geschlecht sind die Sommerberg', da gab man mir den Eigennamen ‚Üppig'.« Alle rings um die Alten lächelten.

Die Naseweisen alle sammelten sich um sie. Ein Ritter von etwa zwanzig Jahren trat ganz dicht vor sie hin und redete: »Diese alten Herren reden sehr feine Dinge. Nur dürften sie nicht wahr sein.« Die Beiden sahen sich an und lächelten. Darauf wandte sich der junge Mann gegen den ‚Üppig' und fragte: »Ihr wißt nicht einmal mehr, wie alt Ihr seid? Und der Greis hier, weiß er es?« — »Natürlich,« sagte der Stammhalter, »ich bin kürzlich einhundertfünfzig Jahre alt geworden! ‚Üppig' muß also einhundertvierzig sein. Geboren bin ich am fünfzehnten Tag des Erstmondes in jenem Jahr, wo Kaiser Miyuno dem Thron entsagte. Ich hab' unter dreizehn Kaisern gelebt. Mein Alter kann keiner bezweifeln. Es scheint unglaublich. Doch hat mein Vater, ein schlichter Dienstmann aus der Umgebung, der aber gebildet war und zu lesen verstand, auf mein erstes Kleidchen die Worte (das Horoskop) geschrieben (ich weiß es noch): »Affe, Älterbruder des Feuers.« — Er schien zu wissen, was er sagte.

Der junge Mann redete danach den zweiten Greis an: »Ich wüßt auch gern, wie alt Ihr eigentlich seid. Wenn Ihr das Jahr Eurer Geburt kennt, wird es mir nicht schwer fallen, es zu berechnen.« — »Meine Eltern,« erwiderte der zweite Greis, »haben mich nicht selbst auferzogen, bis zu meinem zwölften, dreizehnten Jahr von Fremden ernährt, kenn ich mein Lebensalter nicht genau. Mein Nährvater erzählte mir: ‚Ich war selber kinderlos. Eines Tages beim Ausgang im

Herrendienst – ich trug gerade sieben Schnüre Münzen am Leib – sah ich ein Weib mit einem sehr annehmlichen Kind im Arm. Sie redete: Das Kind möcht ich abgeben. Ich hab schon zehn Kinder geboren. Der Knabe ist das zehnte. Er ist im fünften Monat geboren, schwer aufzuziehen. Da gab ich ihr meine Münze für ihn. – Und wie heißt Ihr? – Ich heiß Sommerberg.' – So erzählte mein Vater. Mit dreizehn Jahren kam ich dann ins große Schloß.« – »Im Ernst,« fiel wieder der erste Alte ein, »ich freue mich so sehr, Euch zu begegnen. Es ist ein Geschenk von Buddha. Seit so viel Jahren bin ich nicht mehr zu den Predigern gegangen. Heute gerade muß ich dabei sein. Ich bin sehr glücklich. Und die Dame bei Ihnen ist sicherlich auch eine Dame jener Zeit.«
»Nicht ganz,« sagte Shigeki, »meine erste Frau starb sehr früh, diese hier ist meine zweite. Und Eure Frau?« – »Meine Frau ist die Frau jener Tage,« sagte der Stammhalter, »wir wollten eigentlich beide kommen. Doch sie hat gerade wieder den Tag ihres alten Wechselfiebers. Es tat ihr so leid, daß sie nicht mitkommen konnte.« – Zu diesen etwas betrüblichen Reden vergossen sie einige Tränen.
Man harrte noch des Predigers, und niemand wußte so recht, was er mit der Zeit anfangen sollte. Ich und alle die anderen herum hörten den Greisen zu. Der eine sagte noch: »Wir sind traurig. Reden wir lieber von den alten Dingen für die Umstehenden. Zeigen wir ihnen, was das Leben damals war.« – »Ihr habt recht,« sagte der Zweite, »das wird alle erfreuen. – Kramt doch in Euren Erinnerungen. Shigeki wird dann und wann nachhelfen.« Wirklich wollten sie, wie es schien, die ‚Geschichte' anheben. Alle waren gespannt darauf. Es waren so viel Leute da, die das hören wollten, am begierigsten aber anscheinend der

junge Ritter. Der kam wieder ganz nahe. »Das Leben,« so sagte der Stammhalter, »ist reich an fesselnden Dingen. Die Alten sind die Berater der Vergangenheit. Ehemals haben so einige weise Kaiser allerorten alte Leute aufspüren lassen, um von ihnen zu hören, wie es vorzeiten mit allem stand. Und auf Grund ihrer Berichte haben diese Kaiser dann das Volk so wohl verwaltet. Alte Leute, ehrwürdige Leute. Lacht nicht, junge Herren!« — Und er mußte selber lachen. Er verbarg dabei sein Gesicht hinter seinem neunteiligen gelben Fächer...

*

Gedichte

AUCH NACH DER HEIAN-ZEIT ERSCHIENEN immer zahlreichere kaiserliche Sammlungen, herausgegeben von den neuen Dichterschulen der Nachkommen des Sadaie (Teika). Die erste Anthologie Shin-Kokinshu vom Jahre 1205 enthält noch zahlreiche Gedichte vom Charakter der Heian-Zeit. Acht weitere Sammlungen erschienen dann während des Kamakura, vier mit Gedichten aus der Nambokucho-Zeit, schließlich eine letzte Sammlung mit Versen der Muromachi-Periode. Alle zusammen bilden das Nijuchidai-shu die »Sammlung aus Einundzwanzig Reichen« (Perioden).

Der Charakter der Gedichte wird immer artistischer, sprachknapper. Einen bedeutenden Ruhm genießt Sanetomo, der sogenannte »Staatsmann von Kamakura«, der letzte der Shogune aus dem Geschlecht Yoritomos, der 1219 zu Kamakura im Tempel des Gottes Hachiman, des Schirmgottes der Minamoto, von seinem Neffen erstochen wurde.

Aus der Kamakura-Zeit ist auch noch die private Sammlung des Hyakunin-isshu (»Auf hundert Mann je ein Gedicht«, d. h. Hundert Gedichte von hundert Dichtern). Die Sammlung wird dem Fujiwara Sadaie (1161 bis 1241) zugeschrieben, bekannter unter dem sinojapanischen Namen Teika, der persönlich und durch seine drei Söhne der Begründer dreier Dichtersippen und des späteren adeligen Meistergesangs wurde. Dieser Dichter soll danach die Hundert Gedichte auf farbiges Papier gemalt haben zur Ausstattung eines Landhauses, und seine Sammlung hat wenigstens späterhin zu jedem gebildeten japanischen Hause gehört. Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts findet man sie als klassisches Schulbuch für

junge Damen und als Kartenspiel! Die »Hundert Gedichte« sind demnach jedem modernen Japaner vertraut. Die meisten dieser Gedichte haben wir jedoch bereits unter den Liedern der vorigen (Heian)-Periode abgedruckt, zu der sie zeitlich gehören. Hier geben wir nur den Nachtrag aus der Kamakura-Zeit selbst. Die Dichter sind: Kintsune (1169 bis 1244), ein Bonze, der vorher eine bedeutende politische Rolle gespielt hatte. Kintsune ist der Ahnherr des Geschlechtes Saionji, aus dem der japanische Ministerpräsident dieses Namens entstammt, der Vorsitzende der japanischen »Verfassungspartei« und Hauptvertreter Japans bei den Friedenskonferenzen von 1919.

Der Fujiwara Jetaka, chinesisch Karyu. Der Alt-Kaiser Toba (1184 bis 1198), der Zeitgenosse des bereits genannten Shoguns Sanetomo, nach dessen Tode (Ermordung) er die Macht wieder an sich reißen wollte, jedoch geschlagen und auf die Insel Oki verbannt wurde.

Endlich dessen Sohn, der Kaiser Juntoku, der 1211 bis 1221 zu Lebzeiten des Vaters gleich so vielen seiner Vorgänger eingesetzt und nach Erreichung des Jünglingsalters wieder verbannt wurde. In seiner Verbannung soll er die mitgeteilten Verse geschrieben haben, die gleich den Versen seines Vaters persönliche Gefühle des Ex-Regenten ausdrücken. Sein Gedicht, das letzte von uns gebrachte Gedicht Alt-Japans, ist wieder charakteristischerweise auf ein »Angelwort« aufgebaut: Shinobu (Davalia) ist eine Erikaart, deren Namen zugleich »Liebesgedanken« bedeutet (etwa »Vergißmeinnicht«).

Der Schwerpunkt der Literatur Japans liegt aber in der Kamakura-Zeit bereits in der, sprachlich mehr sinojapanischen, Prosa.

Der Shogun Sanetomo

In dieser Welt
O gäbe es Dauer!
Wie rührend dieses Boot,
Den Leinpfad entlang gezogen von den Fischerfraun!
(Aus der kaiserlichen Sammlung Shinchokujenshu.)

Aus den „Hundert Gedichten"
(Sammlung des Teika)

Der Bonze (Kintsune)

Der Schnee nicht war es
Der Blütenschnee
Allein nicht war's,
Im Gartensturm —
Was fiel und verfiel, war ich selber!

Sadaie (Teika)

Wie der Tang, entzündet
Der Meeres-Dung,
Im Abendlicht,
So verzehr' ich mich
Am Strande »Einsam«,
— Einsam, da Sie mir fehlt!

Karyu

Abend. Vom Nara-
Flusse der leise Wind,
Die Sühnung am Flusse:
Der Sommer ist da!

Des Exkaisers Go-Toba Spruch

Solche sind, die ich beklage
Solche, die ich verachte,
Mein eig'nes Leben
Nicht acht' ich's, der Kläger.

Des Exkaisers Juntoku Spruch

O Haus-der-Hundert-Steine!
Noch mehr als deine
Gestürzten Balken
Vergiß-mein-nicht!

*

Schriften des Kamakura

Der Geschichtsroman

Die Literatur der Kamakura-Zeit ist eine Literatur des Krieges. Buddhistische ritterliche Chroniken überliefern uns die Kämpfe um die Nachfolge der Shogune von Kioto: zunächst das Hogen und das Heiji Monogatari noch vom Ausgang der Heian-Zeit. Danach das Heike-Monogatari und das Gempei Seisuki, das sind die Geschichte der Hei und die »Geschichte der Größe und des Falls der Gen und Hei«, nämlich des Kampfes zwischen den Häusern Minamoto (auf chinesisch Gen) und Taira (auf chinesisch Hei) bis zum Endsieg der Minamoto in der Seeschlacht von Dannoura (1185), deren Bericht hier von uns mitgeteilt ist. Verfasser und genaue Abfassungszeit aller dieser Werke sind unbekannt. Man kann nur annehmen, daß die beiden letztgenannten Schriften ungefähr gleichzeitig in der ersten Hälfte der neuen Zeit erschienen sind. Beide Werke sind ausgesprochene Geschichtsromane; das Heike-Monogatari ist vom Standpunkt eines Anhängers der Hei oder Taira, das Gempei-Monogatari ist vom politischen oder besser Gefühlsstandpunkt eines Anhängers der siegreichen Gen-Minamoto geschrieben. Das Heike-Monogatari zeigt jedoch älteren Sprachcharakter, eine Art rhythmischer Prosa mit eingestreuten Versen von fünf und sieben Silben. Sicherlich wurde es rezitiert in einem Sprechgesang, von

einer Klasse blinder Sänger, genannt Biwa hoshi, den »Lauten-Bonzen«, den Nachfolgern älterer Rezitatoren, Fahrenden also.

Durch diesen Vortrag ist das Heike-Monogatari besonders volkstümlich geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. Es ist das eigentliche »Chanson de geste« der Japaner. Die Übertragung von Karl Florenz, die wir hier abdrucken, folgt allerdings nicht diesem Stile. Im Original ist jedes auf das kaiserliche Haus bezügliche Substantiv offiziös wie im Kojiki mit dem Epitheton »göttlich-erhaben« versehen sowie der Ausdruck für jede Aktion mit dem Adverb »ehrfurchtsvoll« (so versenken die Wellen ehrfurchtsvoll den göttlich-erhabenen Leib des Kaiserkindes, das Schloß ist göttlich-erhaben usw.), welche Phraseologie in der Florenzschen Übertragung weggefallen ist. (Die in der Erzählung erwähnten »zehn Tugenden« Ju-sen sind die zehn buddhistischen Tugenden, die drei körperlichen: nichts Lebendiges zu töten, nichts zu entwenden, keinen Ehebruch zu begehen, dann die »vier Tugenden der Zunge«, nämlich: nicht lügen, nicht übertreiben, nichts Übles reden, nicht doppelzüngig sein, und endlich die »drei Tugenden des Geistes«, das ist: nicht heftig begehren, nicht der Leidenschaft nachgeben, keiner Irrlehre oder Zweifelsucht folgen.)

Aus dem Gempei Seisuki, dem künstlerisch höherstehenden der beiden Werke, dessen Sprache den Übergang von dem den heutigen Japanern unverständlichen Altjapanisch zum Neujapanischen bildet, bringen wir die für den romantischen und reich individualisierenden Charakter bezeichnende Erzählung von dem ritterlichen Ende eines Samurai. (Die Erzählung hat in dem Original einen [vielleicht interpolierten] Nachsatz, die Anspielung auf eine chine-

sische Legende, deren Mitteilung wir uns nicht versagen können: Der Chinese Kioyu, ein Weiser Chinas, dessen Lebenszeit die Legende in das vierte Jahrtausend v. Chr. hinaufrückt, genießt einen so hohen Ruf, daß der Kaiser Yao ihn durch Abgesandte auffordern läßt, an seiner Stelle die Herrschaft oder Regierung zu übernehmen. Kioyu geht wortlos zum Flusse, um seine Ohren von dem Schmutz, der in dieser Botschaft notwendig enthalten ist, zu reinigen oder vielleicht zu entsühnen. Sofu, ein Genosse des Weisen, führt eben seinen Ochsen zur Tränke und zieht ihn sogleich von dem Wasser zurück, das nun die Verunreinigung und Sünde der kaiserlichen Botschaft enthält. Diese taoistische Geschichte erreicht wohl an Kraft alles Indische, soweit sie nicht etwa selbst unmittelbar indisch beeinflußt ist.)

Aus dem Heike Monogatari

I

(Wie Tomomori das Schlachtfeld verließ und sich einschiffte)

Während also einerseits dies geschah, rettete sich der neue Kanzler Herr Tomomori nach dem Strande. Aber weil jener der Statthalter der Provinz Musashi war, und es daher unter den Feinden einige gab, die ihn wohl kannten, so verfolgten ihn drei Berittene aus der Kodama-Gemeinde, indem sie ihre Fahnen mit dem Uchiwa-Wappen schwangen und riefen: »Der Mann, der da flieht, scheint ein Feldherr zu sein. Wie feige zeigt er uns den Rücken!« So rufend, kamen sie ganz dicht an ihn heran. Da aber schnellte Kemmotsu-taro Yorikata, des Kanzlers Vasall, ein vortrefflicher Bogenschütze, einen Pfeil von dem

straffgespannten Bogen. Der feindliche Fahnenträger ließ sich durch diesen Pfeil den Knochen am Gelenk durchschießen und fiel vom Pferde. Die beiden andern stürzten mit seitwärts vorgehaltenem Hinterhelmschutz auf ihn los, und als der Kanzler dadurch gefährdet schien, stürzte sein Sohn Tomo-akira, der Statthalter von Musashi, sich mitten zwischen sie, wurde mit den Beiden handgemein, sprang vom Pferde, packte den einen seiner Gegner fest und schnitt ihm den Kopf ab. In diesem Augenblick fiel ihn der feindliche Knappe an und tötete ihn, den Gouverneur von Musashi. Der Bogenschütz Yori-kata eilte herzu, den Bogen klatsch von sich werfend, und nahm dem Knappen den Kopf. Als Yori-kata, den Kopf seines Herrn und den des Knappen in der Hand, das Pferd besteigen wollte, ließ er sich das Kniegelenk durchschießen, und als er jetzt das Ende gekommen meinte, schnitt er sich den Bauch auf, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, und starb so. Während dieser tumultuösen Vorgänge rettete sich der neue Kanzler auf ein Schiff, weil er auf einem vortrefflichen Pferde namens Inoue geritten und auf ihm drei Cho weit über das Wasser des Meeres geschwommen war. — Tomo-akira hatte auf der Stelle das Haupt eines Helden gewonnen und sich dadurch den Ruhm eines heldenmütigen Mannes verdient. Er hatte seinen Vater vom Tode gerettet und dabei für immer sein eigenes Leben verloren. — Und da auf dem Schiffe kein Raum war, wo man das Pferd hätte hinstellen können, so drehte Tomomori des Pferdes Kopf nach dem der Küste zugekehrten Schiffsbord und gab ihm einen Peitschenhieb. Da ging das Pferd schwimmend zurück. Awa no Mimbu Narishige sagte darauf: »Bequemt Euch, jenes Pferd zu erschießen! Es kommt sonst in den Besitz der Feinde.« Doch der Staatsrat

entgegnete: »Wie könnte ich das Pferd töten, das mir das Leben gerettet hat? Und sollte das Roß auch dem Feinde anheimfallen!« Und es war, als ob ihn der Abschied mit Trauer erfüllte. Das Pferd erreichte schwimmend das brandende Gestade, blickte, von Wasser triefend, nach dem Schiffe zurück, des jahrelangen innigen Verhältnisses zu seinem Herrn gedenkend, und wieherte dreimal. Es war doch traurig, wenn es auch nur ein Tier war!

*

Die Seeschlacht von Dan-no-ura

II

(Der entscheidende Sieg der Minamoto[Gen] über die Taira [Hei] im Kampf um den Shogunat)

»Die Einnahme von Yashima schnitt die Hei von (der Insel) Kyushu ab. Unfähig, einen Zufluchtshafen zu finden, trieben sie nach Dan-no-ura in Nagato Akama (Shimonoseki), Moji und Hikoshima hin. Hier hlieben sie an Bord ihrer Schiffe auf dem Wasser. Die Gen-Flotte kam in der Bucht von Katsura in der Provinz Awa an. Die Gen waren in den verschiedenen Gefechten hier und da Sieger geblieben, hatten den Palast von Yashima erobert und folgten nun den Bewegungen der Hei-Schiffe, indem sie die Verfolgung zu Lande aufnahmen, wie der Habicht hinter den Fasanen her ist, wenn die Heiden abgebrannt sind und ihnen kein schützender Ort mehr bleibt. Die Gen-Flotte erreichte einen Ort namens Oitsuheitsu, über zwanzig Cho (etwa eine halbe geographische Meile) von der Stellung der Anhänger des Hei-Hauses entfernt. Am 24. März desselben Jahres (1185) griff Yoshitsune (der berühmteste Ritter Japans)

bei Morgengrauen auf über siebenhundert Schiffen an. Die Hei waren nicht unvorbereitet. Mit mehr als fünfhundert Kriegsfahrzeugen rückten sie ihm entgegen und tauschten die Pfeile aus. Die beiden Heere der Gen und Hei zählten zusammen über hunderttausend Mann, und der Lärm des Schlachtgeschreis auf beiden Seiden und das Getön der Brummpfeile, wie sie hinüber und herüber schwirrten, war betäubend; man sollte denken, daß es bis zum azurnen Himmel oben hörbar war und in den tiefsten Tiefen des Meeres widerhallte. Der Gen-General Noriyori war inzwischen mit dreißigtausend Berittenen in Kyushu angekommen und hatte so den Feinden den Rückzug nach dieser Seite hin verlegt. Die Hei waren wie ein Vogel im Käfig, der nicht entfliehen kann, oder wie ein Fisch in der Reuse, aus der es keinen Ausweg gibt. Auf der See schwammen die Schiffe, auf dem Lande waren die Reitstangen eine neben der anderen. Ost und West, Süd und Nord waren verschlossen, nirgends war ein Entkommen möglich.

Der Taira Tomomori stand vorn am Bug seines Schiffes und sprach: »Laßt uns diesen Tag als unseren letzten betrachten und alle Gedanken an einen Rückzug verbannen. In alten und in neuen Zeiten hat es Beispiele gegeben, daß selbst berühmte Heerführer und tapfere Krieger, wenn ihre Heere geschlagen waren und ihr gutes Glück sie verlassen hatte, von Reisenden aufgebracht und von Wanderern gefangen genommen wurden. All dies kam her von dem Bemühen, einen unvermeidlichen Tod vermeiden zu wollen. Laßt uns alle heute unser Leben der Vernichtung anheimgeben und an nichts anderes denken als unsern Namen der Nachwelt zu überliefern. Laßt uns vor diesen Gesellen aus dem Ostlande keinerlei

Schwäche zeigen! Oder sollen wir etwa mit unserm Leben geizen? Wir wollen uns verbünden in dem Entschluß, Yoshitsune zu ergreifen und ihn in die See zu schleudern. Dies sollte unser Hauptziel in der heutigen Schlacht sein!« — — —

Als Yoshitsune bemerkte, daß seine Truppen zu weichen anfingen, spülte er sich den Mund mit Meerwasser und betete mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen zum großen Bodhisattva Hachiman um Beistand. Hierauf kam ein Paar weiße Tauben herbeigeflogen und ließ sich auf Yoshitsunes Fahne nieder. Während die Gen und Hei sagten: »Seht da, seht da«, kam eine schwarze Wolkenmasse von Osten herangeschwebt und blieb dann über dem Schlachtgefilde hängen. Aus dieser Wolke kam eine weiße Fahne herab, während Yoshitsunes Fahne hin- und herwehend mit den Wolken davonschwebte. Die Gen falteten ihre Hände zum Gebet, während den Hei die Haare zu Berge standen und die Herzen ihnen im Busen zusammenschrumpften. Durch dieses günstige Vorzeichen von neuem Mute beseelt, erhoben die Gen-Soldaten ein lautes Geschrei. Einige schifften sich in Boote ein und ruderten kämpfend darauf los; andere marschierten am Lande hin, legten Pfeil auf Pfeil in rascher Folge auf den Bogen und kämpften eine Pfeilschlacht. — — —

Der Gen waren viele, und vom Erfolg ermutigt, drängten sie vorwärts zum Angriff. Die Hei waren weniger zahlreich, verhielten sich aber so, als wenn dieser Tag ihr letzter wäre. Kann die Schlacht zwischen Indra und den Asura schrecklicher gewesen sein als diese? Die Hei-Schiffe waren in doppelter oder dreifacher Linie aufgestellt. Das Schiff von chinesischer Bauart war so mit Truppen besetzt, daß man die Anwesenheit des Generals an Bord daraus

ersehen konnte. Auf den gewöhnlichen Kampfschiffen hatten sich die Daijin und andere Offiziere von niedrigerem Range eingeschifft. Der Plan der Hei war, daß, während die Gen das chinesische Schiff angriffen, die Kampfschiffe die feindlichen Schiffe umgehen, sie einschließen und die Gen bis auf den letzten Mann niedermachen sollten.

Da änderte Shigeyoshi, der bisher der Sache der Hei so treu angehangen hatte, plötzlich seinen Sinn, ruderte mit mehr als dreihundert Schiffen, welche mit Shikoku-Leuten bemannt waren, von dannen und sah der Schlacht müßig zu; bereit, seine Pfeile gegen die Gen abzuschießen, wenn die Hei sich als die stärkeren erweisen sollten, umgekehrt aber sie gegen die Hei zu richten, wenn die Gen im Vorteil sein würden. Wie wahr ist es doch, daß man sich auf den Himmel verlassen kann; daß aber das einzige Ding, worauf man sich nicht verlassen darf, des Menschen Gesinnung ist!«

*

»Niidono (die in den Händen der Tairo [Hei] befindliche Kaiserin-Witwe, die bereits vor langem den Schleier genommen hatte, Großmutter des zum Kaiser gemachten Knaben) war schon lange auf die Niederlage der Taira vorbereitet. Sie steckte ihr seidenes Beinkleid seitwärts hoch auf, nahm das heilige Siegel unter den Arm und umgürtete ihre Lenden mit dem heiligen Schwert. Dann nahm sie den Kaiser an die Brust und sprach: »Obgleich ich nur ein Weib bin, will ich den Feind nicht Hand an mich legen lassen. Ich werde meinen Fürsten begleiten. Ihr alle, die ihr seinen Willen achtet, folget uns eiligst!« Sprach's und stellte ruhig den Fuß auf den Rand des Schiffes. Der Kaiser hatte in diesem Jahr sein achtes Lebensjahr erreicht, sah aber viel älter aus. Sein erlauchtes Ge-

sicht war so schön, daß es Glanz um sich verbreitete. Seine schwarzen Haare hingen ihm lose auf den Rükken herab. Mit erstaunter Miene fragte er: »Amaze (Nonne), wo willst du mit mir hin?« Niidono wandte dem Fürstenkinde ihr Antlitz zu und sprach, indem ihr die Tränen aus den Augen tropften: »Wisset, mein Gebieter: obgleich Ihr in dieser Welt als Herrscher über zehntausend Wagen geboren seid, weil Ihr in einer früheren Existenz die zehn Gebote gehalten habt, so seid Ihr doch in ein böses Geschick verwikkelt worden, und Euer gutes Glück ist jetzt zu Ende. Bitte, kehrt Euch nach Osten und saget dem Schrein der großen Gottheit zu Ise Lebewohl. Wendet Euch dann nach Westen, rufet den Namen Buddhas an und überantwortet Euch feierlich denen, welche Euch vom Paradies des Westlandes entgegenkommen werden. Diese Welt ist die Region des Jammers, ein entlegenes Fleckchen so klein wie ein Hirsenkorn. Aber unter den Wellen ist eine schöne Stadt, genannt das reine Land der vollkommenen Glückseligkeit. Dorthin will ich Euch mitnehmen.« Mit diesen Worten beschwichtigte sie ihn. Das Kind band hierauf seinen Schopf an sein kaiserliches Gewand von der Farbe der Bergtaube und faltete mit Tränen in den Augen seine lieben kleinen Hände. Zuerst kehrte er sich nach Osten und sagte dem Schrein der Gottheit zu Ise und dem Hachiman-Schrein Lebewohl; dann kehrte er sich gegen Westen und rief den Namen Buddhas an. Hierauf erkühnte sich Niidono, ihn auf die Arme zu nehmen, und indem sie ihn mit den Worten: »Dort unten unter den Wellen ist eine Stadt« beschwichtigte, versank sie mit ihm in den Grund, eintausend Faden tief. Ach, welch' ein Jammer! — Die wechselvollen Winde des Frühlings zerstreuten eilig die hehre Blütengestalt. Ach, welch ein Leid! — Die

rauhen Wogen der Trennung begruben das Juwelenwesen. Sein Palast war Chosei geheißen, um anzuzeigen, daß er ihm als immerwährender Aufenthalt dienen sollte; und über dem Tore stand Furo geschrieben, das ist das Tor, durch welches das Alter keinen Zutritt hat. Aber ehe zehn Jahre verflossen waren, war er zum Getriebe der tiefen See geworden. Bei einem so tugendhaften Monarchen würde es nicht am Platze sein, von Belohnung und Vergeltung zu reden. Er ist der Drache der Region über den Wolken, der herabsteigt und sich in einen Fisch verwandelt.« (Er wurde als Gott dem indischen Varuna gleichgesetzt).

*

Aus »Der Gen und Hei Fall und Größe«

Bedachte sich ein Samurai, ein Mann der Hei, sässig im Lande Musashi, des Namens von Nagai Graf Saito, Sanemori. »Nun zähl ich mehr denn siebzig Jahr. Keinen Ruhm mehr hab ich zu gewinnen. Meinem Tod vermag ich nicht zu entkommen. Einerlei, wo ich ihn finde.« So legt' er denn seinen Waffenrock an, rotseidengestickt, darauf seinen Harnisch und Schienen mit den gefärbten Flechsen. Um die Schulter tat er die achtzehn Pfeile, gefiedert mit Falkengefieder. So zog er allein in den Kampf, forcht den Tod nicht. Im Koso-Heer damals ritt ein Mann, sässig aus dem Shinanland, des Namens Tezuka Taro Junker Mizumori. Den Blick auf Sanemori gerichtet, ritt er ihn flugs an. Der Alte gleicherweis, den Blick auf den Tezuka gerichtet, nahm ihn an. Der Tezuka, herangekommen, fragt da: »Wer seid Ihr, daß Ihr als Einzelner in den Kampf zieht.? Seid Ihr ein Feldhauptmann oder ein schlichter Ritter? Ihr seid mir verdrießlich. Gebt mir Euren Namen kund. Ich selbst bin der Stammhalter Mizumori von den Tezuka auf

Kanadsashi aus dem Dorfe Sura in Shinano. Ich rühm mich ein guter Gegner. Kündet Euren Namen, auf daß wir loslegen.« Sanemori sagt: »Ich habe Euch schon nennen hören. Ich selbst nenn mich nicht. Weiß selber wohl warum. Ich haß Euch nicht. Trennt mir den Kopf ohne weiteres, um ihn zu den Gens zu schicken. Sie werden ihn Euch wohl lohnen. Werft ihn aber nicht in den Fluß. Der Herr Kiso kennt mich seit langem. Ich kämpf allein, weil ich lebenssatt bin. Wer auch Gegner sein mag, der Kampf ist schön. Nun komm an, Tezuka.«

Damit ließ er den Bogen fallen, sprengte gegen Tezuka. Ein Mann des Selbigen, der nicht wollt, daß sein Herr gegriffen würde, warf sich dazwischen. Der ward nun selbst gegriffen von dem Sanemori. »Du bist ein Mann des Tezuka. Ich kann dich deshalb nicht schonen.«

Damit griff er ihm hinten in die Harnischplatte und indem er mit seiner Linken ihm in den Zügel fiel, riß er ihn vom Roß und zerrt' ihn also, daß seine Füße länger kein Fuß hoch über dem Boden waren. Der Tezuka, um seinen Mann zu retten, greift dem Feind nun selber von hinten an die Harnischplatte. Uff, so kommt er selber aus dem Sattel nieder. Sanemori hätte gern gegen zwei Feinde zugleich gekämpft. Also fallen sie ihrer drei miteinander zu Boden von den Pferden. Sanemori greift schnell den Mann des Tezuka und trennt ihm mit dem Schwert das Haupt ab. Zugleich lockert der Tezuka Sanemoris rechte Schulterplatte und stößt ihm seine Waffe bis übers Heft in den Leib. Darauf trennt er auch ihm das Haupt ab.

So trägt der Tezuka das Haupt seines Gegners mit fort, reitet vor den Herren Kiso und spricht: »Mizumori ist Preisträger eines gewaltigen Heldenhaupts

geworden! Auf meine Aufforderung, sich zu nennen, erwiderte er nur: ‚Ich verschweig mich aus Gründen. Doch der Herr Kiso kennt mich lang.' Und dabei blieb's also. Fragt' ich mich: ‚Ist's ein Ritter?" so trug er gestickte Seide. Fragt' ich mich: ‚Ist's ein Feldhauptmann?', so war er da ohne Ritter. Fragt' ich mich: ‚Stammt er aus dem Westen?', so redete er, wie die Bando reden. Fragt' ich mich: ‚Ist's ein Junger?', so zeugten doch seine Falten von seinen hohen Jahren. Fragt' ich mich: ‚War's ein Alter?', so zeugten doch die schwarzen Haare und der Bart von seiner Vollkraft. Wessen ist nun dieses Haupt?«

Kiso dacht eine Weile nach, sodann klagt er: »O wehe! Das kann doch keiner denn der Graf Saito von Musashi sein! Allein, da ich doch ganz jung war, zu der Zeit, da wir Verkehr pflogen, müßt er freilich heute den Kopf voll weißer Haare haben! Wieso sind nur seine Haare und sein Bart schwarz? Es will mir dennoch scheinen, als ob dies seine Züge wären. Das ist doch zu seltsam. Higuchi ist sein alter Waffengefährte. Higuchi muß ihn kennen.«

Higuchi wurde herzugerufen. Nahm das Haupt, warf nur einen Blick darauf. Und schon heult er. Plärrte: »Ach weh, es ist Sanemuri!« »Und woher der schwarze Bart, die schwarzen Haare?« »Jetzt erinnere ich mich«, meint Higutshi. »Immer pflegte Sanemuri zu sagen: ‚Die alten Leute, die Pfeile und Bogen zum Kampf ergreifen, sollten sich das Haar mit Tusche schwärzen. Darum sag ich: Schon in Friedenszeiten verlachen die jungen Leute das weiße Haar. Nun gar erst im Felde. Sprengt da ein Alter an, so nennen sie ihn unsinnig. Weicht er wieder, so verhöhnen sie ihn als Memme. In keinem Fall kann man den jungen Leuten ankommen. Auch der Feind verachtet den Greis als zu allem unnütz. Nichts Traurigeres, weiß

Gott, als die weißen Haare.‘ , Man soll ein Wort hinterlassen‘, sagte damals noch Sanemuri, ‚um die Menschen an einen zu erinnern.‘ Darum also hat er sich das Haar geschwärzt!«

Und da sie Gefährten gewesen waren, bat Kanemitsu, der Junker von Higutshi, um Wasser und wusch damit das Haupt, das alsbald ein Greisenhaupt voll weißer Haare wurde. Nun sah'n erst alle, daß es wirklich Graf Sanemuri war...

*

Briefe

Aus dem Briefsteller Tekin-Orai (»Hauslehre Briefwechsel«) des Bonzen Gene, der bis in das neunzehnte Jahrhundert vielfach als Musterbuch benutzt wurde, bringt Florenz in seinem Standardwork einen Brief in dem noch kürzlich üblichen sogenannten Soostil, einem chinesisch korumpierten Japanisch, sowie einen Brief des von uns oben genannten Dichters Teika.

—

Brief des Priesters Gene

Die herzlichsten Glückwünsche zum Neuen Jahre spreche ich Ihnen hierdurch aus. Den Gratulationsbesuch bei Hofe hätte ich schon am Ersten oder Dritten zeitig abstatten sollen, aber von anderen zu einer Lustpartie am Tage der Ratte aufgefordert, habe ich ihn trotz des besten Willens versäumt. Dies kommt mir ebenso (unnatürlich) vor, als ob die Nachtigallen im Tale die Blüten, die unfern der Traufe (meines Daches) wachsen, vergessen oder die Schmetterlinge im Garten statt in der Sonne sich im Schatten tummeln wollten. Das ist gar nicht meine eigentliche Absicht gewesen. Übrigens veranstalten wir demnächst allerhand Arten von Bogenschießen, als da sind:

Wettschießen mit Jokyu und kleinen Sperlingsbögen, Schießen nach Strohhüten, Pfählchenschießen, Schießen nach einem künstlichen Hirsch im Gebüsch, Rundscheibenschießen ... (?) usw. Es wäre uns überaus lieb, wenn Sie einige ordentlich ausgebildete Bogenschützen und gewandte Kampfspieler auffordern und sich mit ihnen zu uns bemühen wollten. Ich hätte noch vieles zu berichten, das alles jedoch mündlich ... Mit hochachtungsvoller Verehrung ...

Brief des Dichters Teika

Ihre monatlichen Hundert Gedichte habe ich genau durchgesehen. Die diesmaligen sind wirklich schön. Für die mir seit Jahren erwiesene Gunst Ihnen zu Dank verpflichtet und Ihren einnehmenden Worten nicht widerstehen könnend, habe ich einen Teil der von meinem seligen Vater vererbten Lehre (der Dichtkunst) aufgeschrieben. Zwar fürchte ich, daß ich mich der Spottlust der Nachwelt aussetzen könnte ... habe ich doch kaum maßgebliche Gedanken notiert. Bitte, zeigen Sie es ja keinem andern. Die Lehre, die ich seit Jahren gepflegt und geprüft habe, ist im wesentlichen außerhalb dieser Artikel nicht zu suchen. Ich glaube das ganze Geheimnis so ziemlich enthüllt zu haben und möchte Sie bitten, es als den Kern dieser Lehre betrachten zu wollen.

*

Das Hojoki

Die Zeit der Bürgerkriege, die dem nichtkriegerischen Schriftum im allgemeinen nicht günstig war, brachte trotzdem eine Reihe weiterer Tagebücher, so der Hofdame Ben (Ben no Naishi Nikki) über Ereignisse aus der Zeit um 1250, dann Reiseberichte, wie den »Bericht des sechzehnten Mondentages« der Non-

ne Abutsu. Diese Berichte sind jedoch literarisch den Tagebüchern der Heian-Zeit nicht gleichwertig. Hingegen erscheint in der Kamakura-Zeit ein berühmtes Kabinettstück Alt-Japans, das Hojoki oder Hüttenbuch des Einsiedlers und Erbpriesters (Kamo) Chomei.

Der Erbpriester (Kamo) Chomei ist 1154 in dem Dorfe Shimo-Kamo bei Kioto aus dem Geschlechte der Priester beim Tempel dieses Namens geboren. In seiner Jugend nannte man ihn Kikudayu (das kleine Chrysanthemum). Erst herangewachsen erhielt er nach japanischer und chinesischer primitiver Sitte seinen definitiven Namen: Chomei.

Chomeis Begabung brachte ihn als Pagen an den Hof des uns als Dichter bereits bekannten Go-Toba, wo er bis zum Kanzler der Abteilung für Dichtung aufstieg. Um sein fünfunddreißigstes Jahr jedoch verließ er aus Anlaß der Verweigerung des erblichen Tempelamtes und sicherlich so erschüttert von dem allgemeinen Weltlauf und den Ereignissen der Zeit, wie er es in seinem Buche angibt, das Weltleben und lebte fortan als Bonze im Lande. Nach seinem fünfzigsten Jahre schloß er sich dann als Einsiedler im Hino-Gebirge ein. Da er aber als Dichter so hochberühmt war, daß zum Beispiel später das neue Shin-Kokinshu zwölf Gedichte von ihm brachte, lud der dichtende Shogun Sanetomo (Seite 214) ihn in seine Residenz. Shomei zog sich aber bald wieder in seine Hütte zurück, wo er 1212 (übrigens zur genauen Zeit des beginnenden Franziskanertums) sein berühmtes Buch verfaßte. In seiner Hütte scheint er auch dann vier Jahre später im Alter von fast siebzig Jahren gestorben zu sein.

Dieses Buch, das wir in der Gänze wiedergeben, bedarf im allgemeinen keiner Erklärung, da es seine eigene abgeschlossene Welt in vollkommener Sinnlichkeit

ausdrückt. Immerhin ist das in den letzten Jahren auch in zwei deutschen Übertragungen selbständig erschienene Büchlein bei all seinen ansprechenden Qualitäten auch nicht zu überschätzen Es ist kein selbständiges gedankliches oder auch religiöses Erzeugnis, es ist durchaus ein von den Eitelkeiten der Literatur und von den Notwendigkeiten der literarischen Technik getragenes Stimmungsbuch.

Wasser, das Strömen des Flusses, ohne Halt verläuft es: das Wasser bleibt nicht das gleiche. In dem Wirbel der Schaum, immer neu gezeugt, währet doch nicht; gleicherweis in diesem Leben der Mensch und sein Währen, worin er hauset.

In der Kaiserstadt, dem »Edelsteinpflaster«, stehen der Großen und daneben der Geringen Häuser, von Geschlecht zu Geschlecht gelehnt an jene; mit Balken und Ziegeln eines das andere überglänzend. Siehe du aber zu: Gar wenige sind von den Vorvätern vererbt. Da sind Häuser, so, vor Jahresfrist umgeworfen, im letzten Jahre erst auferstunden. Andere, einst gar große Schlösser, sind arg zerfallen: in ihrer Umwallung stehen ganz kleine Häuser. Nicht anders ihre Bewohner: allüberall findst du allezeit vieles Volk; nur, von vielleicht zwanzig oder dreißig der früheren Zeiten sind wohl zwei, drei übrig. Wer des Morgens geboren ward, ist abends schon hingegangen. Dies ist das Leben: ein tanzender Schaum.

Von all den Menschen, den neugeborenen wie den jüngst verstorbenen, weiß irgend jemand, woher sie kamen, noch wohin sie gehen? In dieser Zeltstadt, kennen sie vielleicht ihrer Leiden Ursachen, ihrer Freuden Grund? Herr und Haus, nicht vermagst Du zu entscheiden, wer von beiden vergänglicher ist. Denn beide sind wie der Tau auf dem Eibisch (chi-

nesisches Bild der Vergänglichkeit, siehe auch bei Basho), dem Morgenspiegel. Zuerst zwar fällt der Tropfen, dann aber welket auch die Blüte im Sonnenstrahl. Doch geschieht's auch, daß die Blüte welk ist, noch ehe der Tau verschwand. Dann sicherlich schwindet auch der noch vor Nachmittag.

*

Vielerlei in diesen vierzig Lenzen und vierzig Wintern, seit ich das Herz der Dinge erfaßt, von vieler und auch fremder Art habe ich Dinge mit angesehen: Am achtzehnten Tage des vierten Mondes im dritten Jahr der Angen-Zeit schnob ein gewaltiger Sturm die ganze Nacht hindurch. Gegen die Stunde des Hundes brach ein Feuer aus auf der Seite des Drachens (Südost) in der Kaiserstadt. Es verbreitete sich in der Richtung Hund-Eber, schlug durch bis zum Tore des Scharlachphönix, zu dem Großen Thronsaal, den Gebäuden des »Hohen Wissens« (der kaiserlichen Hochschule), der »Inneren Verwaltung«. Sie alle wurden in dieser einzigen Nacht in Asche gelegt. Es hieß, das Feuer habe seinen Ursprung in einem Haus des Gäßchens Higuchitomi genommen, das damals als Hospital eingerichtet war. Der Wind sprang um nach allen Richtungen, und der Brand verästelte sich demgemäß. Es war, als ob ein Fächer entfaltet würde; sogar abgelegene Viertel erstickten im Qualm, in der Nähe aber wurde alles von den Flammen ergriffen. Die Asche wirbelte bis zum Himmel und gab, purpurrot, die Farbe des Feuers wieder; der Wind riß einzelne Flammen los und trug sie nach fernen Häusern, ein bis zwei Cho weit (etwas über zweihundert Meter). Und die in dieser Verwüstung ihre Wohnsitze hatten, wie hätten sie ruhig bleiben können? Etliche fielen zu Boden, vom Rauch erstickt; andere kamen sehr schnell in den Flammen um. Manche retteten

mit großer Mühe ihr Leben, doch verloren sie ihr ganzes Hab und Gut. Die »Sieben Kleinodien« (buddhistisch: Gold, Silber, Bergkristall, Achat, Katzenauge, Perlen, Korallen) und die »Zehntausend Schätze« wurden zu Asche. Wie groß waren doch diese Einbußen! Sechzehn Paläste hoher Würdenträger wurden von den Flammen verzehrt, neben zahllosen anderen Häusern. Ein ganzes Dritteil der Kaiserstadt verschwand. Von Männern und Frauen kamen viele Tausende um; die Zahl der Rosse und Rinder läßt sich gar nicht angeben. Sind doch alle Pläne des Menschen Torheit: wie töricht ist es nun gar, Reichtümer und Kräfte für Bauten in einer so sehr gefährdeten Stadt zu verschwenden!

*

Wiederum, am neunundzwanzigsten Tage des Deutzienmondes im vierten Jahre der Ära Jisho, stieß ein furchtbarer Wirbelwind vor in das Viertel Nakanomikado Kyogoku (von Kioto). Er fegte gewalttätig bis zur sechsten Straße. Auf eine Entfernung von drei bis vier Cho stand kein Haus, groß oder klein, mehr. Die einen wurden platt niedergelegt, von den andern standen nur noch die Stützen und Dachsparren aufrecht. Manche Türstützen wurden herausgerissen und fünf, sechs Cho weit geführt; die Zäune wurden dadurch umgelegt und alle benachbarten Grundstücke verwüstet. Wie nun gar wirbelten die zahllosen Gegenstände aus dem Hausinnern in der Luft! – Die Schindeln und andere Dachteile wurden zerrissen wie trockene Blätter im Wintersturm. Der Staub hob sich so dick wie Rauch, so daß man nicht vor sich sehen konnte. Der Lärm war furchtbar; man verstand seinen Nächsten nicht: der Höllensturm, so dachte man, konnte nicht furchtbarer sein. Nicht nur Häuser wurden so zerstört, auch zahlreiche Menschen waren verletzt oder

gelähmt, während man an ihren Häusern besserte. Der Typhon entfernte sich endlich in der Richtung Gais-Affe; auch dort noch brachte er zahllosen Menschen Unheil. Wirbelwinde kommen allerdings häufig vor, doch nicht oft von solcher Stärke. Und man fragte sich darum, ob dieser hier nicht nur ein Vorbote noch weiteren Unheils sei.

*

In dem Feuchten Monat des gleichen Jahres wurde ganz unerwartet eine Verlegung der Residenz anbefohlen. In der Vorzeit war diese hier schon seit Jahrhunderten, seit dem Kaiser Saga, festgesetzt. Da niemand einen ernsthaften Grund der Neuerung einsah, hielt alle Welt sie für ungünstig und beklagte sie. Dessen ungeachtet aber und trotz allen Vorstellungen verfügte sich der Kaiser mit seinen Räten, den Herren und dem gesamten Hofe nach Naniva im Gau Setsu. Wer, der irgend etwas erreichen wollte, hätte da in der alten Residenz zu verbleiben gewagt! Alle jene, die sich um ein Amt bewarben oder Klienten eines großen Herrn waren, verlegten ihre Behausung, so gut sie es konnten. Kein Mensch wollte um einen Tag zurück sein. Nur wer ganz ohne alle Beziehungen und Ansprüche war, blieb traurig zurück: vor ihm lag keine Zukunft mehr. Auch die Wohnstätten, deren Giebel noch eben miteinander gewetteifert hatten, lagen von Tag zu Tag verlassener, die niedergerissenen Behausungen flößte man auf dem Yodofluß weiter (in die neue Hauptstadt); die Grundstücke wurden also zu Feldern. Sogar das Herz der Menschen wurde ein anderes: niemand dachte mehr daran, im Ochsen-(Zeremonien)wagen zu fahren, jeder setzte sich aufs Roß. Niemand wollte mehr im Nordwesten begütert sein, alle nur noch im Südosten.

Damals führten mich Geschäfte nach der neuen Residenz. Ich sah sogleich, daß die Örtlichkeit viel zu eng zur Anlage von Gassen war. Im Norden lagen die steilen Hänge eines Berges, im Süden ein bloßer Meeresstrand. Immerzu vernahm man den ermüdenden Wogenlärm, und der Meereswind blies ohne Unterlaß. Die kaiserliche Pfalz dort in den Bergen sah ungefähr wie das »Runde Blockhaus« (der Legende, Einsiedelei des Kaisers Tenchi, gefeiert im ‚Manyoshu') aus, obgleich sie in einigem ganz zierlich war. Täglich kamen Häuser neu an auf dem Wasserweg, und man wußte nicht, wo sie aufstellen. Es gab lauter Erdarbeiten und fast keine fertiggestellten Wohnungen.

So war die alte Hauptstadt verlassen und die neue noch nicht aufgerichtet. Die Menschen hatten das Gefühl, auf Wolken zu schweben. Die Altangesessenen beklagten die (Wegnahme ihres Besitzes) und die Ankömmlinge die Mühsal der Bauarbeiten. Auf der Straße sah man Leute zu Pferde, die auf einen Wagen Anspruch hatten; die in herrschaftlicher Gewandung einhergehen sollten, trugen alle militärische Kimonos. Die feine Gesittung der alten Residenz war verloren; alle waren nur noch Krieger im Zeltlager. Solche ungünstigen Vorzeichen verkündeten öffentliches Unheil. Alle Welt war auch in Unruhe, es verging längere Zeit, ehe die Geister ihr Gleichgewicht wieder fanden. Doch die allgemeine Aufregung blieb endlich nicht ohne Folgen: noch im Winter des gleichen Jahres kehrte man in die alte Hauptstadt zurück!

Was wurde indessen aus den bereits niedergerissenen Häusern? Diese konnte man nicht (in gleicher Weise) wieder aufbauen. Man sagt, in den alten weisen Zeiten hätten die Menschen ihr Land mit Gefühl

für das Volk beherrscht. Ihr eigenes Schloß trug nur ein Strohdach auf grob behauenen Balken, und wenn sich der Rauch nicht aus den Hütten erhob, wurden die Steuern nachgelassen. (Siehe Kojiki, Seite 74). Man beurteile danach die heutige Gesellschaft gegenüber der alten!

*

Etwa in der Yova-Zeit (ich erinnere mich nicht genau, es ist ja so lange her) wütete zwei Jahre lang die Hungersnot. Es gab immer entweder Trockenheit im Frühling und Sommer, oder Überschwemmung im Herbst und Winter. Die Naturereignisse folgten aufeinander: man konnte keine der fünf Getreidearten einbringen. Vergebens pflügte man im Sommer, man erntete trotzdem nicht im Herbst, man bewahrte nichts im Winter. Die Leute am Lande bekümmerten sich nicht mehr um ihre Felder oder wanderten aus, manche ließen ihre Häuser im Stich und zogen in die Berge. Man versuchte es mit allen möglichen Bittgängen. Man veranstaltete außerordentliche Beschwörungen; alles vergeblich. Das Leben in der Stadt hängt in Allem vom Lande ab. Da nun das Land nichts mehr nach der Stadt brachte, wie hätte da die Stadt ihr Ansehen bewahren können? Man bat und flehte und man bot seine ganzen Reichtümer zum Tausch, allein niemand wollte sie haben. Fand sich mitunter doch ein Käufer, so wog sein Korn reichlich Gold auf. Auf den Landstraßen wimmelten die Bettler, die einem die Ohren mit ihrem Jammern zerrissen. — In diesem Elend ging das erste Jahr zu Ende.

Danach, für das folgende Jahr erwartete man eine Besserung der Lage. — Da brach die Seuche aus, und alles wurde noch viel schlimmer. Alles starb Hungers: wir waren von Tag zu Tag wie die Fische

in einer kleinen (austrocknenden) Lache. Wohlgekleidete Leute mit Hüten und Schuhen bettelten an den Türen. Nicht selten wunderte man sich, daß sie sich noch auf den Füßen aufrecht hielten, da fielen sie auch schon vor Schwäche um. Unzählig waren die Leute, die an eine Wand gelehnt oder in den Straßengräben Hungers starben. Da niemand ihre Leichname fortschaffte, war die ganze Stadt verpestet: man konnte diese gar nicht ansehen. Den Fluß entlang war nicht einmal Raum mehr für Pferde und Wagen. Die armen Holzfäller hatten nicht Kraft genug, das Holz heranzubringen. Es wurde so selten, daß die Leute ihre Häuser abtrugen und veräußerten. Und doch war dabei eine volle Manneslast kaum hoch genug im Preise für den Lebensunterhalt eines Tages.

Seltsam war der Anblick inmitten all dieses Brennholzes von feuerrot oder mit Gold- und Silbergirlanden ausgemalten Bauteilen. Forschte man nach, so erfuhr man, daß Leute in ihrer äußersten Not in die alten Tempel gegangen waren, um dort Bilder des Buddha zu entwenden, die heiligen Geräte zu zerbrechen und in kleinen Stücken zu verkaufen. Diese verzweifelten Dinge habe ich selbst mit Augen angesehen. Denn ich bin in einer Welt der Unreinheit und des Bösen geboren.

Recht kläglich war es auch, mit zu erleben, wenn von einem Paare, von dem eins zärtlich an dem andern hing, der zärtlich liebende Teil zuerst verstarb, weil er selbstvergessen dem andern immer alles, was er sich noch hatte verschaffen können, gegeben hatte. Von Eltern und Kindern starben so die Eltern vorerst. Man sah sogar Säuglinge an der Brust von Müttern, die sie noch für lebend hielten.

*

Im Ninwaji lebte ein Bonze des Namens Ryugio Hoin. Der war so mitleidsvoll beim Anblick der zahllosen Sterbenden, daß er zusammen mit einigen anderen heiligen Persönlichkeiten eine Vereinigung gründete, die auf die Stirne jedes aufgefundenen Toten den Buchstaben A (d. h. Amida-Buddha), das Zeichen der Kommunion schrieben. Der also, allein binnen des vierten und fünften Monates und im bloßen Raume südlich von der »Ersten«, nördlich von der »Neunten Straße«, zwischen Kiogogu östlich und Shujako westlich, gezählten Leichname waren mehr als zweiundvierzigtausenddreihundert. Dazu kamen noch die in den andern Vierteln und in den Vororten Kawara, Shitakawa, Nishi-no-kio, diese waren zahllos. Dazu noch die aus den Provinzen, den »Sieben Kreisen.« Soviel ich gelesen, ist unter dem Kaiser Sutoko in der Aera Chojo ein ähnliches vorgefallen, worüber mir nichts Näheres bekannt geworden ist. Das aber, was ich gesehen und hier berichtet habe, das ist jedenfalls der kläglichste Anblick meines Lebens gewesen.

(Die hier geschilderte Kongregation ist Ursprung der noch heute bestehenden »Shin-Sekte« des Erlösers Amidabuddha, der eigentlichen Religion des kleinen Volkes, die viele verwandte Züge zu der katholischen Volksreligion aufweist und im Gegensatz zu der im Adel vorherrschenden meditativen Zen steht, und natürlich auch zu dem staatsoffiziellen Shinto. Doch darf man nicht vergessen, daß in Japan und China, wie auch zum Beispiel in der Antike, die Kulte einander nicht ausschließen, sondern sich eher, auch in dem einzelnen Gläubigen, zu ergänzen pflegen.)

Im zweiten Jahr der Aera Genreki (1185) war ein großes Erdbeben. Die Erscheinungen waren ganz ungewöhnlich. Berge stürzten zusammen und verschütteten die Flüsse; das Meer flutete herein und überschwemmte das Land; die Erde spaltete sich, Wasser sprudelte empor; Felsen brachen auseinander und wälzten sich in die Täler hinein. Die am Strand dahinrudernden Boote schwankten auf den Wogen hin und her; die ihren Weg dahinschreitenden Pferde wurden irre, wohin sie ihre Füße stellen sollten. Vollends um die Hauptstadt herum blieb allerorten von Hallen, Häusern, Pagoden und Ahnentempeln nicht eines unversehrt. Wie sie entweder in sich zusammenstürzten oder umfielen, stiegen Staub und Asche in die Höhe wie stark qualmender Rauch. Das Getön vom Zittern der Erde und dem Zerbrechen der Häuser war von Donnergeroll nicht verschieden. Wenn man drinnen im Hause war, wurde man plötzlich zerquetscht; wenn man hinauslief, so zerklüftete sich wieder der Boden. Da man keine Flügel hatte, konnte man sich nicht in den Himmel erheben; da man kein Drache war, war es unmöglich, in die Wolken emporzusteigen. Ich gelangte zur Einsicht, daß unter allen Schrecken ein Erdbeben am schrecklichsten ist. Während dieses Vorkommnisses hatte sich gerade das sechs- bis siebenjährige einzige Kind eines Kriegers unter dem Dach der Lehmmauer ein kleines Hüttchen gebaut und spielte sein kindlich-einfältiges Spiel, als es plötzlich von der einstürzenden Mauer verschüttet und ohne eine Spur [seiner früheren Gestalt] plattgedrückt wurde. Beide Augen wurden einen Zoll herausgetrieben. Die Eltern faßten es in ihre Arme, und ihre Stimme nicht schonend, wehklagten sie beide laut. Wie jammervoll und traurig war das anzusehen! Ich konnte

wahrnehmen, daß aus Trauer um das Kind sogar der tapfere Mann die Scham vergaß [und laut klagte], und ich bedauerte ihn sehr und fand sein Verhalten ganz natürlich. Das so heftige Beben hörte zwar nach kurzer Zeit auf, aber das Nachzittern hörte noch lange nicht auf. Es gab keinen Tag, wo nicht zwanzig oder dreißig Erdbebenstöße von solcher Art, daß man gewöhnlich darüber erschrickt, kamen. Nach zehn bis zwanzig Tagen wurden die Stöße allmählich seltener, erst vier- bis fünfmal, dann zwei- bis dreimal, dann alle zwei Tage einmal, dann in zwei bis drei Tagen einmal, und so weiter. Das Nachzittern mochte etwa drei Monate gedauert haben. Unter den vier Elementen richten Wasser, Feuer und Wind beständig Schaden an, aber was die Erde anbelangt, so verursacht sie [für gewöhnlich] nicht so besondere Katastrophen. Vorzeiten, in der Periode Saiko (854 bis 856), stürzte bei einem großen Erdbeben der Kopf der Buddhastatue im Tempel Todai-ji herab, und andere fürchterliche Dinge ereigneten sich, aber so schlimm wie diesmal war es doch noch lange nicht. Jetzt redeten die Leute alle Untröstliches, und es schien, als ob der Schmutz ihrer Herzen einigermaßen sich läuterte, aber wie die Tage und Monde sich häuften und das Jahr vorübergegangen war, gab es nicht einmal mehr Leute, die auch nur ein Wort davon sprachen. (Karl Florenz.)

*

Wie eitel dieses Leben, wie wenig fest wir selbst mit unsern Hütten stehn: dieses ersieht man wohl aus allem hier Berichteten. Doch auch wenn wir in eigenen Verhältnissen verbleiben und in unsern Umständen, haben wir manchen Anlaß der Unruhe: Wie wenig glücklich ist doch, wer unter der Hand eines Großen lebt! Er kennt vielleicht Augenblicke

besonderer Freude, doch niemals ein dauerhaftes Glück. Er darf nicht klagen, noch aufbegehren, wenn er leidet. Für ihn ist es nicht leicht, sich zu bewegen. Ob er sitzt oder steht, kennt er die Furcht. Er ist wie ein Sperling zunächst einem Falkennest. Wohnt aber ein Armer nahe dem Hause eines Reichen: ob er nun ausgeht oder heimkehrt, des Morgens wie des Abends, fühlt er sich gedemütigt und beschämt von seinem ärmlichen Aussehen. Sein Weib und seine Kinder, seine Dienstboten beneiden jenen Hausstand hochmütigen, sinnverwirrenden Ansehens. Haust man aber in engen Gassen, so kann man sich vor dem Brand bei dem Nachbarn nicht schützen. Wohnt man fern von der Stadt, so hat man die Mühe der Reise und Rückreise, und mitunter wird man gar von Dieben heimgesucht. Verfügt man über vieles, so ergreift einen Geiz. Lebt man wieder für sich, so wird man von allen gering geschätzt. Reichtum bringt allemal Sorgen, und Armut ermangelt jeglichen Dings. Wer von einem andern abhängt, der wird ein Sklave, wer selbst Andere beschirmt, der darf nicht aufhören, sie zu lieben. Der Welt zu Gefallen leben, heißt: sich selbst ermüden; der Welt entgegen sein, für einen Narren gelten.

Um seinen Leib in dieser Welt auf einige Augenblicke nur stille zu halten, welchen Ort soll man dafür suchen? Was muß man tun?

*

Sehr lange Zeit verbrachte ich in meinem, mir von meiner Vatersmutter überkommenen Hause. Allein ich verlor die Meinen, und auch mein Leib war geschwächt. Also konnte ich nicht länger darin weilen, und, ein weniges über dreißig Jahre alt, baute ich mir eine Hütte nach meinem eigenen Sinn.

Verglichen mit meinem vormaligen Wohnsitz, um-

faßte dieser hier nun seinen zehnten Teil. Er enthielt nur einen einzigen Raum; er war nicht eigentlich ein Haus zu nennen. Er hatte eine Art Außenwand, doch mangels jeden Materials keinen Eingang. Stützen waren schlichter Bambus, das Ganze glich eher einem Wagendach. Bei Schnee oder Sturm lief man darin immer einige Gefahr. Von dem nahen Flusse her war ich allen Überschwemmungen ausgesetzt, ebenso wie den »Weißen Wellen« (das heißt den Räubern). Ein solches trübseliges Leben verbrachte ich da nahezu dreißig Jahre lang, in wirklicher Niedergeschlagenheit.

In diesen Jahren ersah ich aus allem, was mich umgab, die Unstetigkeit meines Schicksals. In meinem fünfzigsten Jahr verließ ich so Haus wie Welt. Ich hatte nicht Weib, nicht Kinder, nichts hielt mich darum zurück. Ich hatte nicht Amt noch Löhnung: was hätte mich also an die Leute geknüpft?

Recht ohne Gewinn verbrachte ich dann einige Jahre hoch in den Wolken des Ohara-Berges. Und nun, da der trübe Tau des sechzigsten nicht leicht mehr verfliegt, habe ich mir ein neues Heim gebaut, ein letztes Laub an meinen Stamm, gleich wie ein Wanderer sich für eine Nacht schützt, wie ein alter Seidenwurm sein Gespinst herstellt. Verglichen mit meinem vormaligen Sitze, ist dieses hier noch hundertmal geringer. Mein Leben neigt sich immer mehr zu Boden, mein Haus wird immer enger.

*

Dies hier ist kein gewöhnliches Haus: zehn Schuh mißt es die Breite und Länge, und kaum sieben Schuh ist es hoch. Ich verlangte nach keiner festen Stätte, so führte ich auch keinen Unterbau auf. Ich glättete den Grund; dann richtete ich ein strohenes Dach auf, und ich verband alle Balken darunter mit Klam-

mern, so daß ich das Ganze leicht fortschaffen könnte, wenn der Ort mir künftig mißbehagte. Wie groß wäre die Mühe des neuen Aufbaues? Zwei Karren würden genügen, und an Kosten hätte ich bloß das Leihgeld für diese.

An dem Tage als ich meine Spuren verwischte in den Schluchten des Hino-Gebirges, habe ich mir an der Südwand der Hütte einen Rolladen hergestellt; darunter ist eine Bambusmatte. An der Westwand ist der Hausaltar mit einer Darstellung des Amida Buddha also angebracht, die daß auffallenden Strahlen der untergehenden Sonne die Brauen vergolden. Die beiden Flügel des Weiheschrankes habe ich mit Bildnissen des Fu-Gen und des Fu-Do (der Boddhisatvas Samantabhadra und Achala) behängt. Oberhalb der Schiebetüren der Nordseite ist ein Brett, und darauf stehen in drei bis vier schwarzen Lederbehältnissen: japanische Gedichte, Musikalien und das Ojoyoshu (Auswahl von Sutren des Bonzen Genshin) und andere Bücher. Dem zur Seite eine Harfe, die »Zerleg«-Harfe, und eine Laute, die Zusammensetz-Laute. Die Westwand habe ich mit einer Lage Heidekraut überzogen, und ich schlafe auf Stroh. Vor dem östlichen Schiebefenster steht mein Schreibtisch. Dann noch vor dem Schlafholz ein Becken für Holzkohle. Nördlich meiner Zelle habe ich mir ein kleines Stück Garten angelegt und mit einer niedrigen, wenig dichten Hecke umzogen. Darin ziehe ich Heilkräuter. Dieses ist meine Hütte eines flüchtigen Aufenthalts. — —

*

Was ihre Umgebung betrifft, so leitet an der Südseite ein Bambusrohr das Wasser in ein Becken aus geschichteten Steinen. Der nahe Wald gewährt mir Brennholz. Es ist der Forst Toyama: Der kriechende Euonymus überwuchert dort die Fußspur des Men-

schen. Mein Tal ist dicht bewaldet, öffnet sich aber gegen Westen (die Richtung nach den Heiligen Stätten des Buddha). Durch diese Lage fällt mir die geistliche Betrachtung leichter.

Im Lenz sehe ich die wogenden Glyzinien wie violette Wolken, die ihre Düfte gegen Westen hauchen. Im Sommer vernehme ich den (Berg-)Kuckuck, seine Rufe laden mich ein, die Bergreise des Jenseits zu unternehmen. Im Herbste wieder füllt der Sang der grünen Abendgrillen meine Ohren, gleich als klagten diese über das Leben, das so leer ist wie die von ihnen zurückgelassenen Hüllen (feststehende Motive der Meditation und der Dichtung). Im Winter endlich erfreue ich mich des erst hochliegenden, dann wieder schmelzenden Schnees. Diesem gleichen darin die Sünden des Menschen.

Bin ich nicht gestimmt zu Gebeten oder zu den Heiligen Schriften, so ruhe ich ganz nach meinen Gefallen. Da ist niemand, der mich daran hindern könnte, und auch kein Bekannter, vor dem ich mich zu schämen brauchte. Ohne das Schweigegelübde abgelegt zu haben, halte ich doch strenges Schweigen; ich bin ganz allein! Ich habe keine Ordensregel: die Umstände selbst nötigen mich die Gebote einzuhalten. Des Morgens gehe ich, die weißen Wellen zu betrachten; da fühle ich, wie der Novize Mansie (religiöser Dichter des achten Jahrhunderts) fühlte. Und des Abends, wenn der Wind die Blätter des kriechenden Kugelfadens aufwühlt, denke ich an die Wasser von Jinyo (Verbannungsort des chinesischen Dichters Pe-Lo-Pien, von den Japanern Haku Rakuten genannt). Dann ahme ich den musikalischen Stil des Gentoku (des Tsunenobu, vergleiche Seite 129) nach. Fühle ich mich dazu gestimmt, so spiele ich die alte Weise vom »Herbstwind« zu der Begleitung der Fichten drau-

ßen oder den (chinesischen) »Eilenden Quell« auf der Laute zu dem Murmeln des vorbeifließenden Bächleins. Ich bin nicht begabt, doch brauche ich mich auch nicht anzustrengen, fremden Ohren zu schmeicheln. Ich spiele und singe für mich allein. Also beruhige ich mein Herz.

Unten am Fuß des Berges ist eine Hütte aus Dornen; die Wohnung des Waldwärters. Sein junger Sohn besucht mich mitunter. Bin ich müßig oder übel gelaunt, so begleite ich ihn. Er ist sechzehn Jahre alt so wie ich selbst sechzig. Doch trotz dieses großen Altersunterschiedes freuen wir uns beide der gleichen Dinge. Das eine Mal pflücken wir die Sprossen jungen Imperatenschilfs, das andere Mal Felsenbirnen, dann wieder die Wurzelstöcke der Dioskoreen oder die Blätter der Nachtkerze. Wir besuchen die Reisfelder zu Füßen unseres Berges: dort lesen wir die gesichelten Halme und flechten dann Ährenkränze (für die Götter, Türbehänge). Bei schönem Wetter ersteigen wir auch den Gipfel des Berges, und ich erschaue in weiter Ferne den Himmel meiner Heimat. Dazu sehen wir noch den Kobata-Berg und die Dörfer Fushini, Toba, Hatsukaji. Die Schönheit der Landschaft erkennt keinen Herrn. Nichts verhindert mich, meine Blicke an ihr zu erfreuen. Ohne die Mühsal einer Fußwanderung kann ich von dort noch weiterhin dem Kamm der Berge folgen. So überschreite ich Sumiyama, danach Kasatori, ich verrichte meine Andacht im Iwama-Tempel (der Göttin Kwanon, der buddhistischen Madonna Sino-Japans) oder ich bete zu Ishiyama; dann dringe ich fürder vor über Awadsus-Ebene auf den Pfaden des Semimaru (des Dichter-Spielmanns, Seite 117), ich überschreite den Tagami-Fluß auf der Pilgerfahrt nach der Gruft des Sarumaru Tayu (des Dichters von

Seite 107). Auf der Heimkehr brechen wir dann, je nach der Jahreszeit, Kirschzweige oder wir bringen rotes Ahornlaub heim; wir pflücken die Blätter der Heidesträucher oder auch die Früchte von den Bäumen. Ich opfere dem Buddha sein Teil, das übrige behalten wir.

In stillen Nächten wieder betrachte ich den Mond, der rein erglänzt. Dann denke ich an die Menschen der Vorzeit. Höre ich die Schreie der Affen, so benetze ich meine Ärmel mit meinen Tränen. Bei den Glühwürmern im Busch denke ich an die fernen Feuer der Boote um die Insel Maki. Der Regen vor Tag tönt mir wie das Windesrauschen im Laub. Höre ich des Goldfasanes Ruf Horo-horo, so frage ich mich: Ist's der Vater, ist es die Mutter? (Wörtlich nach einem Gedicht des heiligen Bonzen Gyoke). Aus den Bergen kommen die Hirsche furchtlos bis an mich heran: dann fühle ich erst, wie ferne ich den Menschen bin. Mitunter, wenn ich die Asche wende, erscheint sie mir wie ein alter Freund. Mein Berg ist keine Schreckenstätte, allein das Krächzen der Eulen weckt in mir Trübsinn. Der Schönheiten dieses Berges sind unzählige. Tiefer Denkende würden leichthin noch manche neue finden.

*

Als ich zuerst meine Wohnung an dieser Stätte nahm, damals sollte es nicht auf die Dauer sein. Doch sind nun schon fünf Jahre ins Land gegangen. Meine Hütte eines Augenblickes ist zur alten Hütte geworden; ihr Dach trägt Schichten abgestorbener Blätter und ihr Estrich ist moosbedeckt. Höre ich einmal Neues aus der Hauptstadt, so ist es, daß diese oder jene Persönlichkeit verstorben ist Die Hingegangenen der niedern Stände müssen ganz zahllos sein. Oder ich erfahre, daß so und so viele Häuser niedergebrannt

sind. Nur meine Augenblickshütte steht fest und ungefährdet. — So eng sie auch ist, so umfaßt sie ein Lager für die Nacht, eine Matte für den Tag. Ich bedarf keines mehreren. Der Einsiedlerkrebs läßt nicht von seiner geringen Muschel; er weiß, was ihm nottut. Der Fischräuber horstet auf unzugänglichen Klippen; er fürchtet die Menschen. Nicht anders ist auch meine Lage. Ich kenne mich selbst, und kenne auch die Welt. Mein einziges Begehr ist ein Leben in der Stille ohne alle Verpflichtungen. Ich will mich nicht quälen lassen. Die andern draußen bauen Häuser, nicht für sich selbst, vielmehr für ihre Frauen, Kinder, Angehörigen, Freunde, für ihren Herrn oder Meister, für ihre Schätze, Rosse, Rinder. Ich habe mein Haus für mich gebaut und für keinen andern. So wie die Welt heute ist, fände ich keinen Gefährten, fände ich nicht einmal einen Diener, der mein Vertrauen verdiente. Würde ich meine Hütte erweitern, wen denn sollte ich darin bei mir aufnehmen? Die Freunde sind zumeist solche, die die Reichen und die zum Geben Willigen ehren; der Gerechte und der Wohlgesinnte gelten ihnen wenig. Bessere Freunde sind die Harfen, Flöten, Mond und Blüten. Ich bin auch weit lieber mein eigener Diener. In allem, was zu tun ist, bediene ich mich nur meines eigenen Körpers. Das fällt mitunter schwer, doch immer noch leichter, als Fremde zum Gehorsam zu bringen. Will ich ausgehen, so gehe ich eben; das macht ein wenig Mühe, aber doch weniger, als sich um Pferd und Sattelzeug, um Ochsengespann und Wagen sorgen. Ich teile meinen Körper in zwei Abteilungen: Die Hände sind die Dienerschaft, die Füße das Gefährt, und beide sind so fügsam, wie man nur wünschen kann. Mein Wille kennt genau die Kräfte meines Leibes; er heißt ihn ruhen, wenn er

müde ist, und er verwendet ihn, wenn er dazu fähig ist. So sehr er ihn auch belastet, überlastet er ihn niemals. Auch läßt er ihn nicht faul werden. Im übrigen sind Gänge und Bewegung nur gesund: wozu also träge sein? Und zu allem ist es noch sündhaft, den nächsten zu belasten und zu bedrücken; auch darum soll man nicht die Kräfte eines Andern verwenden.

Ganz ähnlich steht es mit der Nahrung und der Bekleidung. Ein Gewebe von Glyzinienfasern und eine Decke aus Hanf bedecken meine Haut hinreichend. Die Rohrsprossen des Mooses, die Früchte vom Berge reichen zu meinem Unterhalt aus. Ich lebe nicht unter Leuten, darum brauche ich mich nicht um mein Äußeres zu bekümmern. Ich habe keine Freuden, darum reizen mich die einfachsten Speisen. Ich rede dabei nicht einmal von den Reichen; ich denke nur an meine eigene Vergangenheit und Gegenwart. Seit ich auf die Welt verzichtet und sie verlassen habe, kenne ich nicht Neid noch Furcht. Ich überlasse mein Leben dem Himmel und bekümmere mich nicht weiter darum. Mein Dasein betrachte ich als eine Wolke im Winde; ich rechne nicht darauf und ich schätze es nicht gering. Auf meinem Kissen eines leichten Schlafes beruht mein ganzes Glück; alles was ich erhoffe, erhoffe ich von der Schönheit der Jahreszeiten.

Vom Willen allein hängen die »Drei Welten« (Begehrlichkeit, Wollust und Tugend) ab. Ist der Wille nicht in Ordnung, was nützen ihm dann Rinder und Pferde und die »Sieben Kostbarkeiten«? Schlösser, Burgen und Türme können uns nicht glücklich machen. Ich aber bin glücklich in meiner Einsamkeit, in meiner Hütte oder vielmehr Zelle. Komme ich irgend einmal in die Stadt, so fühle ich mich wohl ir-

gendwie als Bettler beschämt; bin ich aber wieder zu Hause, bedaure ich dann alle, die so töricht und elend am Staube hängen. Glaubt man mir etwa nicht, so betrachte man doch den Zustand der Fische und der Vögel. Die Fische werden nicht müde des Wassers; um sie zu begreifen müßte man selber Fisch sein. Die Vögel fliegen gerne im Walde: um sie zu begreifen, müßte man selber Vogel sein. Nicht anders ist es mit den Freuden der Einsamkeit. Wer, der nicht einsam gelebt hat, wer vermöchte sie zu erfassen?

*

Der Schatten im Monde meines Lebens ist nahe seinem Ende gerückt; bald wird er hinter dem Berge verschwunden sein. Warum sollte ich mich um Irdisches sorgen? Muß ich doch bald nach dem Dunkel der »Drei Wege« aufbrechen. (Der Weg des Feuers, der Dornenweg und der Blutweg nach der Hölle; Ausdruck der Demut des Autors.)

Der Buddha hat uns gelehrt, an nichts in dieser Welt zu haften. Selbst meine Hütte von brüchigem Gras zu lieben wäre eine Sünde. Sogar meine Ruhe und mein Frieden hemmen mich auf dem Pfade meiner Erleuchtung. Wie dürfte ich kostbare Zeit an leere Freuden verschwenden? In der Stille eines Morgens habe ich lange nachgedacht, und ich fragte mich in meinem Herzen: »Du hast der Welt entsagt, und du hast die Berge und Wälder zu deinen Freunden gemacht, um darin Ruhe und Frieden zu finden, um dem Buddha auf seinem Wege zu folgen. Doch dein äußeres Leben nur gleicht dem eines Heiligen, deine Seele selbst steckt tief in der Unreinheit. Deine Hütte befleckt das Vorbild des Heiligen Jomyo (des indischen Vimalakirti; dieser versammelte in seiner Hütte von zehn Fuß Länge tausende Andächtige).

Dein Gehorsam aber bleibt weit zurück hinter dem Leben des »einfältigen Haudoko« (Jüngers des Buddha). Macht dir die Einsamkeit also Kummer oder trübst du dich also selber, unerleuchtetes Herz?« Mein Herz wußte darauf keine Antwort. Meine Zunge nur wiederholte von selbst zu zweien-, dreienmalen die Ausrufung des Erleuchteten (Die heilige Formel: »Namu; Amida; Butsu; Verehrung dir, ewiger Buddha«). Darüber hinaus gibt es nichts.

Geschrieben am letzten Tage des Keimmonates im zweiten Jahre der Zeit Kemraku (Zwölfhundertzwölf) in seiner Hütte zu Toyama von dem Bonzen Renin. (»Lotussprosse«, Klostername des Verfassers.)

*

NAMBOKUCHOZEIT UND MUROMACHIZEIT

Geschichtswerke

Aus der »Geschichte des Großen Friedens«

NACH DEN BÜRGERKRIEGEN BRACHTE DIE ANdauernde Eifersucht des südlichen und des nördlichen Hofes ein weiteres großes Geschichtswerk, das »Taiheiki, die Geschichte des großen Friedens«, hervor. Mit ihm ist die Reihe der japanischen Geschichtsromane abgeschlossen. Der Name des Werkes »Geschichte des großen Friedens« ist allerdings etwas irreführend, da es im Gegenteil nur von Gewalttaten im Kampf der Kaiser gegen die Hojoregenten berichtet. Als Autor wird der am Hofe des Alt-Kaisers Daigo lebende Bonze Gene (1319 bis 1338) genannt, doch soll das Buch erst 1382 von anderen Mönchen abgeschlossen worden sein. Nach anderen Berichten ist der Verfasser jedoch ein anderer Mönch vom Berge Hiei namens Kojima. Jedenfalls aber dürfte es um 1370 verfaßt sein, da darin Ereignisse des Jahres 1367 berichtet werden. Der Stil ist gelehrt, beschwert mit buddhistischen Sentenzen, mit chinesischer Gelehrsamkeit und chinesischen Lehnwörtern; er hält die Mitte zwischen Prosa und Versen, in die er stellenweise übergeht wie manche Chroniken des europäischen Mittelalters, und die bereits einigermaßen an den lyrischen Schwung der späteren buddhistischen Dramen anklingen.

Flucht des Prinzen Oto

Dieser Prinz, ein Sohn des Exkaisers Daigo, zum Shogun ernannt, wurde von den Ashikaga besiegt und zu Kamakura in ein unterirdisches Verlies geworfen, dort schließlich ermordet.

Der Hogen (Prälat) Anatsu Kosen erkannte, wo (der Prinz sich aufhielt; am frühen Morgen erschien er im Hanyaji (»Tempel der Weisheit«) mit fünfhundert Reitern. Der Prinz war ganz allein, niemand bei ihm, der auch nur auf eine Weile seine Flucht decken konnte. Viel Krieger waren schon in den Hof eingedrungen, er konnte nicht mehr in einer Verkleidung entschlüpfen. So begann er schon zum »Harakiri« die Kleider abzuwerfen. Immerhin, dachte er, hab' ich noch Zeit, bis alles verloren ist. Er besah den Altar. Vor ihm standen drei Kisten mit der »Großen Weisheit« (Daihanya, Sutren, gesammelt in 600 Bänden), die man verlesen wollte. Von zweien waren die Deckel noch nicht abgehoben, der eine stand offen, die Hälfte der heiligen Rollen war herausgenommen. In diese stieg er mit seinem erlauchten Leib, legte sich auf den Boden, bedeckte sich mit einer Anzahl der heiligen Schriften, blieb dort, für sich das »Majinai« murmelnd, auf daß sein Körper unsichtbar werde. Das eisblanke Schwert hatte er gezogen, hielt es gegen seinen erlauchten Leib, bereit, es da hinein zu stoßen, sofern er entdeckt würde. Er hörte schon einen Knappen sagen: »Hier ist der Prinz«. Und das, was da in seinem erlauchten Herzen vorging, kann man sich unschwer vorstellen. Die Söldner überschwemmten den ganzen Tempel, spähten unter den Altar, rissen den Boden auf, ließen keinen Winkel unbeachtet. Sie fanden ihn nicht. »Diese Truhen mit Daihanya sind verdächtig, wir wollen sie öffnen, sie uns ansehen.« Mit diesen Worten öffneten sie die beiden verschlossenen Truhen, warfen die Schriften heraus, stürzten sie um: er war nicht darinnen! Damit ließen sie die halbgeöffnete dritte stehen und verließen das Heiligtum.

Der Prinz sah sein Leben so wie durch ein Wunder gerettet, er deuchte sich im Traum und blieb unbeweglich in seiner Truhe. »Wenn aber die Leute wiederkämen und genauer nachsähen?« In diesen erlauchten Gedanken legt' er sich in eine der bereits durchstöberten Truhen. Und genau nach seiner erlauchten Erwartung kamen die Krieger aufs neue. »Diese Truhe, die wir noch nicht untersucht haben, ist nicht minder verdächtig.« Demnach suchten sie, warfen alle heiligen Schriften heraus, dann machten sie den Witz: Haben wir nicht die Truhe mit den Daihanya gut durchsucht? Der Prinz Oto war nicht darin, nur Genzo Sanzo von Oto (sinojapanisch für die Tangdynastie, zu deren Zeit Genzo, der Sammler dieser heiligen Schriften lebte). Über diesen Scherz lachten alle gewaltig und verschwanden durch das große Tor. »Das verdanke ich allein meiner Verehrung des Marishiten (der Marichi Dêva) und dem Schutze der »Sechzehn Guten Götter!« (wohl der sechzehn Jünger des Buddha.) Und Freudetränen fielen auf seinen Ärmel.

Da also sein Versteck nahe der Südstadt (Nara) nicht mehr sicher war, verließ er das Hanyaji und wandte sich nach Kumano. Mit ihm waren ... (es folgen die vollen Namen von neun Rittern). Der Prinz mit den Seinen legte gelbe Gewänder an, sie drückten die Hüte bis in die Augenbrauen, sie trugen Reisekisten und wählten ihren Ältesten aus wie zum Führer ihres Pilgerzuges. So stellten sie sich an, als wollten sie den Tempel von Kumano besuchen.

Dieser Fürst, erzogen im Palaste des Drachen, im Palaste des Phönix (chinesische Kaisersymbole) hatte noch nie sein Blütendach und seinen duftenden Wagen verlassen. Die weite Fußwanderung mußte ihn nicht wenig anstrengen!

Die Männer seines Gefolges fühlten Unruhe. Doch gegen ihre Erwartung war er wie erfahren in allen diesen Dingen. Er legte die armseligen Strümpfe und die Strohschuhe an, ohne sich im mindesten müde zu zeigen, versäumte niemals, die bunten Bänder darzubringen, noch in irgendeinem der mehreren Tempel seine Andacht zu verrichten. Er hielt sich so gut, daß alle die Pilger, die ihnen begegneten, und nicht einmal die Bonzen der Wallfahrtsorte, die doch in diesen Dingen gerissen waren, irgend etwas entdecken konnten.

Wie sie nun fern erspähten
Den Hafen von Yura,
Auf hoher See da ruderten
Vorbei gesteuerte Schiffe,
Vielfach wie der Meerlilien am Strande
(Wer könnte sie zählen?)
Blätter, auf Wogen so
Pfiffen die Seevögel.
Die fernen Berge der Straße von Kii
Kaum ersehbar;
Die Wellen am Strande
Stürmten gegen die Föhren Fukiages.
Waka und Fukiage
Sichtbar; das Juwelen-Eiland
Hellgeschliffen vom Monde,
Und jetzo sein Glänzen von neuem.
Indessen, der Reiseweg
An den Ufern des krummen Strandes
Zerbricht die Herzen (erschöpft)
Wie er es pfleget!
Beim verlassenen Dorf die Bäume,
Regensvoll,
Die Glocke des fernen Heiligtums
Stimmen elend.

In diesem Augenblicke grad
In Kirime no Oji
Geruhten sie anzulangen.

Selbigen Abend verbrachten sie im Tau vor einem kleinen Heiligtum. Im Morgenrot spendeten sie Dankbänder und erfrugen den Weg nach dem Flusse Totzu, und zogen weiter...

*

Die »Geschichte der rechtmäßigen Thronfolge«

Eine strengere Geschichtschreibung beginnt in Japan mit der »Geschichte der rechtmäßigen Thronfolge der Gottkaiser«, dem Jino-Shotoki, verfaßt von dem Minamoto Chikafusa (1283 bis 1354) aus dem großen Geschlecht der Kitabake von Ise. In den politischen Wirren der ersten Hälfte des Jahrhunderts spielt dieser Politiker eine nicht unbedeutende Rolle zugunsten des Kaisers Go-Daigo; auch sein Geschichtswerk, das aus den vierziger Jahren stammt, verficht die Ansprüche des legitimen Hofes. Das Buch beginnt noch mythisch mit der Weltschöpfung und den ersten Himmelsherrschern. Erst der letzte Band stellt die Ereignisse dar, an denen der Verfasser selbst teilgenommen hat. Es ist das Werk eines chinesisch gerichteten und chinesisch gebildeten Staatsmanns mit zahlreichen Reflexionen über Gegenstände der Regierung und Verwaltung. Geschrieben ist das Werk in der sino-japanischen Mischsprache Wakankonku-bun; es bekämpft insbesondere das Günstlingswesen, den Brauch, Ämter bloß nach ihren Einkünften zu verleihen, und das Anwachsen des klösterlichen Besitzes. In einem gewissen Sinne kann man das Jino-Shotoki darum als das älteste pragmatische Geschichtswerk Alt-Japans bezeichnen.

Der abgesetzte Mikado

Das hier abgedruckte Stück berichtet von dem jugendlichen, 1221 im Alter von vier Jahren auf den Thron gehobenen Kaiser Kanenari, der seit 1869 als 85. Mikado mit dem Namen Chukyo in die Liste der Kaiser aufgenommen wurde.

—

Der abgesetzte Kaiser, Kanenari mit Namen, war der Kronprinz des Kaisers Juntoku. Seine Mutter war Higashi-Ichijoin Fujiwara no Mitsuko, eine Tochter des verstorbenen Premierministers und Regenten Yoshitsune. Seit dem Frühling des dritten Jahres Shokyu (1221) hatte der letzte Kaiser gewisse Pläne und entsagte plötzlich dem Throne. Juntoku beabsichtigte die Führung des Krieges (gegen die Usurpatoren in Kamakura) ganz nach seinem eigenen Gutdünken zu leiten. Deshalb wohl trat er den Thron an den neuen Kaiser ab. Aber noch vor der Thronbesteigung schlug der Kriegsplan fehl, und der Kaiser flüchtete sich in die Villa des Ministers und Regenten Michi-ie, seines Onkels mütterlicherseits. Die drei heiligen Insignien ließ er im Kanin-Palaste zurück. Siebenundsiebzig Tage lang nach der Abtretung des Thrones (durch seinen Vater) hatte er zwar die heiligen Schätze inne, doch war er nicht der Reihe der kaiserlichen Throninhaber zugerechnet, ein Fall, der dem des Kaisers Iitoyo analog ist. Ohne erst die Zeremonie des Gembuko vollzogen zu haben, starb er im Alter von 17 Jahren. Wenn man über die Wirren der damaligen Zeit nachdenkt, so tritt einem die Befürchtung nahe, daß die Nachwelt darüber in Irrtum geraten möchte, und daß die Untertanen sich veranlaßt fühlen können, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Deshalb soll man sich den Zusammenhang der Dinge klar machen. Yoritomos

Verdienste standen bis dahin einzig da, doch ist es begreiflich, daß die Kaiser darüber in Unruhe gerieten, daß sie das ganze Reich in seinem tatsächlichen Besitze sahen. Dazu kommt noch, daß seine direkten Nachkommen ausstarben und seine, Nonne gewordene Witwe und der Aftervasall (Hojo) Yishitoki die Regierung in die Hand nahmen. Um so weniger ist es zu mißbilligen, daß die Kaiser seine Nachfolger zu vertilgen und nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten versuchten. Allein seit der Regierungszeit der Kaiser Shirakawa und Toba hatte die kaiserliche Herrschaft immer mehr ihre frühere Herrlichkeit eingebüßt. Zur Zeit des Go-Shirakawa (1156 bis 1158) kam es zur Gewalttat mit Waffen; tükkische Vasallen verwirrten das Land, und das ganze Volk verfiel in die äußerste Not. Yoritomo bemühte sich, die Ordnung wiederherzustellen. Der kaiserliche Hof erlangte zwar bei weitem seinen alten Glanz nicht wieder, doch regte sich im Innern des Palastes kein Staub mehr, und die Schultern des Volkes konnten sich ausruhen. Hoch und niedrig erfreute sich behaglich des Friedens, und Ost und West huldigte seinem wohltätigen Einflusse. Selbst als Sanetomo ums Leben kam, zeigte sich kein Empörer (gegen das Shongunat). Wie hätte man es auch, ohne eine segensreiche Regierung zu schaffen, zerstören dürfen?

Wäre dies auch möglich gewesen, so würde doch weder das Volk sich behaglich gefühlt noch der Himmel seine Zustimmung gegeben haben. Das Heer eines regierenden Fürsten soll die Frevler bestrafen, aber nicht die Unschuldigen vernichten. Yoritomo gelangte zu einem hohen Posten und wurde mit dem Amt eines Shugo (Generalstatthalters) beehrt. Dies alles geschah jedoch auf den hohen Befehl des Hoo

(des Mönch gewordenen Kaisers Go-Shirakawa), und Yoritomo hatte sich somit keine Usurpation zuschulden kommen lassen. Seine Witwe waltete nach ihm, und Yoshitoki übte lange seine Machtvollkommenheit aus, aber niemand verweigerte den Gehorsam. Wer könnte hier irgend etwas von einer Schuld wahrnehmen? War es nicht ein Unrecht des Landesherrn, solche Leute aus nur teilweise zu rechtfertigenden Gründen wie Rebellen bestrafen zu wollen? Die Zeit war nicht zu vergleichen mit einer solchen, wo siegreiche Empörer sich aufspielten. Ohne Zweifel war das Unternehmen (der Exkaiser) ein verfrühter Versuch, und auf die Zustimmung des Himmels war nicht zu rechnen. Indessen ist es doch ein großer Frevel, wenn die Untertanen die Herrscher vergewaltigen, und am Ende wird sich doch alles dem wohltätigen Einflusse des Kaisers unterwerfen. Also muß eine wahrhaft segensreiche Regierung die kaiserliche Macht und Würde unerschütterlich begründen und in Besitz der Mittel versetzen, alle andern überwältigen zu können. Dann erst sollte man mit einem Kriege vorgehen. Hätten jene (Exkaiser) sich von historischen Beispielen aus Kriegs- nnd Friedenszeiten warnen und nicht von ihrem Eigennutz leiten lassen, so würden sie bei der Entscheidung, ob man zu den Waffen greifen soll und Bogen und Pfeil in Bereitschaft setzen soll, sich nach dem Ratschluß des Himmels und nach den Wünschen des Volkes gerichtet haben. Später wurde die Reihenfolge der Thronbesteigung ins rechte Gleis gerückt, und in den Zeiten ihrer Nachkommen wendete sich das Glück wieder zugunsten der Vereinheitlichung des Staates (durch Abschaffung der Militärherrschaft in Kamakura unter Go-Daigo). Ihre Absicht ist also doch nicht erfüllt geblieben, aber es war zu bedauern, daß

sie eine Zeitlang aus ihrer Machtsphäre gestürzt (und auf ferne Inseln verbannt) wurden. (Florenz.)

»*Die Aufzeichnungen der Muße*«

»Die Aufzeichnungen der Muße« gehören in die berühmte Japan-Reihe der »Dame Sei« und des »Hojiki«, von denen sich aber das Werk in mancher Beziehung weit entfernt. Sein Verfasser, der Bonze Kenko, wurde 1283 aus dem alten Priestergeschlechte der »Urabe« geboren, jener am Schlusse des Shinto-Rituals der Sühnung funktionierenden Priester, die ihre Abstammung, wie wir im »Kojiki« gesehen haben, von dem Gott »Oberpriester« (Ame-no-Koyane) über den ersten »Fujiwara«, den Nakatomi Kamatari her leiteten. Sein Vater, der Urabe Kaneaki verrichtete Dienste am Shinto-Tempel von Yoshida in der Nähe von Kioto. Der eigentliche Name des Sohnes war Kaneoshi, Kenko ist sein Buddhistenname. Als junger Mann studierte Kenko die Lehren des Laotse ebensowohl wie die Dichtung Alt-Japans. Unter dem Kaiser Uda war er Offizier der Leibgarde. Dann starb der Exkaiser, und der 42 Jahre alte Kenko wurde Mönch, reiste aber überall in Japan umher. Er blieb im Herzen immer ein Anhänger seiner Partei, des südlichen Hofes, konnte sich aber den Ansprüchen des übermächtigen nördlichen Hofes, die ihn als Literaten immer wieder nach Kioto beriefen, nicht ganz entziehen. Trotzdem verweigerte er standhaft die Annahme von Gnaden durch die von ihm als illegitim angesehene Dynastie. Kenko starb im Jahre 1350. Die Japaner machten ihn zum »Shi-Teno«, einem der vier Himmelskönige oder »Himmelswächter« im buddhistischen Pantheon (vgl. auch Tenjin-Sama). Von den Gedichten Kenkos bringen wir eine Probe am Schlusse unseres Buches.

Er erhielt auch nach seinem Tode den Rang eines »Gon-so-su«, eines Unterbischofs.

Der eigentliche Charakter von Kenkos Aufzeichnungen ist schwer festzustellen. Sogar die kulturnahe japanische Kritik konnte sich darüber niemals einigen. Nahm er die Religion ernst oder spielte er als geistreicher Weltmann mit ihr? Dieser letzten Meinung war zuerst der berühmte Neukonfutseaner Muro-Kyuso, dem wir später innerhalb der Literatur des 17. Jahrhunderts noch begegnen werden. Über das Leben Kenkos werden auch Einzelheiten berichtet zur Stütze dieser letzteren Auffassung. Aber diese Einzelheiten sind schlecht erwiesen und würden, sogar erwiesen, noch die Möglichkeit einer grundsätzlichen Religiosität offen lassen. Die Schrift gibt natürlich eher Aufschlüsse. Sie zeigt, daß der Autor ein jedenfalls in der Welt in jedem Sinne welterfahrener Mann war. Er dürfte in dem gleichen Sinn Buddhist gewesen sein wie die europäischen geistlichen Autoren des Mittelalters Christen waren: als ein Priester und ein Intellektueller.

Aus den »Stunden der Muße«

In Stunden der Muße und des Verdrusses zeichne ich ohne weitere Ursache immer wieder alles Unbedeutende auf, das mir in den Sinn kommt. Aufrichtig gesagt, vermag das sehr zu zerstreuen.

*

Die Menschen, die in diese Welt kommen, begehren für sich alles Mögliche. Der göttlich-erhabene Thron des Kaisers verdient gewiß Ehrfurcht, und selbst das geringste Blatt des Bambushaines (des Kaiserhauses) ist nicht aus irdischem Samen. Auch der Anblick des Kanzlers und selbst der mit der Wache betrauten Be-

amten ist eindrucksvoll; noch ihre Kinder und Kindeskinder bewahren selbst im etwaigen Elend Haltung. Leute aus niederem Stande wiederum kommen vielleicht zu Geld und scheinen im Glück zu sein, doch ihnen gebührt keine Achtung.

Niemand aber ist so unglücklich wie ein Mönch. Sei Shonagon schreibt: »Man macht von ihm nicht mehr Aufhebens als von einem Stück Holz.« Und sie schreibt dies mit Recht. Indessen ist dieses heftige Aburteilen doch nicht unbedingt am Platze. Wer der Welt ganz entsagt hat, der kann auch glücklicher sein, als mancher Mann denkt.

Jedermann will von gefälligem Äußeren sein. Sagt jemand, was zu hören gefällig ist, sagt er es in guter Art und ohne zuviel Worte, so ist man gern in seiner Gesellschaft. Nur solche, die nach etwas aussehen und schlechte Männer sind, die verdienen, offen gesprochen, ehrliches Mitleid. Anmut und wohlgefälliges Benehmen sind Dinge, die einem angeboren sein müssen. Aber auch die Einsicht des Herzens, warum kann auch sie nicht schrittweise erworben werden? Wer aber geradsinnig ist und doch geistlos, dessen Vorzüge erscheinen ohne Wert, und er bleibt selbst in den niederen Ständen ungeachtet. Eins nur muß man beharrlich suchen: den Weg nämlich des wahrhaften Wissens, das ist der chinesischen Schriften, der Dichtung Japans, der Musik, der ererbten Sitten, der öffentlichen Verwaltung. In all diesem ein Spiegel sein für andere, danach muß sich unser Begehren richten. Und dazu eine schöne und schnelle Handschrift, eine wohllautende Stimme und Kenntnis des Gesanges, auch kein Spielverderber sein, dies geziemt dem Manne.

*

Die Lehren jedoch der alten Weisen vergessen, das Leid des Volkes unbeachtet lassen und den Verfall der

Sitten unbeachtet lassen, nur daran denken, wie man an allem sein eigenes Licht entzünde und erglänzen lasse, dieses ist wirklich armselig. »Zur Kleidung und Kopfbedeckung, zur Ausfahrt gebrauche was du hast, und such keinen weiteren Aufwand.« Dies sind die Worte des Testamentes des Herrn Kujo (eines Fujiwara, Kanzlers im zehnten Jahrhundert). Und in seiner Schrift, wo die Dinge des Palastes beschrieben sind, sagt der Alt-Kaiser Juntoku (1211 bis 1221, vergleiche Verse auf Seite 215): »Für den Kaiser ist das Schlichteste gerade das Beste.«

*

Ein junger Mann, der sich in allen Hinsichten auszeichnet, aber den Weibern nicht hold ist, ist abgeschmackt wie ein Becher aus Edelstein, welchem der Boden fehlt. Daß man von Tau und Reif durchnäßt umherirrt, keine Muße im Herzen hat, sich den Ermahnungen der Eltern und dem Spott der Leute zu entziehen sucht, in Gedanken wirr hin und her schwankt, das kommt meistens daher, daß man allein zu Bette geht und schlaflose Nächte hat. Das macht Vergnügen. Doch sollte man nicht bloß tändeln, sondern es ist zu wünschen, daß man von einem Weibe ernstlich geliebt werde. (Florenz.)

*

Der Dinge letzte nicht vergessen, den Weg der Hotoke (des Buddha) gehen, das ist unsere Aufgabe.

*

Nicht zu denen gehören, die nur, weil sie sich unglücklich und elend fühlen, sich mit einem Male zur Weltflucht entschließen und ihr Haupt scheren — vielmehr seine Türe verschlossen halten und seine Tage hinbringen ohne jede Hoffnung, dieses ist gewiß das beste. Wie der Chunagon Akimoto (elftes Jahrhundert) sagte: »Man muß den Mond in den Bergen be-

sehen als Unverbannter.« Dies ist auch meine Meinung.

*

Ich weiß wohl, daß ich in keiner Richtung außergewöhnlich bin. Um so mehr Grund habe ich, mir keine Nachkommen zu wünschen. Der Kanzler Kujo, der Kanzler zur Linken von Hanasono (unter dem Kaiser Toba, zwölftes Jahrhundert), sie beide verlangten für sich nach keiner Nachkommenschaft. Der Minister von Somedono (Fujiwara, unter Kaiser Seiwa, neuntes Jahrhundert), er sagte: »Besser ist es, keine Kinder zu haben, denn unbegabte Kinder sind eine allzu große Last.« Dieses Wort spricht bei ihm der Greis Yotsugi (in dem »Großen Spiegel«, siehe oben). Der große Shotoku (Prinz, führte 600 den Buddhismus ein) gebot, als er sein Grabmal erbaute, alle Wege zu ihm abzubrechen, er wollte von seinen Nachkommen keine Opferspenden haben.

*

Nicht hinschwinden; so wie der Tau auf der Ebene Adashinos hinschwindet (alter Kirchhof Kiotos), nicht sich auflösen wie der Rauch vom Berge Toribe sich auflöst (altes Krematorium), vielmehr ewig in dieser Welt sein, wäre dies möglich, wie könnte man dann die Trauer in den Dingen begreifen? Wir lieben das Leben nur, weil es uns ungewiß ist. Dennoch, wenn wir alles Lebende betrachten, so ist da nichts, was den Menschen an Lebensdauer gleichkommt. Die Eintagsfliege erlebt den Abend nicht, die Sommergrille kennt nicht den Frühling noch den Herbst. Uns aber ist es süß und leicht, ein Jahr ohne Tun zu verbringen. Hängt man gar sehr am Leben, so wären tausend Jahre nur wie der Traum einer Nacht. So aber in dieser flüchtigen Welt, wozu erst unser mäßiges Bild zurücklassen? Je länger man lebt, desto mehr schämt man

sich seines Lebens. Man müßte vor seinem vierzigsten Jahr sterben, zu höchsten. Nach diesen Jahren ist man nicht mehr hochsinnig genug, sich seiner Häßlichkeit zu schämen; vielmehr will man überall obenan sein, man protzt mit seinen Kindern und seinen Enkeln, man wünscht möglichst lange zu leben, um auch ihre Erfolge zu genießen. Kurz, man wird gierig nach allem, man denkt nicht mehr, wie traurig die Welt ist. Man wird verächtlich. (Der Verfasser erlebte allerdings selbst das 67. Jahr.)

*

Nichts macht das Herz trüber als die Sinnlichkeit! Wie lächerlich macht sie uns doch! Obwohl wir wissen, daß der Duft der Gewänder nur entliehen, durch Räuchern entstanden ist, wird unser Herz durch den unsagbar süßen Wohlgeruch zu schnellerem Schlagen angeregt. Der Einsiedler, Heilige von Kume, als er die weißen Schenkel einer Wäsche waschenden Frau erblickt hatte, verlor seine Wunderkraft; und das ist begreiflich, denn die Weiße, das Runde und das Üppige der Arme, der Beine und des nackten Körpers sind nicht bloße von außen hinzugekommene Eigenschaften.

*

Das Weib fällt dem Auge des Mannes besonders durch die Schönheit ihrer Haare auf. Ihre Eigenschaften und ihre Gemütsart lassen sich, selbst wenn sie hinter einer Scheidewand verborgen wäre (daß man sie nicht mit Augen sehen kann), aus der Art und Weise, wie sie das Unbedeutendste spricht, erraten. Gelegentlich bringt sie sogar durch ihre bloße Haltung beim Sitzen unser Herz in Verwirrung. Wenn man von einem Weibe zärtlich behandelt worden ist, so schläft man schlecht, gäbe ganz gern sein Leben hin und erträgt geduldig Dinge, die eigentlich unerträglich sind: und

das alles kommt bloß daher, daß man des Weibes begehrt. Liebe und Leidenschaft haben in der Tat tiefe Wurzeln und weitentlegene Quellen. So reich auch unsere irdischen sechs Sinne an Lüsten sind, so vermag man diesen doch noch ziemlich leicht zu entsagen. Nur diese eine Sinnestäuschung (die Liebe) ist von allen Begierden am schwersten zu unterdrücken; in dieser Beziehung sind, deucht mich, Alte und Junge, Weise und Toren einander gleich. — Es geht eine Sage, daß selbst der dickleibige Elefant durch ein aus Weiberhaaren geflochtenes Seil gebändigt werden könne, und daß im Herbste der Hirsch mit einer aus dem Holzschuh eines Weibes verfertigten Pfeife angelockt werde. So muß man sich vor dieser Sinnestäuschung fürchten, sich vor ihr hüten, indem man Selbstbeherrschung übt. (Florenz.)

(Der Elefant dieser Sage ist offenbar identisch mit dem ‚Einhorn' Europas, das ist dem buddhistischen Symbol des einsiedlerischen weisen Nashorns. Interessant ist auch die Wiederkehr des aus der Bibel bekannten Motivs der verführerischen Wäscherin oder Badenden.)

Geziemliches in unserer Wohnung ist sehr rühmenswert, obwohl der Aufenthalt nur vorübergehend ist; im Hause eines Mannes ohne Tadel, und der in Ruhe und Frieden haust, scheint die Farbe des Mondlichtes mehr am Orte zu sein als in jedem anderen Hause. Nicht zu neu noch zu glänzend und im Schatten alter, dichtbeblätterter Bäume sei der Garten nicht allzu künstlich, die Matten des Eingangs und die Hecken von Bambus wohl aufeinander abgestimmt, das Gerät im Innern mit einem Hauche von Altertum; ein solches Haus bringt seinem Bewohner Achtung ein.

Geräte aber von zahlreichen Werkmeistern im Schweiße ihres Angesichts poliert, seltener und kostbarer China- und Japanhausrat, überall zu zahlreich herumstehend, die Bäume des Gartens allzusehr geschnitzelt, solches alles ist ein widriger Anblick. Es ist verächtlich; und doch, die Bewohnenden, können sie lange darin bleiben? Auch sie werden dahingehen, wie der Rauch über ein kleines. Beim ersten Blicke denk ich das.

Überhaupt kann man aus der Wohnung sehr vieles schließen. Der Kanzler des Alt-Kaisers Tokudaiji (der dichtende Fujiwara Sanesada) spannte über das Dach seines Schlosses Stricke, um die Falken fernzuhalten. Darauf redete zu ihm Saigo (der Bonze und berühmte Tanka-Dichter): »Was tut's, wenn auch Falken auf einem Dache nisten? Das Herz meines Herrn ist durchsichtig.« Und von Stund ab besuchte er ihn nicht mehr. Kürzlich aber spannte man Stricke über das Dach des Schlosses von Osaka, wo der Prinz Aya no Koji wohnt, und ich entsann mich dieser Geschichte. Indessen erklärte man mir, der Prinz habe nur Mitleid mit den Teichfröschen, die bis dahin beständig von den Raben auf seinem Dache verfolgt waren. Und darin gab ich ihm recht. Vielleicht hatte der Kanzler vorzeiten einen ähnlichen Grund.

*

Als ich einst im Monat Kaminadsuki (»Götterlos«, weil alle Götter um diese Zeit nach dem großen Tempel von Ise sich begaben) über eine Örtlichkeit namens Kurusu weiterschritt, eine gewisse Berggegend aufsuchte und daselbst angekommen war, fand ich eine einsame Hütte am Ende eines sich lang hinziehenden, schmalen, moosbewachsenen, durch öfteres Hin- und Hertreten gebildeten Pfades. Kein Laut war da vernehmbar, ausgenommen die fallenden Tropfen aus ei-

ner Wasserleitungsröhre, die unter Blättern ganz begraben lag. Auf dem Akadana (Altar, wo Wasser dargebracht wird und buddhistische Idole aufgestellt werden) waren abgepflückte Astern und Ahornzweige und so weiter eingesteckt, ein offenbares Zeichen, daß hier jemand wohne. Wie ich so bei mir dachte: Auch auf solche Weise läßt sich doch leben! da bemerkte ich drüben im Garten einen großen Orangenbaum, dessen Zweige von Früchten gebogen waren, der aber ringsum strengstens umzäunt war. Mein Entzücken wurde dadurch etwas abgekühlt, und ich meinte: Wenn nur dieser Baum nicht wäre! (Florenz.)

*

Mit einem gleichgestimmten Menschen ruhig von heitern Dingen oder auch von der Trübsal des Lebens reden, in voller Unbefangenheit reden, dieses wäre wohl erfreulich. Ein solcher Mensch aber lebt nicht, und habe ich jemand vor mir, der mir nur nicht widersprechen mag, so fühle ich mich allein. Man spricht Gedanken offen gegen Gedanken aus, also kann man wohl die Stunde der Muße und Trübsal hinbringen, über dieses und jenes sprechen. Wenn aber der andere nur von minderwertigen Dingen redet, welchen Gewinn soll man daraus ziehen?

*

Beim Schein einer Lampe allein Schriften eröffnen, mit den Männern der Vergangenheit als Freunden, ein solches Leben ist mir das erwünschteste. Von Dichtungen die schwermütigen Bücher des Monds (chinesische Sammlung), die Sammlung von Haku Rakuten (Pe Lo Tien, chinesischer Dichter des 11. Jahrhunderts), dazu noch die Worte des Roshi (Laotse), die Bände Nanka (des chinesischen Philosophen Soshi) und die mehrfachen Schriften der Weisen unseres

Landes, in all diesen alten Büchern, wie viele Schätze sind darin enthalten!

[Betrachtungen über Musik und einiges andere.]

—

Die Übergänge und der Wechsel der Jahreszeit regen zur Betrachtung in allen Dingen an. Die Schwermut kommt besonders dem Herbste zu, nach allgemeiner Meinung. Was aber das Herz erneut und erfreut, ist der Frühling. Der süße Schall der Vögel insonderheit von frühlinghafter Art, indessen unter der gütigen Sonne die Kräuter an den Hecken aufsprießen. Um diese Zeit wird der Frühling erst Frühling, die Nebel steigen auf und die Blüten entfalten sich, die eine Art nach der andern. Danach wechseln Regen und Winde. Zur Wehmut unserer Herzen fallen die Blüten ab, und bald sind nur noch die grünen Blätter übrig. Auf zehntausend Arten wird unser Herz betrübt. Die Orangenblüte ist hochberühmt, aber auch der Duft des Pflaumenbaumes erinnert uns an die Vergangenheit und macht uns traurig. Die Frische der Goldrosen, die Gebrechlichkeit der Glyzinien, wir können unser Herz nicht von ihnen wenden.

Zur Zeit des Kwambutsu (Geburtsfest des Buddha) und zur Zeit des Festes (des Tempels Kamo, an dem der Verfasser Dienst tat) wird das frische Laub der jungen Sprossen dichter. Die Melancholie der ganzen Welt und das Bedürfnis nach Mitgefühl wächst im Menschen. So fühlen gewißlich alle. In dem »Monde des schnellen Sprossens«, wo man die Iris aufs Dach setzt und den Reis harkt, so oft da das Wasser wirbelt, schmilzt unser Herz. Im »Feucht-Monat« erscheint das »Abendgesicht« (die Lagenarie) der armen Hütten in seiner ganzen Weiße, man vertreibt

die Mücken mit Rauch, unsere Sinne erwachen; die »Sühnung« ist nicht minder anziehend.

Feiert man dann den »Siebenten Abend«, so sind wir entzückt. Allmählich werden die Nächte kühl, und die Wildgänse kommen mit ihrem Geschrei, die untern Blättchen der Lespedeza werden nacheinander rot, man erntet und man trocknet den ersten Reis, den Frühreis. Alles häuft sich zu dieser Zeit noch mehr als im Herbst. Dann sind auch noch die Tage nach den Gewittern anziehend. Ich darf nicht fortfahren, ich müßte all die alten Dinge aus dem Genji Monogatari und dem Genji no Soshi wiederholen. Indes, man kann das immer wieder sagen; und seine Gedanken nicht aussprechen, bläht die Eingeweide. Darum schildere ich mit flinkem Pinsel, mein Trübsal und meinen Verdruß zu bekämpfen. Freilich sollte man das eher von sich werfen, als den Menschen vorführen.

Die trübseligen Landschaften des Winters sind aber nicht geringer als die Landschaften des Herbstes. An den Uferpflanzen des künstlichen Weihers fallen die geröteten Blätter einzeln und lagern still. Am Morgen liegt der Reif ganz weiß da, und aus dem Weiher steigt ein Dunst, das ist köstlich. Zu Ende des Jahres sind alle Leute in äußerer Erregung, was mein Mitleid erweckt. Es ist zu widerwärtig. Kein Mensch betrachtet länger den Mond nach dem zwanzigsten Tag, der kalt am Himmel steht. Auch das macht unser Herz schmelzen. Zur Zeit des Triduum, und da man die Boten (zu den Kaisergräbern) entsendet, ist es herrlich. Eine öffentliche Angelegenheit nach der andern! Man bereitet sich schon eilends auf den Frühling vor, und hunderterlei wird ausgeführt. Von der Exorzisation bis zur »Verehrung nach den vier Weltenden« (Neujahrsfeier) ist alles schön. Diese letzte

Nacht zündet man bei Anbruch der Dunkelheit Fakkeln an, bis nach Mitternacht. Man pocht an die Türen, man läuft und man schreit aus Leibeskräften alles mögliche Zeug aus; indessen am Morgen beim Morgengrauen verebbt der Lärm, des Jahres Ende macht unser Herz schmelzen, es ist die Nacht, da die Menschen wiederkehren. Das Fest der Geister wird zu dieser Zeit in der Stadt nicht mehr gefeiert, im Osten aber besteht es noch, und es ist sehr rührend Damit öffnet sich der Himmel nicht anders als der Himmel des Vortages, jedoch unsere Gefühle sind andere. Man sieht alle die weiten Straßen mit den überall hoch aufgerichteten Fichten; man ist zugleich heiter und betrübt.

*

Ein Mann, der Welt entflohn, redete: »Mich fesselt nichts an dieses Leben, und nur den Himmel lieb ich noch anzuschaun.« Genau so fühle ich.

*

Denk ich ruhig nach, so muß ich mich wider Willen um die Vergangenheit betrüben auf zehntausend Tage. Wenn dann alles still ist, und ich mich die lange Nacht über auf irgendwelche Art zerstreuen will, ordne ich die vertrauten Gegenstände. Ich verwerfe die unnützen Papiere, diese will ich nicht aufbewahren, doch ich find auch die Handschrift eines Mannes, der nicht mehr ist, oder eine Zeichnung von seiner Hand, und ich fühle seine Gegenwart wieder. Sogar die Briefe von Lebenden, wenn man sie nur nach sehr langer Zeit wieder zur Hand nimmt und an Ort und Stunde und Gelegenheit und so weiter denkt, machen uns traurig. Was diese Menschen gewohnterweise in den Händen hielten, und was da so lange unbewegt geblieben ist und ohne lebendiges Herz, das bekümmert uns.

*

Ein Sklave des Rufes und des Geldes quält sich sein ganzes Leben und hat keinen Augenblick Ruhe. Das ist lächerlich. Wenn man sehr reich an Schätzen ist, kann man nicht leicht seine Gedanken auf sich selbst richten. Man erkauft sich sein Unglück und man schafft sich selbst die Schwierigkeiten. Hinterläßt man einen Goldhaufen, der den »Großen Wagen« füllen würde, so sät man nur Zwist unter seine Erben. Freuden, die den Menschen in die Augen stechen, sind keine wahren Freuden. Schöne Wagen, hochgewachsene Pferde, goldener Schmuck und Edelgestein sind lächerlich in den Augen der Klugen. Verbringe also dein Geld in die Berge und wirf deinen Schmuck in die Schluchten! Wer sich an den Gewinn hingibt, der ist außerordentlich töricht. Nur ein Wunsch ist gerecht: der Nachwelt einen unvergänglichen Namen zu hinterlassen.

*

Jemand fragte den tugendhaften Mönch Hozen: »Wenn ich den Buddha anrufe, kann ich manchmal vor Schlafsucht nicht andächtig sein. Was soll ich dagegen tun?« — »Rufe den Buddha an, sobald du wieder wach bist«, war die bewundernswerte Antwort.

Wiederum: »Das Heil ist einem jeden gewiß, der es für gewiß hält. Es ist ungewiß einem, der es für ungewiß hält.« Auch bewundernswert.

Und dann wieder: »Wenn du den Buddha anrufst, auch als Zweifler, so wirst du im Paradies wandeln.« Wundervoll.

*

Am fünften Tage des fünften Monats ging ich mir die Rennen von Kamo anzusehen. Vor unserem Wagen waren viel Leute; man konnte nichts erkennen. Wir stiegen also aus und gingen zu Fuße bis zu den Git-

tern, aber auch hier waren zahllose Menschen, man konnte nicht hindurchkommen. Dort war eben ein Bonze auf einen Lindenbaum gestiegen, um dann besser zu sehen; er schlief aber immer wieder ein und erwachte jedesmal, wenn er fallen wollte. Die Untenstehenden lachten über ihn und sagten: »Das ist ein Trottel, schläft so ruhig auf einem Baume.« Mir kam ein Gedanke in den Sinn, und ich sprach ihn aus: »Wir können jeden Augenblick hingehen, auch wir vergessen das, um den ganzen Tag das Schauspiel zu betrachten. Wir sind noch einfältiger.« Die Leute antworteten: »Wirklich, so ist es, wir sind alle einfältig.« Und darauf wandten sie sich um und sagten: »Tretet hier zwischen uns!« So wichen sie von ihrem Platz und ließen uns vortreten. Die Überlegung war gewiß sehr einfach und jedermanns Sache. Aber der Gedanke traf sie da ganz unvorgesehen. Der Mensch ist eben nicht von Holz, noch von Stein. Im geeigneten Augenblick kann er beeinflußt werden.

*

Ein Bischof des Namens Ryogaku war ein bösartiger Mensch. Man nannte ihn nach einer hohen Ulme zur Seite seines Tempels den »Ulmen-Bischof«. Der Name gefiel ihm nicht, er ließ die Ulme umhauen. Doch die Wurzel blieb erhalten. Darum nannte man ihn jetzt den »Gefällten Bischof«. Er geriet in immer größeren Zorn und ließ auch die Wurzel aus dem Boden heben. Man mußte weit umgraben. Es gab ein großes Loch, und man nannte ihn fortan den »Loch-Bischof«.

*

Im Tempel von Ninaji (vornehmes Kloster aus dem neunten Jahrhundert bei Kioto, dessen Äbte aus dem Kaiserhause genommen wurden) gaben die Bonzen

zur Einkleidung eines Novizen ein Mahl. Einer der Mönche ergriff in voller Trunkenheit einen drei Fuß hohen Kessel, der neben ihm stand, und steckte den Kopf hinein, mit einiger Schwierigkeit, zuerst die Nase und die Ohren und endlich das ganze Gesicht, so begann er zu tanzen. Alle Anwesenden lachten unendlich. Darauf wollte er den Kopf wieder herausziehen. Es gelang ihm nicht. Man brach das Fest ab, man versuchte ihm zu Hilfe zu kommen. Langsam sickerte um den Hals Blut hervor. Sein Atem wurde schwierig. Man versuchte den Kessel zu zerschlagen, doch das ging nicht so leicht, und der Lärm der Hammerschläge war ihm unerträglich. Nach vielen anderen Versuchen wand man endlich ein Hanfgewebe um die drei Füße und führte ihn zu einem Arzt nach Kioto, wobei er sich auf einen Stock stützte. Die Leute unterwegs verwunderten sich gewaltig und sahen ihm lange nach. Der Arzt wußte nicht, was tun: »Das steht nicht in meinen Büchern. Ich weiß da nichts anzufangen.« Man mußte in das Kloster zurückgehen. Seine alte Mutter und seine Angehörigen kamen an sein Lager mit Weinen und Klagen, doch er hörte sie offenbar nicht. Da sagte jemand: »Soll er Nase und Ohren verlieren, wenn er nur sein Leben behält! Ziehen wir allesamt so sehr wir können!« Man zog darauf an dem Kessel so sehr, daß man in Gefahr geriet, seinen ganzen Kopf abzureißen. Doch der Kessel gab nach und Nase und Ohren waren verstümmelt. So wurde er auf eine klägliche Weise gerettet, und er hatte lange an den Wunden zu leiden.

*

Erwarte nicht, bis du alt bist, um die (rechte) Bahn zu beschreiten! Unter den antiken Gräbern sind so viele junge Männer. Wenn die Krankheit unerwar-

tet da ist und man da scheiden muß, da begreift man zum erstenmal den Irrtum seines bisherigen Lebens. Den Irrtum nämlich, was zu tun ist, aufzuschieben. Und dann hilft die Reue nichts. Die Dinge sind geschehen. Die Menschen sollen beständig an die Möglichkeit ihres Todes denken und das nie vergessen. Wer wird dann in seinem Herzen nicht getreulich auf den Wegen des Buddha gehen?

*

Was gewöhnlich ist:
In einem Hause zuviel Hausgerät.
In einem Schreibzeug zu viele Schreibpinsel.
Auf dem Hausaltar zu viele Boddhisattvas.
In einem Garten zuviel Felsen, Bäume und Kräuter.
In einem Geschlecht zu viele Kinder und Enkel.
Bei der Begegnung zuviel Worte.
Im Gebet zu viele Wünsche.

Was nicht gewöhnlich ist:
In einem Bücherschrank viele Bücher.
Auf einem Misthaufen viel Mist.

*

Ein Mann besaß die »Sammlung der schönsten Lieder aus Japan und China« (Wakan-Roei-Shu des Dichters Fujiwara Kinto, Seite 126), schön geschrieben von Ono no Tofu. Ein Bekannter sagte ihm: »Eure Rolle ist gewiß sehr wertvoll, nur daß ein Buch aus der Hand des ‚Rates der Vierten Straße' von Tofu kopiert ist (also einhundert Jahre danach), das gefällt mir nicht.« — »Eben deshalb hat das Buch nicht seinesgleichen auf der Welt«, war die Antwort. Und er bewahrte es um so sorgfältiger.

*

Ein Samurai, der das Bogenschießen lernte, stellte sich vor dem Ziel mit zwei Pfeilen in seiner linken Hand auf. Der Lehrer sagte zu ihm: »Ein Anfänger

soll nicht zwei Pfeile bei sich haben, er rechnet sonst mit dem zweiten und ist nicht achtsam mit dem ersten Pfeil. Ihr müßt euch immer vorstellen, daß ihr nur den einen Pfeil habt.«

Diesen Rat, man könnte ihn auf zehntausend Dinge ausdehnen. Wer studiert, zählt meist am Abend des einen Tags auf den nächsten, des Morgens auf den Abend. Er verschiebt, was er lernen soll. Nur die Nachlässigkeit ist immer da. Wenn man einen Gedanken hat, soll man ihn auch sogleich ausführen.

*

Der Mensch vertrödelt seine Zeit. Kennt er ihren Wert? Oder ist er ganz einfältig? Für die Trägen ist ein Groschen nichts. Erst wenn die Groschen gehäuft sind, bilden sie einen Schatz. Der Krämer jedoch schätzt einen jeden Groschen. Beachten wir einen unser Augenblicke nicht, darum weil ihre Zahl groß ist, so kommt doch der Augenblick des Lebensendes zu bald. Nur wer den Weg verfolgt, soll die Monde und Tage schätzen und zu gebrauchen wissen.

*

Im allgemeinen kann man das Folgende schwer mit ansehen:

Männer über vierzig Jahre alt, noch am Werke der Fleischeslust.

Greise, die mit jungen Leuten immer zusammen sein wollen.

Eine vertrauliche Art mit einem Obern zu sprechen, wenn man selbst nichts vorstellt.

Arme Leute, die immer Feste geben wollen.

*

Wäre diese Welt eine Welt ganz ohne Frauen, man würde Gewänder, Wappenröcke, Hüte immer so lassen, wie sie immer sind. Niemand würde sie im Stande oder gar glänzend erhalten. Doch diese Frauen

selbst, für welche die Männer so vieles tun, betrachten wir sie einmal auf ihre Herrlichkeit! Die Art des Weibes ist immer im Zick-Zack. Selbstsüchtig im Herzen und maßlos gierig, begreift sie das Wesen der Dinge nicht. Für einen Schein läßt sich ihr Herz immer gehn, süße Worte hat sie beständig übrig. Befragt man sie aber auch nur um irgend etwas Unbedeutendes, so antwortet sie nicht. Und fragt man sich darauf, ob hier Tiefe des Gemüts vorliegt, so beginnt sie gerade ungefragt von den schwerstwiegenden Dingen zu reden. Ihre Ränke gehen manchmal über die Klugheit des Mannes hinaus, doch das alles enthüllt sich nur zu bald. Trügerisch und unzuverlässig wird sie nicht leicht gut von dir denken, wenn du wie sie selber bist. Wie nur können wir also uns ihretwegen behelligen? Ist ein Weib klug, so wird es mißfallen. Nur wenn man von seiner Leidenschaft unterjocht ist, wird einem ein Weib süß und angenehm.

*

Sieben Arten von Männern taugen nicht zu Freunden:
Ein im Rang vorgesetzter Mann.
Ein allzu junger Mann.
Ein sehr kräftiger und zeit seines Lebens gesund gebliebener Mensch.
Ein Mann, der den Reiswein zu sehr liebt.
Ein zu angriffslustiger Krieger.
Ein Lügner.
Ein Geiziger.

Drei sind gute Freunde:
Ein freigebiger Mensch.
Ein Arzt.
Ein kluger Mensch.

*

Alle die China-Dinge mit Ausnahme der Arzneien kann man ganz leicht entbehren. Chinesische Bücher sind hierzulande schon weit verbreitet. Man muß sie nur abschreiben. Auf schwierigen Wegen bringen die Boote aus China zahlreiche überflüssige Dinge. Es ist zum Lachen. »Schätze nicht die Kostbarkeiten der Ferne und bewerte nicht die Seltenheiten«, heißt es irgendwo (bei Laotse).

*

Alles, was angebunden ist, Pferde, Ochsen, rührt mich zum Mitleid. Doch man kann sich nicht anders behelfen. Der Hund bewacht das Haus besser, als Menschen wachen. Darum gibt es in jedem Hause einen. Mehrere sind aber überflüssig. Auch alle andern Tiere, Vögel oder Vierfüßler sind gänzlich überflüssig. Tiere, die sonst frei laufen, werden hinter Hecken verschlossen und angekettet, die freifliegenden Vögel werden mit gebrochener Schwinge in Käfigen gehalten. Diese sehnen sich nach den Wolken. Die andern träumen von der Steppe oder den Bergen. Ihre Traurigkeit kennt kein Ziel. Diese Vorstellung, wenn man sich an ihre Stelle denkt, ist unerträglich. Kann man ein Herz haben und sich freuen, sie so zu sehen?

*

Dieses ist dem Menschenleib notwendig: Nahrung, Kleidung, Wohnung. Wichtig sind nur diese allein. Leidet man nicht Hunger und Durst, ist man weder dem Wind noch dem Regen ausgesetzt, kann man in Frieden leben, so lebt man auch glücklich. Indessen, man kann auch krank werden, und die Krankheit schafft unerträgliche Schmerzen: man muß also auch Heilmittel besitzen. Diese vier Dinge, die Heilmittel eingeschlossen, muß man besitzen, sonst ist man arm. Besitzt man sie, so ist man reich. Will man etwas

darüber, so ist es Überfluß. Haben wir aber diese vier Dinge, wer darf uns für Arme ansehen?

*

Ein Bonze des Tempels Hokedo, geweiht vom Alt-Kaiser Takakura, nahm einmal einen Spiegel zur Hand und betrachtete sich in ihm. Da er sich sehr häßlich fand, verdroß es ihm im Herzen, er mochte den Spiegel nicht mehr, vielmehr floh er ihn fortan und berührte ihn nicht. Er floh auch die Menschen, und er schloß sich in den hehren Tempel ein, wo er einzig und allein seinen Pflichten nachkam. Ich glaube, solch einen Mann gibt es heute nicht mehr. Sogar anscheinend kluge Menschen urteilen über die andern und kennen sich selber nicht. Wie will man aber die andern verstehen lernen können, wenn man sich selbst nicht kennt?

*

Sogar Leute, die ohne Gemüt scheinen, können mitunter treffliche Dinge sagen. Ein Barbier von wüstem Aussehen begegnete einem Nachbar und fragte: »Hast du Kinder?« »Kein einziges«, war die Antwort. »Dann, Mann, könnt Ihr das Leid der Welt nicht verstehen. Ihr werdet immer als unerbittlicher Mensch handeln. Dies ist schrecklich. Nur durch Kinder kann man mit den zehntausend Dingen fühlen.« So sprach dieser Mensch mit Recht. Ohne den Weg der Vaterliebe gibt es kein Mitfühlen im Herzen. Die aber, die keine Kindesliebe gekannt haben, sie gelangen zu ihr, wann sie selber Kinder haben. Dann beginnen sie das Gefühl der Eltern zu begreifen.

*

Der Mönch Meiun begegnet einem Orakelpriester und fragte, ob er Unglück in der Fehde haben möge. Der Priester antwortet: »Seid Ihr nicht verpflichtet, keine Wunden zu fürchten, und Ihr befragt mich

doch? Darum erwidere ich: Ihr seht wie einer aus, der verwundet wird. Und in der Tat wurde er später von einem Pfeil getötet.

*

Ein Mann wollte seinen Sohn zum Mönch machen und gebot ihm, zu studieren, sich in die Auseinandersetzungen der Ursachen und Wirkungen zu vertiefen und die Predigten auswendig zu lernen zum Vorbilde seines Wandels. Um gemäß diesem Rat Priester zu werden, begann der Jüngling das Reiten zu erlernen, da er doch ohne Wagen noch Sänfte mit einem Roß geholt werden und dann fallen würde, welches er vermeiden wollte. Denn nach der Vornahme der buddhistischen Handlungen würde man ihm doch Reiswein anbieten. Zeigte er sich nun als ein Mönch ohne jedes Geschick, so wäre es peinlich für den Hausherrn. Also erlernte er auch die hübschen Volkslieder. Danach war er zwar in beiden Künsten erfahren. Er war aber darüber zu alt geworden, um auch noch das Predigen zu erlernen. Dieses verhält sich nicht so mit diesem Mönche allein, sondern im allgemeinen gilt es von allen Leuten. Solange man jung ist, denkt man daran, zu forschen, um den »Großen Weg« zu gehen. Doch das Leben scheint einem leicht, man ist lässig und man tut nur, was man vor Augen hat. Man verbringt die Tage und die Monate ohne Tun. Darüber altert der Leib. Zum Schlusse, da man noch in keiner Kunst gelehrt worden ist, da man sich noch in nichts nach seinen Wünschen zu etwas gemacht hat, da rollt das Alter herzu wie ein Reifen, der einen Abhang hinabrollt.

*

Man möchte immer irgend etwas tun an dem Tage; nur, ohne daß man vorher wissen konnte, wie, ist

der Tag plötzlich vorbei. Jemand, den man erwartete, ist nicht gekommen. Oder umgekehrt ist jemand, den man nicht erwartet, gekommen. Was uns sicher schien, gewann ein anderes Gesicht, worauf man nie gedacht hätte, das ist da. Etwas, das schwierig war, geht von selber. Was leicht war, wird eine Herzenspein. So gibt es jeden Tag andere Dinge und Geschäfte nacheinander. Und immer sehen sie anders aus, als man gedacht. So geht ein Jahr vorüber nicht anders als ein Tag. Nur wenn man bedenkt, daß alles sich ändern muß, findet man Dinge, die genau der Erwartung entsprechen. Man kann also nur glauben an die Unbeständigkeit. Diese allein in der Welt ist beständig und täuscht nimmer.

Der Mann soll kein Weib haben: denn ein solches ist ihm eine Last. »Immer allein«, höre ich das jemand sagen, so freue ich mich. »Ich bin der Schwiegersohn dessen und jenes geworden«, oder »Ich habe ein Weib genommen und lebe mit ihr«, dafür habe ich nur Verachtung. Ist es eine Frau ohne Besonderheit, so heißt es, man war geschmacklos, sie hübsch zu finden. Ist es eine schöne Frau, so wird man denken, man verehre sie als seinen Buddha. So immer werden die andern denken oder urteilen.

*

Willst du nicht zehntausend Schwierigkeiten haben in allem, sei aufrichtig! In allem habe Achtung gegen jedermann und rede sparsam! Mann oder Weib, Greis oder Jüngling, jeder, der sich verhält, ist dem andern überlegen. Insonderheit ein junger hübscher Mensch, der so handelt, erwirbt sich Achtung, und man denkt überall zu seiner Zeit an ihn.

*

Eines Tages war ich mit zahlreichen Freunden zu den »Drei Pagoden« (bei Kioto) gegangen, meine

Andacht zu verrichten. Dort in dem Ryoka-in von Yokokawa sah ich eine alte Inschrift. »Ist sie von Sari oder von Kodsei geschrieben?« fragte ich. »Es ist zweifelhaft und bisher noch nicht entschieden«, antworteten mir die Bonzen. »Aber wenn sie von Kodsei ist, so muß sie auf der Rückseite gezeichnet sein. Wenn sie aber von Sari ist, kann sie nicht gezeichnet sein.« Die Rückseite, bedeckt von Staub und Insektennestern, war unglaublich schmutzig, man reinigte sie vollständig, da konnte jeder sehen: die Unterschrift des Kodsei, mit Titel und Datum, kam ganz mit voller Deutlichkeit zum Vorschein. Und alle waren sehr erfreut.

*

Als ich acht Jahre war, da fragte ich meinen Vater: »Vater, was ist das, ein Buddha?« — Mein Vater erwiderte: »Ein Mensch, der ein Buddha geworden ist.« Ich fragte ihn darauf: »Wieso ist dieser Mensch ein Buddha geworden?« — »Durch die Lehren eines Buddha.« — »Wer aber hat denn diesen Buddha das gelehrt, was er diesen Menschen gelehrt hat? — »Die Lehre eines Buddha, der vor ihm lebte.« — »Wer war dann aber der erste Buddha, der zuerst gelehrt hat? Ist er vielleicht vom Himmel heruntergekommen oder aus der Erde hervorgekrochen?« — Mein Vater lachte. Meine Fragen waren über seine Vorstellungen hinausgegangen, und er wußte mir nicht zu antworten. Danach erzählte er die Geschichte noch vielen Bekannten, und er war immer sehr stolz darauf.

*

Das Singspiel No und das Tollstück Kyogen

Auch in der Nambokuchi- (Süd-Nord-Höfe) und der Muromachiperiode wurde die Sitte der Tanka-Literatur fortgesetzt. Bedeutender aber ist das lyrische

Buddhistensingspiel, das No, geworden. Das alte Japan kennt, wie soviele andere Kulturen, einen magischen Tanz (Kagura), den das Kojiki, wie wir gesehen haben, auf die Künste der Himmelstänzerin (Usume) zurückführt. Ein anderer, gleichfalls vom Kojiki genannter Tanz war der Fruchtbarkeitszauber der Sprossen des Gotts »Glanzfeuer«, der sogenannten Ha-ya-bito (Falkenmänner), die zugleich Leibgarden und eine Art Spaßmacher am Kaiserhofe wurden. Ihre Mimik wiederholte die im Kojiki berichtete Unterwerfung des Gottes »Bodenfeuer«. Nach dem »Nihongi« färbten sich diese Leute mit roter Erde und stellten danach die einzelnen Handlungen der Wassernot und endlichen Unterwerfung dar. Im achten Jahrhundert kennt man auch einen Reisfeldertanz (Tamai), den danach unter dem sino-japanischen Namen Dengaku (Reis-Musik) bekannten Erntetanz des späteren japanischen Mittelalters. Die »Dengaku hoshi« (Tanzbonzen) erweiterten ihn danach zu dem »Dengaku no No« (der »Kunst-Reis-Musik«), das auch historische Szenen darstellt. Schon seit dem neunten Jahrhundert hatte diese Mimik auch noch einen Anhang in der Groteske erhalten: in dem Tollstück (Sarugaku), das allmählich das Dengaku verdrängte. Der aus China stammende Dialog wurde eingeführt zu einer Zeit, wo das chinesische Theater in hoher Blüte stand, doch sind die Stoffe des No häufiger mythologisch und heroisch als bürgerlich. Das Saragaku no No wird nun zum No-gaku (Musik-Spiel) dann zum No oder Spiel ohne weitere Bezeichnung. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde dieses No von hochgeachteten Sippen ausgeführt, so von dem Geschlecht Yusaki, das in zahlreichen Nachkommen blühte. Es war dies die Zeit der Ashikaga-Shogune, die Glanzzeit des No, dessen spätere Produkte aus der folgenden (Tokuga-

wa-)Zeit den Japanern aber gleichfalls als klassisch gelten. Die »No« sind also nicht eigentliche Dramen, sondern eben Singspiele, hervorgegangen aus Shinto-Riten und nur buddhistisch in der Gesinnung. Ihre Dichter, wohl Bonzen, sind unbekannt geblieben. Der lyrische Stil ist mitunter von hoher Schönheit, die »Kissen« und »Angelworte« dominieren und gestalten die Diktion in freiester Weise. Auffallend im Vergleich zu anderen Religionen und charakteristisch für die ganze japanische Sitte ist das Fehlen alles Obszönen. Die Szene bildete eine kleine Bühne, die nach drei Seiten geöffnet war und nur im Hintergrund von einer Wand mit einer gemalten Kiefer abgeschlossen wurde. Die Darsteller trugen Masken und prunkvolle Gewänder. Der Protagonist heißt Shite, der »Handelnde«, der Gegenspieler Waki d. i. »Der zur Seite«. Mitunter kommen auch Nebenpersonen, Begleiter genannt, vor: die Shite-tsure und Waki-tsure, sowie die kindliche Person Kokata, für die Rollen von jungen Kaisern, Höflingen usw. Links von der kleinen Bühne war der Chor aufgestellt. Das Orchester bestand aus einem dirigierenden Flötenspieler, aus einem großen und kleinen Tambourin und einer Trommel. Mitunter wurde den Hörern auch ein Textbuch beigegeben, sie waren wohl in der Mehrzahl hochgebildetes oder hochgestelltes Publikum.

Die Texte, in chinesisch durchsetztem Japanisch geschrieben, heißen Utai, also Lieder, chinesisch Yokyoku. Wir besitzen 264 solche Stücke, von denen nur zwei bis drei in europäische Sprachen übersetzt sind, darunter das hier folgende »Hagoromo«, Federnkleid. Die zweite Person dieses Spiels ist einer der aus dem Buddhismus bekannten weiblichen Engel, von der Art der persischen Peri, von Chamberlain, dem er-

sten Übersetzer, »Fairy« und danach auch von Re- von »Fée«, von uns »Himmelsfrau« genannt.
Es gibt übrigens noch neben der offiziellen Sammlung fünftausend weitere No, die aber großenteils nicht mehr aufgeführt werden. Auch die Ereignisse des zeitgenössischen Japan, der chinesische und der russische Krieg, haben noch einige No hervorgebracht.
Die Aufführung eines No dauerte ungefähr eine Stunde. Es wurden fünf bis sechs hintereinander gespielt. Darauf folgten regelmäßig die Kyogen (Tollstücke) als Intermezzi. Bereits die japanische Antike kannte in den Aufführungen den bäuerlichen (koreanischen) Tanz, Gaku, von dem chinesischen Togaku unterschieden. Die späteren Tollstücke wurden dann von besonderen unmaskierten Darstellern in gelben Hosen dargestellt. Der Chor fiel hier weg. Die Kyogen sind wirkliche Possen, mitunter auch zugleich Satiren gegen den Adel oder den buddhistischen Klerus. Sie sind gleichfalls anonym überliefert, in Europa fast ausnahmslos unbekannt geblieben und mitunter bei aller Primitivität von bedeutender Lebensnähe und komischer Kraft. Wir bringen die charakteristische Posse Sanin-Gatawa »Die drei Krüppel«.

Das Federnkleid (Buddhistisches Singspiel)

»Der Handelnde«: Ein Fischer
»Der zur Seite«: Eine Himmelsfrau
Der Chor
Eine Flöte und leise Trommeln

*

Der Fischer: Eilenden Windes
Mein Mihostrand. Und Segel gewendet,
Meervolks Gewimmel
Auf Wellenstraßen. Wie schön!

— Ich hier am Mihostrand, ich bin ein Fischer und heiß Hakurio.

Der Chor: Auf des Berges Zehnmeilenhöh dort
Türmte die Wolke sich nicht
Noch eben — ?
Durch Mondesscheibe nun glücklich
Ist die Feuchte zerstreut.
Wie schön, wie schön liegt der Meerstrand!

— Nun schon war Morgendunst. All die Unruhwellen jagend
An den Kiefernstrand, an das Frühlenzland.
Hoch droben auf Himmelsebne der Mond, verharrend

— O Land, Land, Genuß der Seele, du liegst zu Füßen dort dem armen Fischer!

Der Fischer: Vom föhrenbeschirmten Land
Auf den Strand schau ich hinab. Wie — ? Blumen kreiseln in der Luft-?
Es lassen In-stru-men-te sich hören-? Ein Himmels-Götter-Duft
Dringt überall ein!

— Und wie ich noch staune der Wunder,
Da hängt ein Glanzgewand am Ast.

— Ich will hintreten. Es anfühlen.

— Diese Farben! Diese Himmelswürze! Nein, das ist kein sterbliches Kleid!

— Nehm ich es fort? Den Alten unsers Dorfs es zu weisen?

— So sei du hinfort Hakurios Erb- und Familienschatz!

Die Himmelsfrau: Du! Dieses Kleid gehört mir!
Mit welchem Recht willst du es forttragen?!

Der Fischer: Welchem Recht? — Nun, ich hab es gefunden.
Finders Recht. Ich bring es nach Haus.

Die Himmelsfrau: Dies Kleid, einer Himmelsfraue Kleid
Darf kein Erdenweib anziehn. — Zurück damit
schleunigst auf seinen Platz!
Der Fischer: Ah! Einer Himmelsfraue Kleid!
Nun aber gewiß behalt ich's. Es bringt meinen
Kindern Glück.
Was sag ich! Ein Schatz für das ganze Japan!
— Nein, nein, das bekommst du nicht von mir wieder.
Die Himmelsfrau: Vogel ohn' Vogelkleid, wie soll
ich fliegen?
Kleidlose Himmelsfrau, wo nur mich wiegen?
— Du gibst es mir wieder, Fischer. — Ich bitte dich!
Der Fischer: O, solches Bitten kommt mir grad recht.
Die kennt nun den Hakurio schlecht.
— Der ist, Leute, von Geburt ein Lümmel.
— Ein Himmelsfedernkleid. Du, mein! Das wird
Hakurio fein verstecken.
Kein Mensch soll von uns wissen. — Lebwohl! —
Jetzt nehm ich es also.
Die Himmelsfrau: Die himmlische Ausgeburt,
Sinkt sie nicht hin ohn' ihr Schwingenkleid!
— Kein Kleid, nirgends ein Fortkommen!
Der Fischer: Ja, siehst du, du bist jetzt recht herunter. Grad eine Fischersfrau.
Die Himmelsfrau: Wohin? Kein Weg? Kein Himmel —
Der Fischer: Weil Hakurio nämlich das Kleid zurückhält.
Die Himmelsfrau: Dadurch ward ich kraftlos.
Der Fischer: Indes —
Der Chor: Indes — All vergeblich. — Perlentränensturz,
Haarblüten kraftlos

Sind ihr nicht — sind da nicht — schon die »Fünf Zeichen des Sturzes« sichtbar?
Jammernder Engelsanblick!
Die Himmelsfrau: So blick ich hin nach dem Himmelsland. Nun nebelt es.
Schon verlor ich den Pfad hinter den Wolken.
Der Chor: Fährst du gen Himmel, ihre Heimat, Erdengewölk?
Wie sie nun dich neidet!
Dringt dein Laut, Phönixweib, noch in ihr Gehör
Von Ferne? Eifersucht faßt sie!
Ach, sie wünschte sich nun, dieweil hörend ihr Gekreisch,
Sich Wildgans, niedrig verwandelt!
Taucher, Möwen, Luftschwärmer im Lüftemeer,
Wellen, schwellen. Und jetzt auch der Lenzwind
Senkte, und hebt sich. — Welch ein Elend!
Der Fischer: Ein Wort. — Ich kann deinen Schmerz nicht ansehn
Deiner Wangen. — Gäb ich wieder dir dein Kleid?
Die Himmelsfrau: Guter! O, gib es!
Der Fischer: Sogleich. — Also will ich es geben. Wenn —
Wenn du — sogleich — auf der Stelle —
— Jenen Tanz für mich tanzest, davon soviel ich hörte, der Himmelsfraun!
Die Himmelsfrau: O Freude, Glück der Heimkehr! Die Freude ja gibt
Den Tanz mir ein!
Einen Tanz will ich zurücklassen, der die Menschen in Himmel hebt.
Ein Tanz baute das Schloß des Mondes.
Den will ich tanzen, Euch, armen Menschen dieser Welt!
Doch wie könnt' ich tanzen ohne meine Flügel!

Gib mir meine Flügel, ich bitt dich.
Der Fischer: Ich versteh. Und hast du einmal deine Flügel,
Dann lebwohl schön Tanz und Flöte.
In den Himmel begibst du dich schleunig.
Die Himmelsfrau: So verdächtigt – irdischer Sinn.
Der Himmel, er kennt nur Wahrheit!
Der Fischer: Ich muß mich schämen. – Hier,
Bitte, nimm dein Kleid!
Die Himmelsfrau: So steigt die Jungfrau schnell in ihr Kleid:
Gebietet das Spiel des himmlischen Federnkleids!
Der Fischer: Wie der Wind in die Federn fährt!
Die Himmelsfrau: Meine Ärmel; die Blumen im Regen!
Der Fischer: Nun spielt sie –
Die Himmelsfrau: Nun tanzt sie schon!
Der Chor: Geburtsstunde, merket,
Des heiligen Suruga, Glanz der asumischen Jungfraunfüße.
– So tanze denn, tanze den Asumaschatz!

(Der Chor beschreibt in etwa hundert Versen den mythischen Ursprung des Tanzes.)

Die Himmelsfrau: Das Kleid, jetzt grünblau, wird es jetzt nicht himmelsfarb?
Der Chor: Scheint es nun nicht weißlich, Maitages-Dunst?
Die Himmelsfrau: Ja, der Jungfrau Kleid ist ohngleichen an Farbe wie an Duft.
Der Chor: Nun zur Rechten, nun zur Linken,
Überragt vom blühnden Haar,
Bewegt sie die Ärmel des Himmelskleides.

Nun zur Brust, nun zur Schulter,
Die Ärmel, zwei Vögel selber!
Immer neu, immer neu,
Schönste Mondenjungfrau,
Zum Himmel, zum Vollmond,
Bist du das Bild der Entrückung!

Gelübde, wohlgefällig; Friede den Menschen;
Gold, Silber, Achat, Azur, Perle, Korall,
Weithin säest du die »Sieben Schätze«!

— Doch sieh, doch schon
Schwand die Zeit, das Gut. Seine Schleppe
Breitet das Kleid, pfaunaugig steuernd im Seewinde.
— O, wie wir dich jetzt hoch über den Föhren sehn
unsrer Mihosbucht. Nun
Über Ashitakas Haupt, nun über dem Fuji selber!
— Nun aber sehen wir dich kaum noch. — Nun bist du
Vermengt dem Dunste
Der hohen Himmelsebne! — Nun leider
Bist du uns ganz entschwunden!

*

Die drei Krüppel

Die Gewohnheit, Krüppel zu halten, die dem modernen Menschen so sehr absurd und hier als ein »unmöglicher« Posseneinfall erscheint, findet sich bei vielen Primitiven. Ein Rest davon ist in dem christlichen Europa noch der Hofzwerg. In den Kyogen sind die Krüppel wohl aber Nachfolger echter »Zwergen«-Tänze.

—

Der Hausherr.
Der Blinde.
Ein Mann ohne Füße.
Ein Stummer.

Hausherr: Ich bin hier in dieser Stadt ein Hausherr. Heute will ich lauter Krüppel um mich haben. Ich weiß schon, weshalb. Ein Plakat soll das anzeigen. So, da ist es!
Blinder: Ich bin eigentlich ein Spieler hier in dieser Stadt. Seit einigen Tagen hab ich Mißgeschick gehabt. Mußte alle meine Möbel verkaufen, von Gold und Silber zu schweigen. Ich wußte nicht, wie ich über den Tag hinwegkomme. Doch dort über dem Berg (mit dem Finger dahin zeigend) sucht irgendeiner nach Krüppeln. Ich bin ja von Natur ganz gesund. Man sagt mir immer, daß ich die Augen überall habe. Na — so will ich einmal umgekehrt den Blinden spielen. — Ich hätte freilich besser aufhören sollen, als mir alle Leute es rieten. Nun kann ich schon nicht mehr zurück. Bin auf den Hund gekommen. Da bin ich jetzt. Will mich melden und den Blinden spielen. — Hier bitte.
Hausherr: Es ist jemand draußen. Wer bist du?
Blinder: Ein Blinder, gnädiger Herr, ist wegen des Plakats da.
Hausherr: Also du bist blind. Schön, sollst mich bedienen. Komm hierher.
Blinder: Dank schön. Ich bin so frei.

Mann ohne Füße: Ich bin eigentlich ein stadtbekannter Spieler. Da hab ich mit jungen Leuten gespielt, Möbel verkaufen müssen, von Gold und Silber ganz zu schweigen. Ich wußte nicht, wie ich über den Tag wegkomme. Doch da hinter dem Berg (mit den Fingern zeigend) sucht irgendeiner nach Krüppeln. Ich bin nämlich von Natur gar nicht verkrüppelt. Ich habe wundervolle feste Beine. Nun, so will ich heute zur Abwechslung einen ohne Beine machen. (Er tut es). — Natürlich habe ich Dummheiten

gemacht. Bin ganz auf dem Hund. Reue aber verspätet, ist unfruchtbar. Da bin ich jetzt. Also ein Mann ohne Beine. Hier, bitte!
Hausherr: Es ist wer draußen. Wer bist du?
Mann ohne Füße: Ich bin ein Mann ohne Beine. Komm wegen des Plakats.
Hausherr: Schön, du hast keine Beine. Du tust mir wirklich leid. Du sollst mich bedienen. Komm her!
Mann ohne Füße: Dankschön, Dankschön. Bin so frei.
Hausherr: Mach dir's bequem!
Mann ohne Füße: Dankschön. Dankschön, viel tausendmal.

Stummer: Ich bin eigentlich ein Spieler, ziemlich bekannt in dieser Stadt. Kürzlich habe ich mit andern gespielt. Hab Malheur gehabt. Mußte alles bis hinunter zu den Kleidern meiner Frau verkaufen, von Gold und Silber ganz zu schweigen. Kaum wußt' ich, wie ich über diesen Tag hinweg komme. Da hab' ich ein Plakat entdeckt, daß man Krüppel sucht hinter dem Berg. Ich bin nämlich ganz gesund von Natur. Man nennt mich überall einen Schwätzer. — Na — will ich zur Abwechslung mal einen Stummen spielen. Hab auch mein Stummen-Werkzeug mitgebracht. Der Himmel, so sagt man, läßt die Leute nicht umkommen. Komm ich an, so erhalte ich wenigstens ein Essen. Also einen Stummen nachmachen! Ich muß mit den zwei Bambusstäbchen anpochen.
Hausherr: Horch. Irgend jemand seufzt draußen. Wer bist du?
Stummer: A . . . a . . . a
Hausherr: Du bist stumm?
Stummer: A . . . a . . . a

Hausherr: Du sollst mich bedienen. Kannst du keinerlei Gewerbe?

Der Stumme zeigt, daß er sich aufs Bogenschießen versteht.

Hausherr: Du kannst Bogenschießen?

Stummer: A . . . a . . . a

Hausherr: Kannst du sonst noch etwas?

Der Stumme zeigt, daß er einen Speer werfen kann.

Hausherr: Du bist ein Lanzenschwinger? Schön, sollst ein hohes Gehalt bekommen.

Stummer: Dankschön . . . (hält sich den Mund zu).

Hausherr: Komisch, dieser Stumme hat zu reden begonnen! Aber wenn ein Stummer spricht, bringt es Glück. Du sollst mich bedienen, nimm Platz!

Stummer: A . . . a . . . a

Hausherr: Endlich hab ich Krüppel um mich. Ich will ihnen Arbeit zurücklassen. Und ein wenig ausgehen. Hallo, Herr Blinder!

Blinder: Bittschön. Bittschön.

Hausherr: Ich geh fort auf vier bis fünf Tage. Du sollst solang auf die Kleider aufpassen. Gib auch gut acht!

Blinder: Seien Sie ganz unbesorgt! Ich will gut aufpassen. Glückliche Reise.

Hausherr: Schön. Hallo, Herr ohne Beine! Ich verreise auf vier bis fünf Tage. Ich vertraue Ihnen mein Geld an. Geben Sie mir auch gut acht!

Mann ohne Füße: Seien Sie unbesorgt! Glückliche Reise!

Hausherr: Schön. – Hallo, Herr Stummer!

Stummer: A . . . a . . . a

Hausherr: Ich verreise auf vier bis fünf Tage. Du übernimmst den Keller.

Stummer: A . . . a . . . a

Hausherr: Ich bleibe nicht lange.

Hausherr ab.

Blinder: Verdammt langweilig, die Augen immer geschlossen zu halten. — Ob ich sie nicht ein wenig öffne?

Mann ohne Füße: Es tut mir weh, die Beine immer nach hinten zu halten. — Ob ich sie wohl ausstrecke?

Beide schauen einander an.

Blinder: Donnerwetter, bist dus?! Du bist gewiß wegen deiner jüngsten Pleite da?

Mann ohne Füße: Erraten. Aber, ich höre da jemand seufzen. Gehen wir hin!

Blinder: Schön, gehen wir hin! Wer mag das nur sein? Wir wollen ihn erschrecken.

Beide: Hallo!

Stummer: A . . . a . . . a

Beide: Zu spaßhaft!

Stummer: Also, ihr seid es! Ihr seid gewiß wegen eurer letzten Pleiten hier.

Mann ohne Füße: Natürlich.

Stummer: Wie seid ihr hergekommen?

Mann ohne Füße: Der da ist blind. Ich habe keine Beine, und du, wie bist du hergekommen?

Stummer: Seht, man nannt mich doch einen Schwätzer. So bin ich diesmal stumm.

Blinder: Ausgezeichnet. Du bist sehr gut stumm.

Stummer: Der Herr ist auf vier bis fünf Tage verreist. Hat er euch kein Geschäft hinterlassen?

Mann ohne Füße: Natürlich, natürlich. Jeder hat sein Geschäft. Der Blinde gibt acht, daß niemand seine Kleider stiehlt.

Stummer: Ausgezeichnet.

Blinder: Und du, was hast du zu bewachen?

Stummer: Den Keller.

Beide: Ganz ausgezeichnet.

Stummer: Also, paßt auf, was ich euch sagen will! Zuerst wollen wir den Keller aufmachen, der mir anvertraut ist und die Tonfässer austrinken. Dann wollen wir die Kasse aufmachen und ein Spielchen machen. Dann wollen wir die Garderobe aufmachen und uns die Kleider anziehn. Dann laufen wir schnell weg.

Beide andere: Wunderbar einfach.

Stummer: Also, kommt her! Öffnen wir zusammen den Keller!

Wttttttttttt... srasara... Die Tür ist offen.

Stummer: Erraten. Soviele Fässer... trinken wir. Heben wir hier den Deckel auf! Ach — feinster (Schnaps). Laßt euch einschenken! Trinkt doch, trinkt, trinkt!

Beide andere: Schenk ein! Das muß man verkosten. Das muß man trinken. Das ist feinster (Schnaps). Trink doch, Stummer!

Stummer: Jetzt will ich ein Lied singen.

Beide andere: Ausgezeichnet.

Blinder: Ich will selber nachschenken.

Stummer: Genug, genug. — Trink selbst, Blinder.

Alle drei singen.

Stummer: Das war ein Schnäpschen.

Mann ohne Füße: Tanz uns etwas vor!

Blinder: So will ich tanzen.

Beide andere: Wundervoll.

Blinder: Singt dafür etwas.

Beide andere singen. Blinder tanzt.

Stummer: Ich muß noch was zu trinken haben. Tanz du einmal, Mann ohne Beine!

Mann ohne Füße: Gleich tanz ich.

Beide andere: Sehr schön. Sehr schön.

Stummer singt. Mann ohne Füße
und Blinder tanzen.

Beide andere: Wundervoll. Jetzt tanze du, Stummer!
Stummer: Gleich will ich tanzen.
Alle drei verüben großen Lärm.
Hausherr (kommt mitten in den Lärm herein): Ich bin doch etwas unruhig, daß ich die drei Krüppel allein zurückgelassen habe. Aber das ist seltsam, und ich höre Lärm, wie von einem Bankett. Der Blinde hält die Augen offen — und der Stumme redet? Der Mann ohne Beine geht aufrecht daher? Ihr seid alle drei große Gauner!
Die drei Krüppel: Verdammt, er ist zurückgekommen. Was tun?
Stummer: Sie sind wieder da?
Blinder: A . . . a . . . a
Hausherr: Eben warst du doch blind, jetzt bist du stumm! Und du, Mann ohne Beine bist jetzt blind! Ihr Obergauner! Das laß ich euch nicht durchgehen!
Stummer: Verzeihen Sie doch, ich kann mich so gerade hinschleppen.
Hausherr: Du warst doch stumm und jetzt kannst du dich gerade so hinschleppen im Reden?
Stummer: A . . . a . . . a
Hausherr: Derweil redest du solch Zeug! He, ihr Gauner! Das laß ich euch nicht durchgehen!
Die drei Krüppel: Verzeihen Sie, bitte! Verzeihen Sie!
Hausherr: Nein, ich verzeih euch nicht.

*

DIE LITERATUR DER TOKUGAWA-EPOCHE, der Neuzeit Japans, ist in ihren charakteristischen wichtigsten Erzeugnissen bereits von den Fesseln der altjapanischen Überlieferung befreit. Entscheidend für ihren Charakter ist ihr neues Publikum: die Leser der Großstädte Kioto und Osaka. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wird das alte Japan zentralisiert, die in dauernder Fehde das Land zerfleischenden Daimyos, Barone, einer straffen Zentralgewalt unterworfen. Die großen Namen dieser Umwälzung sind Hideyoshi, der populäre Einiger Japans, und sein Nachfolger Jeyasu, der eigentliche Diktator in Krieg und Frieden und Umgestalter der Verfassung. Die Herrschaft der Ashikaga wird ersetzt durch ein neues Hausmeiertum der Tokugawa, die nun, bis zur Revolution des Jahres 1868, den Shogunat in festen Händen halten. Japan genießt eine 250jährige innere Ruhe als festgefügter Feudalstaat. Der Hof, der nach Yedo (dem heutigen Tokio) verlegt wird, wirkt auf den Adel und das Land ähnlich wie einst Versailles und Paris auf Frankreich, Yedo selbst wird zur Millionenstadt. Schon in die Frühzeit des neuen Shogunats fallen die Anfänge des Bücherwesens und der Buchdruckkunst, Kunst und chinesisches Wissen werden generell gefördert. Der Konfuzianismus dringt, in seiner neuen ausgebildeteren Gestalt der Philosophie der Sung-Zeit, in alle Kanäle des Staates und der Gesellschaft, der Buddhismus wird gleichzeitig zurückgedrängt in eine Art Volksreligion. Keramik und Seidenbau ernähren neue Schichten, der ritterliche Geist wird durch die »Hundert Gesetze« lebendiger halten. In den reich gewordenen Kaufmannsstädten Kioto und Osaka erwächst die Schicht der Chonin (Bourgeois), die bei bedeutender Ausbreitung des (von

Bonzen begründeten) Volksschulunterrichtes zu einer der lesehungrigsten Öffentlichkeiten werden, die die Kulturgeschichte kennt. Aber auch zahllose historische, geographische, politische und religiöse, philologische und archäologische, juristische und medizinische Arbeiten erscheinen jetzt neben Kommentaren zu den alten, vor allem chinesischen Klassikern, neben gelehrter und populärer Lyrik, und einer, nur mit dem zeitgenössischen Frankreich vergleichbaren, teils romantischen teils realistischen Romanliteratur und einer ganz neuen Volksdramatik. Das klassische Vorbild bietet auch weiterhin die chinesische Literatur der Sung-Zeit. Der Fujiwara Seigwa und der Jurist Hayashi Razan begründen schon um 1600 als Schüler des großen Chu-hi die neue Sinologenschule der Kangakusha als eine bereits von Anfang an offizielle Staatsphilosophie. Unter mancherlei Denkern und Sekten, deren Geisteskämpfe später so heftig wurden, daß die Regierung zu Ende des Jahrhunderts, gleich der chinesischen, jede nicht orthodoxe Schreiberei verbot, gewannen den größten Einfluß der Arzt und Pädagoge Kaibara Ekken (1630 – 1714) als Verfasser zahlreicher ethischer Schriften, der eigentliche Präceptor Nipponiae, dem die von uns abgedruckte jedenfalls eminent chu-hi-istische »Große Lehre für Frauen« zugeschrieben wird, und der geistvolle Arai-Hakuseki, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts allmächtiger Minister des Shoguns, ein Mann, der dreihundert gelehrte, größtenteils historische Bücher geschrieben haben soll (darunter auch einen dreibändigen »Bericht über die Westlanddinge«, unter anderem Gespräche mit dem römisch-katholischen Pater Sidotti). Hakusekis Schüler ist Muro Kyosu (Taubennest, wie er sich nach seinem frühern Landsitz nannte), der

Verfasser der Miszellaneen, sokratischer Dialoge des alten Philosophen mit seinen Jüngern. So herrschend diese sinologische Richtung auch war, so konnte sie doch das Aufkommen der japanischen Gegenbewegung der Wagakusha nicht hindern, die, wie so oft in der Geschichte, als romantisch philologische und religiös gefärbte Bewegung begann und schließlich in eine politische Umwälzung (Wiedererstarkung des solange machtlosen Mikado) auslief. Diese Japonologenschule wird begründet von dem Philologen Kitamura Kigin (1618-1705) und dem Bonzen Kaichu, der unter anderem das »Manyoshu« durch Kommentare zugänglich machte. Recht mittelalterlich gesinnt wird die Schule dann in der nächsten Generation des Shintopriesters Kada no Adsuma Maro und des Shinto-Priesters Kamo Mabuchi (1697-1769). Dieser romantisch lebende Gelehrte wirkte wie durch Beispiel und Schriften auch durch das lebendige Wort als Schöpfer eines von chinesischem Sprach- und Denkgut gereinigten, erneuerten Altjapanisch. Sein bedeutendster Schüler, aus dem Gebiet des uralten (auch in unserem Buche vielgenannten) Heiligtumes von Ise stammend, Motoori Norinaga (1730-1801), ist der eigentliche Erklärer des »Kojiki« und bereits als ein Reformator des Shintoismus anzusehen, den er zu einer philosophischen Religion aus einem buddhistisch beeinflußten Politheismus zu erwecken strebt. Die von seinem Jünger Hirata Atsutane (1776-1843) für orthodox anerkannten Riten und Traditionen bilden seit der Revolution von 1868 die offizielle Staatsreligion des Mikadoreiches. — Als Blütezeit dieser ganzen Epoche gilt aber die berühmte Genroku-Ära (um 1700), wo neben Ekken, Hakuseki, Kaichu usw. noch die Dichter Saikaku, Chikamatsu, Basho neben Malern wie Korin und Moronobu wirkten.

Die „Große Schule der Frauen"

Diese »Große Schule«, im Sinne von Chuhis »Kleiner Lehre«, Siao-Lioh, dem Katechismus Ostasiens, verfaßt, erscheint als ein Kabinettstück chinesischer und überhaupt strenger Gebundenheit, die von dem Moralkodex der europäischen Frau des Mittelalters und der Reformation mehr verschieden ist als von dem Alt-Japans. Sie ist aber auch aufgebaut auf ein ganzes System ältester volksreligiöser Anschauungen und Einrichtungen, auf die leider im Einzelnen nicht eingegangen werden kann. Die Vollendung des Ahnen-(Geschlechter-)Kultes und des damit innerlich identischen Patriarchats im fernen Osten ist hier ganz augenfällig. Die moralische und kulturelle oder auch nur intellektuelle Beurteilung einer solchen Schrift darf daher nicht zu oberflächlich und ohne nähere Kenntnisse unternommen werden. Wir glauben, diese Vorbemerkung vor allem den Leserinnen schuldig zu sein.

—

Die Kangakusha (Konfuzianer)

1. Ist eine junge Frau herangewachsen, so betritt sie das Haus eines Fremden, leistet Dienste dem Vater und der Mutter des Mannes. Weit mehr als ein Knabe muß sie daher die Lehren der eigenen Eltern aufnehmen. Lassen Vater und Mutter sie aus übergroßer Zärtlichkeit nach ihren eigenen Launen aufwachsen und kommt sie dann in das Haus ihres Gatten, wird sie den eigenen Willen haben und der Mann wird sehr unzufrieden sein. Auch ganz gerechte Vorwürfe des Schwiegervaters wird sie nicht ertragen, sie wird sich gegen ihn erzürnen, schlecht von ihm reden, die Beziehungen werden so selbst schlecht werden, schließlich wird man sie

mit Schande davonjagen. Vater und Mutter der jungen Frau werden sich die schlechte Erziehung nicht eingestehen wollen und nur von dem Gatten und dem Schwiegervater Übles denken. Mit Unrecht natürlich. Solche Verhältnisse kommen immer von der schlechten Erziehung her.

2. Bei jeder Frau ist Adel des Herzens wichtiger als äußere Schönheit. Hat eine Frau kein gutes Herz, so ist ihr Herz immer unruhig. Die Augen zeigen Schrecken an. Sie gerät in Zorn gegen die Umgebung, sie gebraucht derbe Worte, schwatzt beständig. Sie muß immer das erste Wort haben. Sie macht den andern Vorwürfe, ist mißgünstig, eitel, medisant. Man verlacht sie überall, sie aber hält sich in allem für die erste. Das alles steht im Widerspruch zur Schule der Frauen. Jede Frau soll liebenswürdig sein und sonst nichts, dabei nur gehorsam, reinen Herzens, feinfühlig und gelassen. So ist's in Ordnung.

3. Ein Mädchen soll von Kindheit auf die Trennung der Geschlechter beachten. Niemals, auch keinen einzigen Augenblick soll man sie gewisse leichtfertige Scherze beobachten und anhören lassen. Nach dem Gesetz des Altertums durften Männer wie Frauen sich nicht auf derselben Matte niederlassen, ihre Kleider nicht miteinander in Ordnung bringen, nicht miteinander baden, nicht einmal ein Ding von Hand zu Hand reichen. Geht eine Frau im Dunkeln aus, soll sie eine Laterne mit sich tragen. Nicht nur gegen die Fremden, auch gegen den eigenen Gatten und gegen die Brüder soll sie Distanz wahren. Heutzutage läßt man im Volke diese Regel unbeachtet und benimmt sich danach. Man zieht seinen Namen in den Kot, man berechtigt seine Eltern und Kinder zu Vorwürfen und zerstört sein eigenes Leben: Ist das nicht jämmerlich? Ein Mädchen soll niemals

einem Mann näher treten außer durch den Freiwerber und nach dem Wunsch der Eltern. So lehrt es der »Kleine Weg« (Chinas). Sogar mit Lebensgefahr soll sie ihr Herz gleich dem Metall, gleich dem Felsen verhärten und die Haltung bewahren. 4. Für eine Vermählte soll ihr Haus nur das Haus ihres Gatten sein. In China sagt man darum nicht, daß sie das Haus des Gatten »bezieht«, sondern dorthin zurückkehrt. Ist das Haus des Gatten gering und schlicht, soll sie es ihm nicht übelnehmen, sondern immer denken: »Diese Ärmlichkeit hat mir der Himmel wegen meiner frühern Sünden gegeben.« Einmal vermählt, soll sie das Haus nicht wieder verlassen, so will es der »Spiegel der Frauen«, so rät der Weise der Vorzeit (Konfutse). Verläßt sie diesen Pfad der rechten Frau und jagt man sie darum aus dem Hause, so verbringt sie ihr ganzes Leben in Schande. In dieser Richtung gibt es sieben üble Dinge der Frau, genannt die »Sieben Gründe der Scheidung«: »Soll einen Scheidebrief erhalten: das Weib, das den Eltern des Gatten nicht gehorcht, das Weib, das kinderlos bleibt (denn man nimmt eine Frau, um Kind und Kindeskinder von ihr zu erhalten. Immerhin, wenn die Frau nur ein gutes Herz hat, ein gutes Betragen, nicht eifersüchtig ist, soll man sie nicht zurückschicken. In diesem Fall braucht man nur ein Kind aus dem gleichen Geschlecht anzunehmen. Auch wenn man etwa ein Kind von einer Nebenfrau hat, muß man die Kinderlose nicht entlassen). Dann — so ein Weib unzüchtig ist, muß sie den Scheidebrief erhalten, — wenn ein Weib eifersüchtig ist — wenn sie eine böse Krankheit hat, wie den Aussatz. Auch wenn sie zuviel schwatzt.« Dann, wenn sie immer von allem hinredet ohne Rückhalt, werden die Beziehungen zwischen den Angehörigen bald

schlecht werden und das Haus in Unordnung geraten. Endlich noch das Weib, das zum Diebstahl neigt. Diese beiden Gründe der Scheidung finden sich bei dem Weisen. Eine Frau, die einmal vermählt und entlassen wieder heiratet, auch wenn der Gatte reicher und vornehmer ist, entfernt sich von dem »Rechten Weg der Frauen«, und dies ist die größte Schande.

5. Solange die Frau im eigenen Haushalt lebt, schuldet sie kindliche Ehrfurcht dem eigenen Vater und der eigenen Mutter. Einmal jedoch in das Haus des Gatten gekommen, hat sie den Schwiegervater und die Schwiegermutter noch höher zu halten als die eigenen Eltern. Sie hat sie zu lieben, zu achten, ihr Herz muß sich für sie in Kindesliebe verzehren. Frauen, ehrt also nicht eure eigenen Eltern mehr, schätzt euren Schwiegervater nicht gering. Die Frau soll auch niemals versäumen, dieselben des Morgens und des Abends zum Gruß aufzusuchen. Sie soll niemals im Dienst dieser Eltern nachlässig sein. Erteilt ihr des Gatten Vater oder seine Mutter einen Auftrag, so soll sie ihn ausführen, niemals sich weigern. Sie soll in zehntausend Dingen diesen Vater und diese Mutter befragen und ihren Ratschlägen gehorsam sein. Sogar wenn Schwiegervater oder Schwiegermutter euch hassen oder Übles von euch reden, sollt ihr nicht zornig werden und ihnen nicht gram sein! Wenn ihr ihnen trotzdem weiter kindliche Ehrfurcht bezeigt, ihr ihnen aufrichtig dient, werden sich die Beziehungen auch zum Schlusse verbessern.

6. Das Weib erkennt keinen Gebieter (Lehnsherrn). Sie muß darum ihren Gatten als ihren Gebieter anerkennen, ihn verehren und ihm achtungsvoll dienen. Niemals darf sie ihn geringschätzen oder gar geringschätzig behandeln. Ganz allgemein besteht

die Schule der Frauen im Gehorsam gegen den Mann. In Gegenwart des Gatten sollen ihre Züge und ihre Worte nur von Höflichkeit, Bescheidenheit und Sanftmut zeugen. Üble Launen, Ungehorsam, Hochmut, Trotz: alles das ist nicht in Ordnung. Das muß eine Frau vor allem im Auge behalten. Erteilt ihr der Gatte einen Auftrag, so soll sie davon nichts abhandeln. Bist du über etwas unklar, so frage den Gatten und gehorche ihm dann! Fragt der Gatte irgend etwas, so erwidere ihm korrekt! Jede leichtfertige Antwort begründet eine Unhöflichkeit. Gerät der Gatte in Zorn, so gehorche ihm mit Zittern, gerate nicht selbst in Zorn und widersetze dich nicht seinen Gefühlen (Willen)! Eine Frau muß den Himmel in ihrem Gatten sehen. Durch Entgegenarbeiten soll sie sich nicht dem Zorn des Himmels aussetzen. 7. Die Schwäger und Schwägerinnen sind die Brüder und Schwestern des Gatten: auch sie soll die Frau hochschätzen. Würde sie den Verwandten des Gatten verhaßt und redeten sie Übles von ihr, so würde sie auch dem Herzen der Schwiegereltern verhaßt werden, was nicht gut für sie selber wäre. Ist sie aber freundlich gegen die Verwandten, so führt dieses zum Herzen der Schwiegereltern. Auch der Gattin des älteren Bruders ihres Gatten soll sie liebenswürdig begegnen. Jedenfalls soll sie die beiden hochachten, nicht anders wie ihren eigenen älteren Bruder und ihre eigene ältere Schwester. 8. Niemals soll die Frau ihr Herz der Eifersucht hingeben. Neigt der Mann zu leichten Sitten, so soll sie ihn ermahnen, aber immer ohne eigene Aufregung oder Klage. Wird ihre Eifersucht zu groß, so werden ihr Gesicht und ihre Worte unangenehm und abstoßend. Ihr Gatte wird sich darum von ihr abwenden und sie verlassen. Ist der Mann ein Wüst-

ling, vergeht er sich des öfteren, bleibe weiter liebenswürdig und ermahne ihn mit sanfter Stimme! Hört er trotzdem nicht auf die Ermahnung, wird er gar zornig, überlaß ihn einen Augenblick sich selber, weise ihn, wenn sein Herz erst beruhigt ist, dann von neuem zurecht! Niemals aber widersetzt euch ihm mit harten Mienen und schneidender Stimme.

9. Sei zurückhaltend in deiner Rede und schwatze nicht! Niemals rede von dem Nächsten Übles. Hörst du selbst von einem andren Übles reden, so verbirg es in deinem Herzen, schwatz es aber nicht weiter! Verbreitet man erst üble Reden, so werden auch die Beziehungen der Angehörigen üble, des Hauses Frieden wird gestört.

10. Immer soll eine Frau auf ihrer Hut sein und um ihr Verhalten Sorge tragen. Des Morgens soll sie früh aufstehen, des Abends spät zu Bett gehen. Über Tag soll sie nicht schläfrig sein. Ihr Herz gehöre den Dingen des Hauses. Sie soll nicht ermüden zu stricken, zu nähen und zu flicken. Sie soll nicht viel Tee trinken noch Reiswein. Frivolitäten, wie Komödie, Volkslieder, Dramen soll sie nicht anhören. Wo viel Leute beisammen sind, dort soll sie nicht oft hingehen, wie zum Beispiel zu dem Tempel des Shinto und in die Tempel des Buddha. Dies solang sie nicht mindestens 40 Jahre alt ist.

11. Laß dich nicht verführen zu den Wahrsagerinnen, Zauberinnen und anderen! Lästre nicht die Götter und nicht die Boddhisattvas! Bete nicht ohne äußere Ehrfurcht! Erfüllst du getreulich deine irdische Pflicht, so werden auch die Götter und die Boddhisattvas dich beschützen und auch ohne Gebet.

12. Bist du die Gattin eines Mannes geworden, so behüte sein Haus getreulich. Ist die Haltung einer

Frau schlecht und leichtfertig, so zerschlägt sie den Haushalt. In allen Dingen sei sparsam und mache keine unnützen Ausgaben! Deine Kleidung, dein Getränk und deine Speise sei nach deinen Vorzügen! Niemals aber sollst du dich dem Luxus hingeben.

13. Zum Schmucke ihres Leibes soll sie die Farbe und Zeichnung der Gewänder, nichts auffällig wählen. Es genügt, an Leib und Gewändern rein und geziemend zu erscheinen. Auffällige Kleider, um fremde Blicke auf sich zu ziehen, ist eine Sünde. Lege nur das an, was deiner Bescheidenheit entspricht!

14. Eine junge Frau soll sich nicht in zu familiärer Weise ihren Verwandten, Freunden, Dienern ihres Mannes und überhaupt nicht jüngern Männern nähern. Die Trennung zwischen Männern und Frauen soll sie immer tadellos beachten. In keinem Falle darf sie an einen jungen Mann einen Brief richten.

15. Bevorzuge nicht deine Eltern gegenüber den Eltern deines Gatten! Zum neuen Jahre, an den großen Festen und so weiter erweise erst dem Gatten Ehrendienste und erst danach deinen Eltern! Ohne die Erlaubnis deines Gatten suche niemand auf und verlasse das Haus nicht! Mache ohne sein Wissen keine Geschenke!

16. Die Frau setzt das eigene Geschlecht nicht fort, sondern das Geschlecht ihrer Schwiegereltern. Sie soll also diese höher noch als ihre leiblichen Eltern stellen und ihnen alle Kindespflichten erfüllen. Nach ihrer Vermählung soll sie das eigene Elternhaus nicht zu häufig betreten. Gar erst an dritte Personen soll sie womöglich immer nur einen Boten schicken, anstatt selbst zu erscheinen. Ist ihr väterliches Haus reich, so soll ihr das nicht zu Kopfe steigen und sie sich dessen nicht rühmen.

17. Selbst wenn du ein zahlreiches Gesinde hast, be-

fasse dich selbst mit allem im Hause! So will es das Gesetz der Frauen. Die Kleider der Schwiegereltern soll sie nähen, das Essen herrichten, die Kleider des Gatten in die gehörigen Falten legen, die Matten fegen, die Kinder aufziehen, was schmutzig ist waschen. Halte dich also viel ans Haus und verlasse es möglichst wenig!

18. Mädchen in deinem Dienst verwende mit Vorsicht! Es sind leichtfertige Geschöpfe von schlechter Erziehung, unintelligent, von niederer Gesinnung, sie reden viel Derbes, sie bekümmern sich um alle Angelegenheiten des Mannes, der Schwiegereltern, der Schwäger und anderer Leute, um alles, was diese angehen kann und dir etwa nicht behagt, und sie reden davon übel in deinen Ohren, womit sie dir einen Dienst erweisen wollen. Hört eine Frau ohne Überlegung darauf, so gibt es Ärger im Haus. Da die Familie deines Gatten dir von Ursprung fremd ist, so wirst du dich leicht erregen, ungehorsam werden, die dir entgegengebrachte Liebe vergessen. Glaube also weniger den Worten deiner Mädchen und halte dich mehr an die zärtlichen Schwiegereltern und Verwandten! Schwatzt eine Dienstperson zuviel, ist sie schlecht, so entlasse sie auf der Stelle! Denn diese Leute sind die Ursache häuslicher Zwistigkeiten und Verwirrung: eine wirklich böse Sache. Auch wirst du, wenn du solche niedere Personen verwendest, noch andere Unannehmlichkeit erfahren. Und wenn du sie immer wieder ausschiltst, ihnen ihre Fehler vorhältst, wirst du nie zur Ruhe gelangen, immer in Aufregung sein, ebenso wie dein Haus. Findest du also an ihnen etwas Schlechtes, so weise sie ein oder das andere Mal zurecht, mache sie auf Fehler aufmerksam, die kleinen Vergehen jedoch übersieh gänzlich! Im Herzen magst du Mitleid mit ihnen ha-

ben, nur nach außen kehre die strenge Miene hervor, damit sie nicht träge werden! Hast du Gelegenheit, ihnen etwas zuzuwenden, so zeige dich nicht geizig. Sei aber auch nicht zu freigebig gegen unnütze Leute, bloß darum, weil du an ihnen Gefallen findest!

19. Die Übel, die von einem schlechten Herzen der Frauen kommen, sind die folgenden: unbescheidener Eigensinn, schneller Zorn, Klatschsucht, Eifersucht, geistige Kurzsichtigkeit, Beschränktheit. Diese fünf Übel weisen unter zehn Frauen sieben oder acht auf. Die Frau steht darum unter dem Manne, sei also behutsam und werde in diesem allem möglichst besser. Denn alle diese fünf Übel entstehen vor allem aus der Kurzsichtigkeit des Weibes. Das Weib ist ein Wesen von negativer Substanz, der Schatten des Lichts, diese Substanz ist nächtlich dunkel. Infolgedessen ist das Weib im Vergleich zum Manne beschränkt. Sie begreift nicht einmal das einfachste, was ihr unter den Augen liegt. Sie begreift nicht, was zu verurteilen ist. Sie begreift nicht, was dem Mann oder den Kindern Unglück bringen muß. Dagegen beklagt sie sich über ganz harmlose Leute, beschimpft sie, verflucht sie. Oder sie ist neidisch auf die anderen und will für sich selbst oben hinauf. Dabei aber wird sie allen verhaßt und peinlich und hat nur noch Feinde. Sie begreift dann noch immer nicht, ein wirklicher Jammer. Bei der Kindererziehung schwimmt sie in lauter Zärtlichkeiten und erzieht darum schlecht. Da sie also nun einfältig ist, soll sie in allem Bescheidenheit üben und dem Manne gehorchen. Nach altem Gesetz beließ man ein neugeborenes Mädchen drei Tage lang auf dem Estrich. Das geschah, weil der Mann gleich dem Himmel ist und die Frau gleich der Erde. Sie lasse also in allem dem Manne die Vorhand und befasse sich erst nach

ihm damit. Ist unter deinen Handlungen und an dir etwas Gutes, so rühme dich dessen nicht! Hast du etwas übel getan und wird es getadelt, so bestreite es nicht, trachte statt dessen, deinen Fehler zu bessern und nicht zu wiederholen! Verspottet man dich, so mußt du deshalb nicht in Zorn geraten und trage vielmehr auch das in Furcht und Geduld! Wenn eine Frau also gesinnt ist, so werden die Beziehungen der Gatten immer besser werden. Sie werden lang leben und dauernd glücklich sein. In ihrem Hause wird Frieden sein.

20. Alles dies muß man die Frauen schon von Kindheit auf lehren. Schreibe dieses regelmäßig nieder. Gib es deiner Tochter zu lesen, daß sie es nicht vergesse. Die Männer von heute geben ihren Töchtern eine ungeheure Menge von Kleidung und Hausrat mit, dafür sollten sie sie lieber dieses Gesetz lehren, das wäre ein Schatz für das ganze weitere Leben der Tochter. Ein altes Wort besagt: ein Mann gibt gar leicht eine Million Kupferstücke für die Aussteuer seiner Tochter aus, er gibt nicht leicht hunderttausend für die Erziehung aus. So ist es. Und so mögen es die Väter von Töchtern in Erinnerung behalten.

*

Arai Hakuseki

(Aus dem „Buch der glühenden Scheite")

Der Mann, der mein Vater war, verlor seine Mutter mit vier Jahren, seinen Vater mit neun Jahren. So wußte er nicht viel von seinen Eltern zu sagen. Diese hießen Kageyu, die Großmutter war Tochter eines gewissen Someya. Alle beide starben zu Shimotuma in Hitachi. Unser Name Arai stammt von den Minamoto von Kodsuke (dem Geschlecht der Hausmeier aus dem 10. Jhdt.). Der genannte Someya war aus

dem Haus der Fujiwara von Sagami. Warum sie nach Hitachi verzogen, dieses hab' ich von irgend jemandem erfahren, doch weiß ich nicht, ob von dem Vater selbst. Der Vater erzählte: »Mein Vater büßte sein Leben ein und hielt sich in diesem Landstrich verborgen. Er hatte große Augen, einen starken Bart, sein Gesicht war von schrecklichem Ausdruck. Als er starb, hatte er noch kein weißes Haar. Zum Essen bediente er sich regelmäßig schwarzgelackter Stäbchen mit Schwertlilien darauf, nach dem Speisen legte er die Stäbchen beiseite. Meine alte Amme erzählte mir auf Befragen, daß der Vater in der Schlacht einmal einen hervorragenden Kopf abgeschnitten und in das Feldlager des Führers gebracht habe. Der Feldherr sagte: »Ihr seid müde, nehmt, esset hier!« und er gab ihm sein eigenes Essen zusammen mit den Stäbchen. Dies war damals eine außerordentliche Ehre, und er trennte sich von den Stäbchen nicht mehr. Diese Geschichte hörte ich noch als kleiner Knabe. Wann und wo diese Schlacht geliefert wurde, und wer der Feldherr war, ich weiß es nicht.

*

Im Herbste meines achten Lebensjahres nach der Entfernung des Herrn Tobe (des Lehnsherrn) lehrte man mich die Schönschrift. Gegen Ende des Winters kam er zurück, und ich diente ihm wie zuvor. Im Herbste des folgenden Jahres, als er wieder in seine Provinz ging, teilte er meine Zeit ein und gebot mir, dabei alltäglich dreitausend Lettern und allabendlich noch eintausend dazu zu schreiben. Im Winter an den kurzen Tagen ging die Sonne unter, und ich hatte meine Aufgabe noch nicht vollendet. Dann trug ich mein Täfelchen auf die gegen Westen liegende Veranda und schrieb dort bis zu Ende. Abends, wenn

ich die Schrift durchsah, konnte ich nicht mehr gegen meine Müdigkeit ankämpfen. Ich beschloß also, zwei Wassereimer auf der Veranda aufzustellen. Wurde ich zu sehr schläfrig, so zog ich mein Kleid aus und übergoß mich mit dem einen Eimer, danach kleidete ich mich wieder an und setzte meine Arbeit fort. Dank dem kalten Wasser blieb ich wieder einige Zeit frisch. Allmählich aber wurde ich wieder warm, und mich schläferte aufs neue. Dann verwandte ich den zweiten Eimer. Mit Hilfe dieser zwei Güsse konnte ich meine Pflichten fast immer erfüllen. Es war dies im Herbst und Winter meines neunten Lebensjahres. Mit der Zeit schrieb ich auch schon die Briefe meines Vaters an seiner Stelle in schicklichen Formen. Im Herbst meines elften Jahres gab man mir die Auszüge aus dem ‚Teikinorai'. Im elften Monat hieß man mich dies Werk innerhalb zehn Tagen sorgfältig abschreiben, dann band man es zu einem Buch und zeigte es dem Herrn Tobe. Dieser rühmte mich sehr. Von meinem vierzehnten Jahre an besorgte ich dann nahezu seinen ganzen Briefwechsel.

*

Aus dem »Archiv nach Lehensbriefen«

(Wie Itakura Shigemune Recht sprach)

[Shigemune war Statthalter von Kioto im siebzehnten Jahrhundert]

Das Ansehen dieses Beamten und seinen Ruhm auf Erden kann man nicht leicht schildern. Ich beschränke mich daher auf das Entscheidende. Ich setze eine Tatsache hierher:

Seit seiner Ernennung suchte Shigemune täglich den Gerichtshof auf. Er verneigt sich zuvor in dem gegen den Sonnenuntergang gelegenen Gang, dann tritt er

ein. Dort stellt er die Teemühle vor sich, läßt sich hinter eine Papierwand nieder und spricht und fällt seine Urteile, immer zugleich den Tee persönlich zerreibend. Man fand dies erstaunlich, doch man konnte ihn nicht gut danach befragen. Erst nach Jahren fragte ihn jemand nach dem Grunde und erhielt zur Antwort: »Warum ich gerade in dem Ostgang mein Gebet verrichte? Ich neige mich vor den Göttern Atagos (Berg bei Kioto und Verehrungsstätte des vor Brand schützenden Feuergottes). Unter den unzähligen Götterscharen sind die Götter von Atago besonders berühmt durch ihre göttliche Macht. Ich beuge mich vor ihnen und bitte sie um eines: Laßt Shigemunes Herz bei der Urteilsfällung gerecht sein! Wenn aber nicht in allem und jedem, so nehmet ihm zur Strafe das Leben. Dieses Gebet habe ich jeden Tag gesprochen. Ferner dacht ich: Wenn die Urteile eines Mannes nicht klar sind, so muß sein Herz von einer Leidenschaft bewegt sein. Tadellose Männer können vielleicht ihre Leidenschaft zurückdämmen, doch Shigemune ist nicht so. Ich stellte darum fest, ob mein Herz unruhig oder ruhig sei, dadurch, daß ich selber den Tee mahlte. Sooft mein Herz ruhig und selbstgewiß ist, ist es auch meine Hand, und die Mühle läuft gleichmäßig, der gemahlene Tee wird ganz fein. Ich weiß dann, daß auch mein Herz nicht zittert, und ich fälle mein Urteil. Warum ich hinter einem Papiervorhang verhöre? Weil man unter Menschengesichtern peinliche sowie angenehme findet, offene und verbissene, Gesichter von allerlei Art. Die Aussagen eines Menschen mit offenen Zügen machen auf uns Eindruck der Wahrheit; die eines böse aussehenden aber den der Lüge, so gerecht seine Sache auch sein mag. Einem sympathisch Aussehenden glaubt man seine Klage aufs Wort, während man einem widrig Aussehenden ohne

weiteres unrecht gibt. Nämlich, noch ehe solche Leute gesprochen haben, war unser Herz schon von den Augen beeinflußt, und dann haben wir in unserem Herzen schon das Vorurteil gesprochen. Wenn wir dann die Sache verhandeln hören, so finden wir genügend Gründe, um sie uns entsprechend zurechtzulegen. Und doch gibt es vor dem Richter ganz abscheuliche Menschen von angenehmem Aussehen sowie angenehme unter jenen, deren Äußeres abscheulich ist; es gibt Lügner unter den Aufrichtigen, Aufrichtige unter den Quenglern, und was gibt es denn nicht alles!

Das Herz des Menschen ist nicht leicht zu erforschen, wir dürfen ihn niemals nach seinem Gesicht beurteilen. Ja, vormals urteilte man nach der Farbe (dem Aussehen) der Leute. Solche Urteile konnten nur von ganz Untrüglichen gefällt werden. Ein Mann wie Shigemune hat sich zu oft von dem Augenschein täuschen lassen. Davon abgesehen, fürchtet sich jeder Mensch vor dem Gerichtshof. Wie sehr erschrickt man erst vor dem Manne, der ein Recht über Leben und Tod hat. Da bringt man seine Sache nicht ordentlich vor, und man wird darum vielleicht wie für ein Verbrechen oder ein Vergehen bestraft. Besser also, daß Richter und Angeklagter sich gegenseitig nicht ins Gesicht sehen. Aus diesem Grunde habe ich die Scheidewand anbringen lassen.«

*

Muro Kiuso

Der Greis und der Baum (Parabel)

Diese Parabel, innerhalb unserer Kultur schon in der Antike bekannt, mag als sprechendes Beispiel eines eigentlich chinesischen Geistes östlicher Weisheit hier stehen, und übrigens gleich der Geschichte des

Shigemune auf Seite 309 mit ihrer geistreichen Form an die, noch zu wenig untersuchten, Einflüsse Sinojapans auf das Europa der Aufklärung erinnern. Ein gewisser gemeinsamer Zug der Zeit zeigt sich wie im Mittelalter so auch unter anderem im achtzehnten Jahrhundert in Asien wie in Europa.

Zur Zeit der Kwanei (1624/1643) gelangte der Shogun eines Tages auf der Falkenjagd in die Gegend von Yanaka. Er jagte zu Fuße und blickte sich zur Rechten und zur Linken um, dabei geriet er in die Umfriedung des Tempels. Ein Bonze von etwa achtzig Jahren stand dort in dem Garten und pfropfte mit eigenen Händen ein Reis. Das Gefolge des Shogun war noch zurück, zwei oder drei Leute waren nur zu seiner Seite. Der Bonze erkannte also die vornehme Persönlichkeit nicht und schenkte ihr keine Beachtung. »Mönch, was tust du da?«, fragte der Shogun kurz. Der alte Mönch, etwas erstaunt über diese Art, erwiderte ebenso: »Ich pfropfe.« Der Shogun bemerkte lächelnd: »In Eurem Alter pfropfen! Ihr wißt ja nicht, ob Ihr das Aufkommen des Baumes noch erleben werdet! Die Mühe lohnt sich wahrhaftig.« »Wer seid Ihr?«, erwiderte der alte Bonze, »daß Ihr zu mir so leichtfertige, oberflächliche Reden führt. Überleget etwas besser! Wenn ich heute diese Bäume pfropfe, so werden sie zur Zeit meiner Nachfolger schon hochgewachsen sein. Dann wird ein dichter Wald den Tempel beschatten. Was ich tue, das tue ich für den Tempel, nicht für mich.«

Der Shogun verwunderte sich über solche Treue und sagte: »Was Ihr sagt, das ist wörtlich wahr.« Indessen kamen die Männer des Gefolges einer nach dem andern mit den zahlreichen Geräten, geschmückt mit dem Wappen des Shoguns (drei Haselwurzblättern,

dem bekannten Wappen der Tokugawa). Als der alte Mönch dies sah, flüchtete er erschreckt in das Innere des Tempels. Der Shogun aber rief ihn zurück und ließ ihm zahlreiche Geschenke überreichen.

Wie dieser alte Mönch, so handelt auch der Greis (gemeint ist der Verfasser, der immer in der dritten Person von sich spricht). Trotz seiner hohen Jahre und seiner Schwäche gedenkt er, solange er am Leben ist, seine klassischen Kenntnisse (in der chinesischen Philosophie) zu vertiefen, sie den Menschen zu übermitteln und zahlreiche Werke zu hinterlassen. Sind diese imstande, die wahre Weisheit zu vermitteln, vermögen sie auf irgendeine Art den Weg (des Buddha) zu erleichtern, so wird der Greis auch nach seinem Tode noch am Leben sein. Wie sagte doch jener alte Dichter: »Wenn auch der Leib in Staub zerfallen, sind doch die Knochen noch da.« Nicht mehr begehr' auch ich. Ich strenge mich nicht an, berühmt zu sein. Begreife du mein Herz und nutze es!

*

Die Wagakusha (Nationalen)

Kamo Mabuchi

(Vom Altjapanischen)

(Aus den »Betrachtungen über den Geist des Schrifttums«, Buniko)

Die Menschen der Vorzeit sangen, sooft sie etwas in ihrem Herzen trugen, mit lauter Stimme: das war die sogenannte Uta. Wenn sie irgend etwas Auffälliges mit ihren Augen ersahen oder mit ihren Ohren vernahmen, drückten sie, was sie dabei dachten, durch eine Reihe von Worten aus, den sogenannten Tataegoto (Essay), welches man (in China) Fumi nannte. Derart kommt die Uta aus dem Innern, das Tatae-

goto aus dem Äußeren. Durch diese beiden Werkzeuge gaben die Menschen ihre Gedanken in allen Lagen wieder. Die Herzen der Menschen wurden so beruhigt, der Götter Werke gepriesen, auch die Beziehungen von Kaiser und Untertanen geordnet; alles war aufs beste bestellt. In dieser alten Zeit waren aber schon die Worte des täglichen Umgangs reizvoll; darum auch die Uta und die in dieser Umgangssprache verfaßten Tatae-goto. Allmählich begann man nun für die Uta und Tatae-goto gewählte Worte zu nehmen, so entstanden die anmutigen Erzeugnisse unseres Schrifttums. In einem Gleichnis: man liebt die duftenden Bäume und Kräuter von entzückenden Farben, man liebt aber die schlecht singenden Vögel und Insekten (Zikaden) nicht. So ist das menschliche Herz. Man soll also, was man zu sagen hat, auf anziehende und angenehme Art sagen. Nicht anders hat unser erhabener Ahn, der Himmelsgott (mit Ehrfurcht sei es gesagt!), die Erhellung des ewigen Himmels angeordnet, als er den gewaltigen gütigen Befehl erteilte. Nicht anders auch die erhabenen Himmelssöhne (mit Ehrfurcht sei es berichtet!), die Tausende der Menschen mit ihren erlauchten glanzvollen Erlassen zu begnaden geruht. Die in unserem schönen Lande Geborenen mögen also unsere Sprache schätzen lernen.

Motoori Norinaga

(Aus den kritischen Studien)

In China lebte ein gewisser Sonko, der die Bücher sehr liebte. Seine Familie war unbemittelt, darum konnte er kein Öl kaufen Also las er nachts beim Schein der Schneefälle. In China gleichfalls liebte ein gewisser Shain das Lesen ebenso sehr. Auch er

war arm, des Sommers studierte er beim Licht von Glühwürmchen, die er sammelte. Das sind zwei hochberühmte alte Geschichten, die jedermann kennt. Und gar manche haben diese Leistungen in Versen besungen.

Trotzdem sind diese beiden Geschichten nach seiner Meinung nur Märchen, wie sie die immer zur Ausrufung ihres Ruhmes geneigten Leute jenes Landes zugerichtet haben. Dieses sind meine Gründe. Hätte jemand kein Geld für Öl gehabt, so brauchte er nur zu dem Nachbar zu gehn und bei ihm zu lesen. (Solche gesellige Lektüre ist in Japan alter Brauch; man vergleiche die märchenschwätzenden »Spinnstuben« der Europäer, oder insbesondere die »Schule« der Juden und andern Orientalen.) Wenn er aber durchaus keine Lampe ausleihen konnte, so wäre das Mondlicht jedenfalls weit heller gewesen als das Licht von Schneeflächen oder von Leuchtkäfern. Überdies sind die Jahreszeiten, wo es Schnee und wo es Leuchtkäfer gibt, nur kurz. Lasen sie also in den ganzen Monaten, wo sie weder Schnee noch Leuchtkäfer hatten, überhaupt nichts? Ich muß da wirklich darüber lachen.

*

Abfahrt nach Yoshino

(dem in der ganzen klassischen Dichtung gefeierten Kirschblütenort)

Dieses Jahr, das neunte der Meiwa-Zeit, war für mich ein sehr gutes Jahr. Ich wollte die Kirschbäume aufsuchen, von denen »die Guten, gut zusehend, Gutes redeten«! (zitiert aus dem Manyoshu.) Schon seit etlichen zwanzig Jahren trug ich mich mit der Absicht dieser Bergfahrt. In einem jeden Frühling war ich immer wieder verhindert, und dieser Wunsch wurde

alt in meinem Herzen. Ich schütterte mein Herz, beschloß, in diesem Jahr unter allen Umständen zu reisen. Die Reise ist nicht groß, und der Vorbereitungen sind nicht viele; und doch war mein Herz unruhig. Am Abend vor der Abreise schnitt ich frühzeitig Hanf (für Weihebänder, die »Nusa«) und ich tat sie in die (für sie bestimmte) Tasche. Auf die Tasche wurde das folgende Gedicht geschrieben:

Nehmet, ihr
Mit Blütenbrokat
Reich beschenkten Götter,
Doch gnädig die Frühlingsgabe,
Um die mein Herz sich abgemüht!

(Das Gedicht ist eine Variation des auf Seite 108 abgedruckten klassischen Kokinshugedichtes). — Es war zu Beginn des Keim-Mondes, und im ersten Grauen des fünften Tages, noch in der Dunkelheit, brach ich dann auf ... (Aus dem ‚Tagebuch', Sugegasa Nikki)

*

Tanka

(Das berühmteste Gedicht des Autors)

(Das »Kissenwort« Shikishima, von nicht ganz sicherer Bedeutung, heißt etwa »Inselnausbreitend«.)

Was ist das Herz
Von Yamato,
Shikishima?
Blüte der Bergkirsche ist es,
Süß duftend im Morgenlicht.

*

Hirata Atsutane (Aus einer Vorlesung)

Die Bedeutung des Autors liegt, wie ausgeführt, vor allem auf religiösem und kirchenpolitischem Gebiete, sowie in seinem Vorkämpfertum für das Mikadotum, weshalb er noch 1841 von der Regierung

der Shogune verbannt und mit einem Verbot jeglicher Veröffentlichung belegt wurde.

In den beiden Vorlesungen, von heute u. s. w., will ich mit einigen kurzen Worten die Dichtung Japans behandeln. Jedermann sollte Gedichte verfassen und auf diesem Wege die menschliche Natur studieren. Man soll diese Gedichte aber im Stil der Dichter des Manyoshu machen, sich um die zeitgenössischen Vorbilder nicht weiter kümmern. Ich will Ihnen jetzt die Ansichten des Alten von Sudsunoya auseinandersetzen (Motooris, auch des »Alten vom Glöckchenhause«) zusammen mit der der andern »Lehrmeister vor mir, und dazu mit meinen eigenen Ansichten. — Unter den auf kaiserlichen Befehl erfolgten Sammlungen haben sie das »Shinsendsaishu« (Neue Sammlung aus Eintausend Jahren, Nambokuchozeit). In dieser steht ein Gedicht des Fujiwara Noboyushi:

O, in dieser Welt
Ein Blatt (Wort) zu hinterlassen
Gleich dem Blatte auch nur
Der Zwergbambus an dem Ufer
Des Teiches!

Der Dichter wollte damit dem Kummer eines tatenlosen Lebens Ausdruck verleihen. Er dachte daran, ein Gedicht oder ein Essay zu hinterlassen, das der Nachwelt sein Gedächtnis aufnötige. Nichts anderes meint ein Gedicht im Zokushuishu (»Nachlese der Sammlung sämtlicher Überbleibsel«, Kamakura-Zeit) ein Gedicht von Tamba no Tsunenaga Ason:

Ich bin nur ein schlichter
Knecht,
Und doch begehr ich, für ewig
In den Wolken
Den Schall meiner Spur.

Er wollte also trotz seiner niederen Umstände so ausgezeichnete Verse abfassen, daß er allgemein gerühmt werde! — Diese genannten Gedichte sollen uns den Mut geben, die Dichtkunst wohl zu studieren. Trachten Sie diese Gedichte auswendig zu können und sagen Sie sich dieselben immer vor! Dank der Herzenstiefe dieser beiden Dichter wurden sie auch beide in die kaiserlichen Sammlungen aufgenommen. Sie sind auf diesem Wege bis auf uns gekommen, und sie werden wohl so lange wie Himmel und Erde dauern. Männer aus dem Volk und einfache Frauen können so durch ihre Dichtungen ihren Namen in der Welt und bis zu den Ohren des Mikado hin verbreiten. In den anbefohlenen Sammlungen der einzelnen Aeren, wie im Kokinshu, findet man viele einfache Frauen und sogar Frauen von zweifelhaftem Rufe, als Dichter. Und sie alle haben das Glück eines so lang wie Himmel und Erde währenden Namens. Von denen abgesehen, die keine Begabung (Neigung) zur Gelehrsamkeit mitbringen, können wir alle durch wertvolle Schriften oder durch das Abfassen wahrer Dichtungen einen Namen hinterlassen.

Der Roman

Der erotische Roman

Bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bringt die japanische Neuzeit nur Geschichten wie schon das Mittelalter hervor, die altertümlichen Volksbücher (Otogo-zoshi) und Kriegsgeschichten, die Bilderbogen (Emakimono), Parabeln und Geister- und Geniengeschichten von chinesischer Art, aber auch zahlreiche Übersetzungen (darunter als erstes europäisches Werk die, vermutlich von einem Missionar aus dem Holländischen übertragenen »Isopu Mono-

gatari«, Fabeln des Äsop). Daneben wächst eine realistische Novelle empor, und 1682 erscheint der erste große und epochemachende erotische Roman »Ein Wüstling« (Koshoku Ichidai Otoko) des

Saikaku

aus Osaka, eine realistische Erneuerung des alten, in der japanischen Literatur klassischen Genji-Themas, ein Buch, das wie einst das Kinpingmei in China wirkte, so daß der Autor alsbald zwei Fortsetzungen lieferte. Schon in diesem Erstlingswerke war ein neuer, die Umgangssprache mit dem Klassizismus und dem Pathos des älteren Japanisch verbindender Stil gewagt, der danach in den weiteren Büchern des Dichters »Ein wollüstiges Weib« (Ichi-dai onna) und »Fünf Freudendamen« seine eigene Klassizität erreichte. Saikakus Bücher brachten geradezu eine erotische Woge ins Land und wurden darum, wenn auch erfolglos, verboten. Saikaku schrieb dann noch einen scheinbar moralisierenden »Großen Spiegel der Männerliebe«, eine Satire gegen die ritterlichen Lebemänner, schließlich eine Anzahl bürgerlicher Romane und Novellen; Jishu und der berühmte Bohemien Kiseki, für den großen Hachimonjia-Verlag Novellen im Stile Saikakus, sowie die berüchtigten Schauspieler- und Dirnenanekdoten (Hyobanki). Saikaku hat übrigens als echter alter Meister sehr vieles von Schülerhand ausführen lassen. Diese erotische, gelegentlich pornographische, Literatur herrscht dann in den Kaufmannsständen zwei ganze Menschenalter hindurch: in dem ritterlichen Yedo noch länger als in Osaka, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zuletzt in den ebenso beliebten wie berüchtigten »Büchern des Raffinements« (auch einfach »Hefte« Ko-bon genannt). Erst im

neunzehnten Jahrhundert wendet man sich den romanhaften Liebesromanen zu, den Ninjobon (Gefühlsbücher), wie dem »Frühlingszauber entzaubernden Pflaumenkalender« oder dem »Garten von Tatsumi in Blütenpracht« von dem Dichter Shunsui (1789 bis 1842). Übrigens wurde auch diese Gattung im Jahre 1842 verboten.

*

Aus dem „Wüstling"

»Ich habe alle Freudenviertel der weiten Welt besucht; mein Leib ist vom Vergnügen ausgemergelt, und diese Welt hat folglich keinen Reiz mehr für mich. Ich habe keine Eltern, keine Kinder, kein Weib. Ich denke nach und spreche zu mir selber: Du hast dich ohne Ende in die sinnlichen Genüsse gestürzt, bist in der Finsternis zwischen Welt und Hölle umhergeirrt und hast nicht erkannt, daß dein Leib sich in deinem Leibe verzehrte, wie das Feuer auf dem Herde erlischt. Im nächsten Jahre trittst du in die Sechziger ein, in einen neuen Wirbel. Du bist so alt, so taub geworden, daß du kaum noch das Geräusch des Wagens hörst, auf dem du fährst, seitdem deine geschwächten Beine dir den Dienst versagen. Du kannst nicht einen einzigen Schritt tun, ohne dich auf deinen Maulbeerstock zu stützen. Ach, wie das alles erbärmlich und lächerlich ist! Und nicht nur mit dir allein ist es so. Auf die Haare der Weiber, mit denen du dich vergnügtest, ist der weiße Reif gefallen; ihre Stirnen sind wie deinige von tiefen Runzeln durchfurcht. So vergeht nicht ein Tag, an dem du nicht vor Ärger ersticken möchtest. Die kleinen Mädchen, die du ehemals, den Sonnenschirm in der Hand, auf der Schulter trugst, sind herangewachsen: sie sind brave Hausfrauen geworden und

bilden die Lust ihrer Männer. Was gibt es Wechselvolleres auf der Welt als das Leben? Bis heute hast du noch kein einziges Samenkorn für dein Glück im künftigen Leben gesät. Wenn du stirbst, wird dich der Teufel verschlingen. So denkst du, und du möchtest dein Verhalten ändern, aber du findest, daß es zu beschwerlich und zu anstrengend ist, auf dem Heilswege des gnädigen Buddha zu wandeln. Ach, wie elend ist doch das Lebensende! Komme, was da kommen will!«

*

Aus der „Dirne"

... Irgend jemand sagt einmal: Ein schönes Weib ist wie eine Axt am Leben. Gewiß, ihr Blütenanblick vom Morgen muß sich in den dürren Zweig des Abends verwandeln, da kann ihr niemand helfen. Aber sehr töricht bleibt darum doch jeder, der sein Leben frühzeitig der Leidenschaft aufopfert wie einem grausamen Sturm am Morgen.

Immer aber gibt es solche junge Leute. Ich erinnere mich noch: eines Frühlings hatte ich in Saga im Westen der Hauptstadt ein Geschäft. Auf der Überfahrt über den Umedsu — die Ufer blütenübersät — traf ich einen jungen Menschen an, bleich. Er dachte offensichtlich daran, sein Leben wegen Liebe zu beschließen, seinen Vater zu seinem Erben zu machen. Er sagte zu einem nahen Gefährten: Könnte ich doch so lange leben wie dieses Flüßchen hier, das strömt ohne Ende! Der Freund sprach darauf verwundert: Aber ich möchte lieber in ein Land ohne Frauen gelangen. Ohne Schmerzen. Dort könnte ich still dahin leben.

Diese beiden jungen Leute sahen das Leben jeder auf seine Art an. Zur Zeit aber wanderten sie beide

den Bergpfad gegen Norden. Begierig, was sich mit ihnen zutragen würde, ging ich hinter ihnen her. Nach einigen Stunden kamen wir zu einer Höhle, umwachsen von Knieholz, von Lespedezien und anderm Buschwerk. Das Dach, besät mit welkem Blattwerk vom letzten Herbst, hatte man mit den lebenden Fäden des Kugelfadens geheftet. In der Stille war nur eine nahe Quelle sprudelnden Wassers zu vernehmen. Ich lugte ins Innere — wer nur da drinnen konnte allein wohnen? Ich sah eine alte Vettel. Ihr Haar war dreifach aufgeknotet, weißer Reif lag oben drauf. Ihr Kleid war seiden, gefüttert, von himmelblauer Farbe mit zwei Reihen Chrysanthemum bestickt. Trotz ihres Alters erschien sie noch schön. Man konnte sich ohne weiteres vorstellen, wie sie zu ihrer Zeit die Jünglinge gequält hatte! Über dem Eingang war auch wirklich eine Schrift zu lesen auf einer niedergelassenen Rolle: »Letztes Haus der Wollust«. Ich fühlte, wie mein Herz mir schon entflohen war, dort hinein vorausgeeilt. Ich kam ganz nahe. Ich beobachtete die beiden Jünglinge. Sie pochten nicht erst lang, vielmehr traten sie unangemeldet bei dem Eingang ein. Die Greisin empfing sie mit einem Lächeln. »So, man kommt immer noch mich zu besuchen? Gibt es doch draußen so viel frische Blüten, wozu im Gebirge den dürren Zweig besuchen? Seit sieben Jahren schon leb ich außer der Welt. Daß es Frühling wird, merk ich nur daran, daß die Pflaumbäume erblühn, Winter ist, wenn der grüne Berg sein Schneegewand anzieht. Ich seh keinen Menschen auf der Welt. Was wollt ihr hier von mir?« — Darauf sagte der Gefährte: »Mich quält die Liebe — und Eine, die ich nicht nennen mag. Ich hab' erfahren, daß auf diesem Berge eine ältere Dame wohnt, die sich aus-

kennt. Ich möchte Euch um Rat aus dem Schatz Eurer Erfahrung gebeten haben.« Er reichte ihr dazu eine Schale Wein. Die Alte war damit völlig zufrieden. Sie plärrte irgendwelch Liebeslied zu den Saiten. Dann begann sie, wie traumbenommen, ihre ganze abenteuerliche Geschichte zu erzählen...

*

Sie ist eine vorzeiten hochberühmte Kurtisane aus vornehmer Familie. Am Hofe des Shogun erzogen, hat sie frühzeitig einem jungen Mann das Leben gekostet. Darum aus der Gesellschaft verjagt, wird sie bald eine Kokotte, ohne Gewissen, raffiniert und allbegehrt, der zahllose Opfer fallen. Auch um alle Mutterschaft hat sie sich gebracht. Alt geworden, gänzlich verarmt, vertauschte sie, auch noch von Gewissensbissen gefoltert, ihr Elend am Ende mit der Stätte der Büßerin.

*

Der romantische Roman

Die Volkshistorien von legendärem und romantischem Inhalt entwickelten sich währenddessen zu den durch ihre Holzschnitte anderweitig hervorragenden »Bunten Büchern« (Kusa Zoshi). Die (übrigens durch Holzschnitte reich illustrierten) Lesebücher (Yomi-hon) sind dagegen mehr moralisierend. Auch diese Büchlein entwickeln sich zur Romanform. Echt japanisch sind die geschichtlich-romantischen Jitsuroku mono (Echten Berichte), anonyme Volksbücher; Unterhaltungsbücher die Gokan-mono. Doch wird die ganze Flut der realistischen und romantischen Erzählungsliteratur im 18. Jhdt. immer unübersehbarer.

Aus den „Ruhmvollen Urteilen"

Das Ooka Meiyo Seidan (die »Ruhmvollen Urteile« des Ooka Tadasuke Echisen no kami, Statthalters

von Edo in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) ist das berühmteste unter den anonymen »Echten Berichten«. Das erste »Urteil« entscheidet den Fall des Tenichibo, einer Art von falschem Demetrius, eines Bonzen, der sich für den Sohn des Shogun Yoshimune ausgab, wofür er bei den Kaufleuten Kiotos und Osakas hinreichende Unterstützung fand. Er vertrat also offenbar irgendeine bedeutende Schicht oder wenigstens Interessengruppe. Die vom Shogun eingesetzte Untersuchungskommission wagte keine Anzweifelung, bis der genannte Ooka für sich allein den Chunagon Tsunasada, Herrn von Mito, das Haupt einer der drei Shogunfamilien, in die Angelegenheit zog. Tenichibo wurde dann zugleich mit seinen bedeutendsten Anhängern hingerichtet.

—

Der »Chunagon« Tsunasada verwunderte sich nicht wenig und fragte: »Welch eine wichtige Angelegenheit kann das denn betreffen? Gewiß ist etwas von Bedeutung vorgefallen. Laß Echisen im Empfangszimmer Platz nehmen, ich komme im Augenblick.« Ein Samurai führte ihn also hinein. Der hohe Herr saß dort im Nachtgewand. Echisen (Oaka) begrüßt ihn von der Schwelle aus. Der hohe Herr richtet an ihn das Wort: »Tretet näher, Echisen.« Echisen nähert sich um einige Schritte und verbeugt sich nochmals. »Ich bedaure unendlich, daß ich Euch bei Nacht stören muß. Doch es handelt sich um eine hochwichtige Staatssache. Ihr seid sehr gnädig, mir trotz Eures Leidens Gehör zu verstatten.« Der Herr Tsunasada erhebt sich von seinem Platz: »Es ist vielleicht frevelhaft, eine wichtige Staatssache in dieser Kleidung anzuhören. Doch verzeiht mir, Echisen, haltet es meiner Krankheit zugute!« Echisen beginnt zu sprechen mit schuldiger Achtung: »Gewiß ver-

nahmt Ihr schon die Ankunft des Herrn Tenichibo in seinem Schlosse Isu Yatsuyama. Er wurde eingeladen in das Schloß des Herrn von Isu, um dort seine Persönlichkeit festzustellen. Man hat nun dort beschlossen, daß in Anbetracht der gewissen von ihm vorgelegten Beweise eine Zusammenkunft mit dem Shogun unverzüglich veranstaltet werde. Indessen habe ich ein wenig die Wissenschaft des Prüfens studiert, und so hab' ich das Gesicht des Herrn Tinichibu dort im Empfangsraum des Herrn von Isu aus der Entfernung betrachtet. Ich fand zwischen seinem Auge und der Wange ein gewisses schlechtes Zeichen, das darauf schließen läßt, er habe immer Abenteuer im Sinn. Alsdann entdeckte ich noch einen roten Streif quer über die Pupille. Das ist ein Zeichen, daß der betreffende Mann durch das Schwert umkommen wird, und zwar innerhalb von dreißig Tagen. Ein Mann, der diese furchtbaren Kennzeichen aufweist, kann nicht gut ein Nachkomme des erhabenen Shogun sein! Man muß zugeben, die von ihm vorgebrachten Beweisstücke sind echt. Doch der sie vorgebracht, der muß deshalb noch nicht echt sein. Ich bat also meine Vorgesetzten, mich die Angelegenheit überprüfen zu lassen, man gewährte mir dies nicht. Heute morgen begab ich mich in das Schloß und erbat mir die Überprüfung von dem Shogun durch Vermittlung des Herrn Statthatters von Ise. Doch die Vaterliebe war stärker, und man gebot mir, mich in meinem Hause aufzuhalten, zuerst wegen Geringschätzung meiner Vorgesetzten, und zweitens, weil eine bereits entschiedene Sache nicht wieder neu geprüft werden dürfe. Ich habe darum beschlossen, mich umzubringen, falls die Zusammenkunft morgen stattfindet: Denn wenn der Mann erst nachher als Betrüger erkannt wird, so ist es zu spät. Die licht-

volle Justiz der Regierung erscheint dann verdunkelt und wird zum Gespött. Darum bin ich hier in Euer erhabnes Haus gekommen, trotz des Shogunwortes und -Verbotes, meine eigene Schwelle zu überschreiten. Falls Ihr meine Bitte nicht aufzunehmen gedenkt, werde ich mich also töten mit Hinterlassung eines letzten Willens. Man wird ihm zufolge die Person dieses Mannes nochmals prüfen, und die Zusammenkunft wird bis auf weiteres nicht stattfinden. Ich bin also in Eurem erhabnen Schlosse als einer, der nicht mehr am Leben ist.« Der Herr Tsunada, als er dies vernommen hatte, erwiderte: »Echisen, deine Hingebung rührt mich. Du hast dich in dieser Angelegenheit vorzüglich benommen. Diese Sache von allgemeiner Tragweite ist wichtiger als meine Krankheit. Ich werde sogleich am Morgen in das Schloß gehen und selber mit dem Shogun sprechen. Verhalte dich ruhig und bleibe auch weiter achtsam! Überbringt dir jemand den Befehl, dir den Bauch zu eröffnen, noch ehe ich den Shogun gesprochen habe, so weise den Befehl zurück! Weigere, dich dem Befehl Entschließung zu unterwerfen, sooft es not tut, solange du von mir keine Mitteilung hast! Nicht du wirst dann den Anordnungen des Shogun ungehorsam sein, vielmehr ich allein. Sei also unbesorgt!« Der Herr Echisen verließ auf diese gütigen Worte hin mit Freudentränen das Schloß.

*

Santo Kyoden (1767-1848)

ist der erste Hauptmeister des historischen Romans. Seine von wildem Kriegsgeschrei erfüllte Dichtung »Inadsuma-Boyoshi« mag hier in der Analyse von Karl Florenz als Beispiel der Gattung dienen:

*

»Kumode, die zweite Frau des kränklichen, alten Fürsten Sasaki, und dessen ehrgeiziger, verschlagener Haushofmeister Fuwa Do-ken spinnen Intrigen, erstere und ihr eigenes Söhnchen an Stelle des Erbprinzen aus erster Ehe zu setzen, letzterer, um sich selbst zum Fürsten zu machen. Der Erbprinz hält sich als Kammerherr am Hofe des Shoguns Yoshimasa in Kyo-to auf und wird von Banzaemon, Dokens bösem Sohn, in der Absicht ihn zu verderben, zu liederlichem Lebenswandel verleitet. Der Erbsohn nimmt die Sängerin Fujinami zur Nebenfrau, zu der auch Banzaemon eine sträfliche Neigung faßt. Dieser wird deshalb vom Erbprinzen verbannt und von Nagoya Sansaburo, dem ehelichen Sohne des getreuen Vasallen Nagova Sanzaemon, auf Geheiß seines Herrn mit einer Sandale ins Gesicht geschlagen (große Schande, Motiv aus dem Drama Kagami-yama). Hierauf Racheplan des schurkischen Banzaemon. Auf Wunsch des Shoguns holt Sansaburo ein hundert Krabben darstellendes Rollbild des berühmten Malers Kose no Kanaoka (Engi-Ära) einen Erbschatz der Sasaki-Familie, nach Kyoto, aber in einer stürmischen Nacht wird es von dem in Geldnot befindlichen Vasallen Hasebe Umpachi gestohlen. In derselben Nacht wird auch die Sängerin Fujinami, als sie sich aus dem Zimmer des Erbprinzen nach ihrem Zimmer begibt, von einem treuen Diener des Fürsten, Sasara ermordet, weil dieser in ihr die Ursache zum Ruin des Prinzen sieht und durch den Mord seinen Herrn zu retten glaubt. Der Verdacht beider Taten fällt auf Sasara, der mit seiner Familie in eine andere Provinz flüchtet, dort einsam lebt und sich Namuemon nennt, weil er für das Seelenheil der unschuldig getöteten Fujinami immer das Gebet »Namu Amida-Butsu« (der volkstümlichen Amida-Buddhasekte) rezitiert.

Dem Haushofmeister Fuwa Doken gelingt es nunmehr, den Erbprinzen so zu verleumden, daß er vom Fürsten enterbt und verstoßen wird. Auch des Prinzen rechte Frau und sein Söhnchen Tsukiwakamaru sollen beseitigt werden. Der Abt Raigo wird Dokens Helfershelfer dabei. Er läßt die beiden durch seine Rattendämonen quälen, welche die Verfolgten im Schlafe stören und auf ihnen herumklettern; Raiga selbst erscheint in Gestalt einer großen Ratte. Sansaburo aber hilft ihnen, hält nachts Wache und verwundet Raigo durch einen Schwertmesserwurf an der Stirn (Motiv aus dem Drama Senhai-hagi). So ist der erste Versuch, Mutter und Kind zu Tode zu quälen, vereitelt. Nun wird ein zweiter Versuch mit zur Verhexung gebrauchten Puppen gemacht. Die Intriganten legen zwei Puppen in einen Kasten mit einer Bittschrift an die Götter, daß sie Kumode und ihren Sohn sterben lassen möchten. Die Verhexungsformel ist in der Handschrift der Prinzgemahlin geschrieben, und der Kasten wird in einem Winkel des Schloßgartens vergraben. Kumode stellt sich nun krank. Reigo wird zum Wegbeschwören der Krankheit gerufen, diagnostiziert die Verhexung, man läßt nach dem vermuteten Zauber graben und findet den Kasten. Fuwa Doken schickt eine Häscherbande aus mit dem Befehl, die Prinzessin und ihren Sohn zu töten, aber beide werden gerettet, letzterer durch Sasara. Der alte Nagoya indessen, der sich gerade in den Palast begeben wollte, um sich das Leben der Prinzessin und Tsukiwakamarus zu erbitten, wird von Banzaemon und Genossen irrtümlich für Sansaburo gehalten und getötet. Daraus erwächst für letzteren die Pflicht der Blutrache.

Der Anführer der Häscherbande kommt Tsukiwakamaru auf die Spur und fordert von Asara dessen

Kopf. Sasaras Sohn möchte sich für den Herrn opfern. Er beleidigt deshalb seinen Vater absichtlich, so daß dieser ihn mit dem Schwert zusammenhaut. Der tödlich Verwundete klärt die Sache auf, spielt vor dem Sterben auf der Biwa-Laute noch die Episode aus dem Heike Monogatari, in welcher Kumagai Naozane den Atsumori tötet (und durch die Auslieferung seines abgeschnittenen Kopfes statt des Kopfes Tsukiwakamarus wird somit das Leben des letzteren gerettet [Terakoya-Motiv]). Zu dieser Zeit hatte Sasara auch das gestohlene Krabben-Kakemono bei einem Althändler aufgefunden. Damit der Vater es kaufen und dem ehemaligen Herrn bringen könne, verkauft er Sasaras Tochter mit Zustimmung der Mutter in ein Bordell, und mit dem Sündengeld wird das Bild erworben. Sasara begibt sich auf die Suche nach dem verstoßenen Erbprinzen, und es werden noch viele staunenswerte Dinge erzählt. Nur über die Rache Sansaburos an Fuwa Banzaemon sei noch berichtet.

Banzaemon und vier Freunde verkehren viel in Gojo-zaka (Bordellviertel von Kyoto) in ein und derselben Tracht, nämlich in Kleidern mit Inazuma-Muster (Wetterwolken-Muster), was darauf berechnet war, Sansaburo anzulocken. Sansaburos treuer Diener Shikazo hört davon, und um sie auf die Probe zu stellen, erscheint auch er in einer sehr auffälligen Tracht mit dem Wappen Sansaburos in Gojo-zaka. Zwischen ihm und einem der Freunde Banzaemons kommt es zu einem Saya-ate, das ist Schwertscheiden-Zusammenstoß. Die Kurtisane Katsuragi, einst die Verlobte Sansahuros, aber von ihrer bösen Mutter ins Bordell verkauft, tritt dazwischen, und nachdem Banzaemons Freund sich entfernt hat, lädt sie Shikazo zu sich ein und bittet ihn, seinen Herrn ein-

mal zu ihr schicken. Sansaburo folgt der Einladung. Sie teilt ihm mit, daß an einem gewissen Tage Banzaemon und seine Freunde nach Gojo-zaka kommen und bei Tagesanbruch am folgenden Morgen wieder fortgehen würden. Sansaburo lauert ihnen auf, tötet die ersten vier nacheinander, dann den fünften in einer Sänfte getragenen, den er für Banzaemon hält, und schneidet diesem den Kopf ab. Dabei findet er am Gewande des Getöteten einen Brief befestigt, liest ihn gleich und erkennt auch, daß er den Kopf Katsuragis in der Hand hat. Der von Katsuragi geschriebene Brief berichtet, daß sie Banzaemons Halbschwester (von einer Konkubine Dokens) sei und sich opfere, weil Banzaemon sie aufgefordert habe, ihm Gelegenheit zu geben, Sansaburo zu töten. Nach Hause zurückgekehrt, legt Sansaburo den Kopf Katsuragis auf den Butsudan (Buddha-Hausschrein) und betet. Da kommt von unten zwischen den Matten eine Schwertspitze mit heftigem Stoß zum Vorschein (Motiv wie im Drama Asagao, Wirtshausszene). Sansaburo tut, als ob er schwer verwundet sei, und hält sich ganz still; da kommt der unter dem Fußboden verborgene Banzaemon hervor, um dem Feinde vollends den Garaus zu machen. Kampf und Tod Banzaemons. In Trauer über die Ermordung seiner Verlobten und daß er den verschollenen Erbprinzen nicht ausfindig machen konnte, will Sansaburo sich töten. Da kommt zur rechten Zeit der berühmte Taktiker Umezu Kamon, dessen Vater Sasakis Vasall war, tröstet ihn und verspricht, ihm und dem Prinzen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er hat den Abt Raigo festgenommen, dieser wird mit Doken und Kumode konfrontiert, worauf die Bösewichter bestraft werden und die Guten gedeihen.

Im Suibodai, dessen Hauptperson der Bonze und

große Sake-Trinker Ikkyu ist (obgleich Bonze, ißt er auch Fische und verkehrt im Freudenviertel), treten die Geister von Doken, Kumode, Banzaemon und seinen Freunden auf, um Sansaburo und Genossen zu quälen. Das Krabben Kakemono, das schon im vorigen Roman Wunder wirkte, indem die hundert Krabben aus dem Bild hervorkrochen und eine dämonische Schlange zerstückelten, welche sich um Sasaras Tochter gewunden hatte und durch nichts wegzubannen war, übt aber auch hier seine Wunderkräfte.

Kyokute Bakin

Schon Kyoden wird eine ungeheure Phantasie und Leichtigkeit nachgerühmt. Ihn übertrifft noch bei weitem sein Schüler Bakin (1767 bis 1848, Pseudonym für Takidsawa Kai), der Balzac des fernen Ostens, unter dessen Namen zweitausend Bände umlaufen. Bakin gilt als größter Meister der Sprache. Doch wohnt seinen Werken eine ausgesprochen konfuzianische Tendenz von etwas buddhistischer Färbung, also eine Art Stoik inne, die noch über seine hervorragende dichterische Bedeutung hinausreicht und ihn zu einem repräsentativen Schriftsteller macht. In ihm ist vielleicht ganz Japan erhalten mit seinen chinesischen und nationalen Ursprüngen, und alle mythenbildende und heldenschaffende Phantastik einer halb barbarischen, halb überfeinerten reichen Kultur. Von seinem berühmtesten Werke, der großartig und kühn geistig konzipierten »Geschichte der acht Hunde«, sowie von seinem »Musobyoe kocho Monogatari« drucken wir unten die stoffliche Analyse von Karl Florenz und eine weitere Probe nach Revon ab. Nahezu die gesamte ungeheure japanische Erzählungsliteratur ist bis heute unübersetzt und praktisch

unübersetzbar, wie ihre chinesischen Vorbilder. Bakins umfassender Geist griff auch zur Satire, zur chinesischen Literatur, die er vielfach übersetzte, so wie er auch im allgemeinen als Herausgeber noch nebenher tätig war.

—

Die Geschichte der acht Hunde (Hakkenden)

Der Fürst Satomi Yoshizane im Lande Awa wird plötzlich von Anzai Kagetsura, der ihm bisher Freundschaft geheuchelt hat, überfallen und in seinem Schlosse belagert. Schon sieben Tage fehlt es an der nötigen Nahrung, da erblickt der Fürst, im Garten umherwandelnd, seinen treuen Hund Yatsubusa und spricht zu ihm: »Wenn du meiner Gunstbezeugungen gedächtest, so würdest du den feindlichen Heerführer töten und uns vom Tode erretten. Willst du es versuchen?« Da der Hund den Herrn ansieht, als verstände er ihn, streichelt der Fürst seinen Kopf und sagt: »Wenn du es vollführst, so sollst du immer schönes Futter bekommen!« Da der Hund mit diesem Angebot nicht zufrieden scheint, fährt er fort: »So will ich dir ein Amt geben oder ein Gebiet abtreten, und wenn das noch nicht genug ist, will ich dir meine Tochter Fuse-hime geben.« Dies schien den Hund zu befriedigen. Er lief schnell davon, und als der Fürst und seine Krieger eben ihre Henkersmahlzeit einnehmen wollten, brachte der Hund plötzlich den Kopf des feindlichen Führers herbei, den er in der Nacht totgebissen hatte. So wurde der Fürst von seinem gefährlichen Gegner befreit, dachte aber nun keineswegs im Ernst daran, sein Versprechen zu erfüllen. Darob war der Hund sehr zornig, denn er war kein gewöhnlicher Hund. Der böse Geist einer vom Fürsten zum Tode verurteilten Dirne namens Tamazusa war nämlich in ihn

gefahren und trieb ihn zu seinen Handlungen, um am Fürstenhause Satomi Rache zu nehmen. (Das Motiv des Hundes als Stammvater findet sich jedoch, ohne jeden weiteren Erklärungsversuch, auch in der ältesten chinesischen Legende. Es hat für den ethnologisch Gebildeten nichts weiter Verwunderliches.)

»Der Haushund Yatsubusa legte sich dicht bei der Prinzessin Fuse-hime nieder, die eben tief in Lektüre versunken war. Der Hund wollte gar nicht von ihr weichen, trotzdem mehrere Kammermädchen alle Mittel erschöpften, ihn aus dem Zimmer hinauszujagen. Weder Prügel noch Lanze konnten ihn wegtreiben. Je mehr man sich bemühte, desto wilder wurde der Hund. Funken sprühten aus seinen großen Augen, als ob es blitzte, sein Knurren dröhnte dumpf, wie wenn der Donner hinter den Bergen rollte, seine knirschenden Zähne und sein giftiger Rachen gaben ihm ein so schreckliches Aussehen, daß man vor Furcht nicht wagen konnte, in seine Nähe zu kommen. Endlich erschien der Fürst Satomi, der Vater der Prinzessin, eine Lanze in der Hand. Nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte, befahl er den Kammermädchen und Dienern, welche nach ihm hereinkamen, wegzubleiben. Nun stürzte er auf den Hund los und suchte ihn zuerst durch Bedrohung mit der Lanze hinauszutreiben. Aber nein, alle seine Drohungen waren umsonst. Er heulte sogar nur um so lauter und war im Begriff seinen Herrn anzufallen.« Vor Ärger rot, hob der Fürst nun an: »Du böser, schlauer Dämon! Es ist eine fruchtlose Mühe, einem solchen vernunftlosem Tiere zuzusprechen. Doch du erkennst wohl deinen Herrn, der seit siebzehn Jahren dich ernährte. Welche Wohltat ist größer als diese siebzehnjährige sorgliche Pflege

und Ernährung? Kannst du diese Wohltat nicht anerkennen, so sollst du durch diese Lanze fühlen, wie groß des Herrn Gunst gewesen ist.« Damit streckte er die Lanze vor, um ihn zu durchbohren. Die Prinzessin Fuse-hime erhob sich rasch und trat vor den Fürsten: »Warte doch noch einen Augenblick, mein lieber Vater! Soll das die Handlung eines Fürsten sein, daß er einen Hund schilt und tötet, wie ein Schlächter zu tun pflegt? Ich habe dir etwas zu sagen: »Bitte, schenk ihm das Leben!« — Satomi entgegnete: »Deine Mahnung ist mir unbegreiflich. Frisch heraus, was hast du zu sagen?« — Fuse-hime wischte sich die Tränen ab, welche ihre schönen Augen befeuchteten, und strich ihre Kleidung zurecht: »Von alten Zeiten her rühmte sich jede weise Regierung eines verehrten Fürsten, daß unter ihr jeder Dienst belohnt und jede Missetat bestraft werde. Ja, Belohnung und Strafe bilden auch jetzt noch die wichtigsten Handlungen einer Regierung. Wenn Tat und Arbeit nicht belohnt und Vergehen und Missetaten nicht bestraft werden, so wird der Staat in Unordnung geraten. Denn wer möchte in einem solchen Staate arbeiten! So habe ich hier ein Beispiel: »Wer hat den Kopf deines unüberwindlichen Feindes geholt, als unsere Festung beinahe von ihm zerstört worden wäre? Wie ängstliche Anstrengungen haben wir damals gemacht, um unser Schloß gegen den Feind zu verteidigen! Wer war der Retter, der uns aus diesem trüben unglücklichen Zustand erlöste? Sowohl unsere ganze Familie, als auch dreitausend streitbare Männer haben ihr Leben nur diesem einzigen Retter zu verdanken. Nun, wer ist dieser Retter? Der Retter ist kein anderer als dieser Hund. So einen großen Dienst hat uns dieser Hund geleistet! Und nun soll ihm mit dem Tode vergolten

werden? Warum ihn so grausam behandeln? Meinst du nicht, daß er dann das unglücklichste Wesen sein würde?« — Satomi hörte ihr ungeduldig zu: »Ich kann dich nicht verstehen. Seit er den Feind vernichtete, ernannte ich einen Mann zum Hundepfleger, der sich nur um ihn zu bekümmern hat. Leckerbissen und gewählte Essenzen werden auf seiner Tafel aufgetragen. Sein Lager, worauf er sitzt und schläft, ist ganz mit seidenen und gestickten Tüchern bedeckt und mit den feinsten Federn ausgestopft. Kann das nicht die höchste Belohnung genannt werden, die ein Hund, ein Tier von seinem Herrn zu erhalten vermag.« — Fuse-hime sah den Vater an und sagte: »Du hast mich ein chinesisches Sprichwort gelehrt: ‚Das Wort eines Fürsten ist wie Schweißtropfen'. Ja, eines Fürsten Rede und Wort muß immer ernst und wahr sein und darf nie nachträglich zurückgenommen werden, wenn es einmal ausgesprochen ist. Ach, mein Vater! Als wir von Kagetsuras starker Heeresmacht belagert waren, da hattest du versprochen: ‚Wenn du das Haupt Kagetsuras als Beute bringst, so kannst du die Hand meiner Tochter bekommen! Obgleich das bloß ein Scherz gewesen sein mag, so hat der Hund doch alsbald auf deinen Befehl mit Erfolg des Feindes Haupt geholt. Wie durftest du dein Versprechen unerfüllt lassen? Denke dir einmal, daß er ein Mensch wäre? Wer kann sich damit zufrieden geben, nur mit Nahrung und Kleidung belohnt zu werden, nachdem er einen heißen Kampf auf Leben und Tod bestanden und unschätzbare Beute heimgebracht hat? Allerdings ist er ein Tier und kein Mensch. Doch er hat bestanden, was kein Mensch bestand. Er hat mehr getan, als irgendein Mensch damals vollbringen konnte. Es ist ein seltsamer Vorfall, daß ein Hund eine so

große Tat vollbrachte. Nur ein Hund von solch seltsamen Eigenschaften kann es wagen, sich um ein Menschenweib zu bewerben. Ich meine, daß dieser Hund wirklich ein Recht hat, mich von deiner Hand zu fordern. Es ist jetzt deine Pflicht, daß du jenes Versprechen erfüllst. Ich sehe keinen andern Ausweg, als daß ich mich dem Hunde überlasse. Ach, Vater! vergib, daß ich mit einem Hunde mein ganzes Leben zubringen will. Ach, in der weiten Welt gibt es kein zweites so armes und unglückliches Wesen wie mich, die ich den Vater verlassen und einem Hunde angehören muß.«

Der Fürst wirft hierauf die Lanze zu Boden und argumentiert selber, daß ein Herrscher die von ihm gegebenen Gesetze nicht übertreten dürfe, weil sonst auch die Untertanen die Gesetze nicht achten und zu Aufruhr schreiten würden. Er habe zwar nie die Absicht gehabt, dem Hunde seine Tochter zu überlassen, müsse aber freilich sein Wort erfüllen. Er erinnert sich des Ausspruchs eines alten Wahrsagers, daß ein Fluch auf der Tochter ruhe, und glaubt an Schicksalbestimmung. Die Prinzessin hält nun dem Hund eine Predigt über die Ungleichheit zwischen ihr und ihm. Obgleich man sonst nur unter seinesgleichen heirate, wolle sie trotzdem mit innerlichem Widerwillen das Versprechen ihres Vaters erfüllen. Sie betrachte es als ihr Schicksal. Wenn er sie aber je begehre, so würde sie ihn sofort mit ihrem Dolche erstechen und dann sich selber töten. Dagegen, wenn er den Unterschied zwischen Mensch und Tier beachte, so wolle sie ihn als guten Führer betrachten, der sie zur Erlösung aus dem Fluche geleite. Unter der Bedingung wolle sie ihm überallhin folgen. Der Hund nickt Zustimmung und trägt sie nach einem versteckten Ort im Gebirge Toyama,

und der Fürst verbietet seinen Untertanen bei Todesstrafe das Betreten des Geländes. Durch heilige Ermahnungen gelingt es der hochgesinnten Prinzessin den Hund von dem bösen Geiste und das Haus Satomi von dem Fluche zu erlösen. Ein Jahr lang lebt sie mit dem Hund zusammen. Eines Tages begegnet ihr im Walde ein heiliger Wunderknabe und verkündet ihr, die sich schon längere Zeit unpäßlich fühlt, daß sie von dem Hunde schwanger sei. Er fügt hinzu, ihre Kinder würden gestaltlos geboren, sogleich nach ihrer Geburt aber wiedergeboren werden (Anlehnung an buddhistische Glaubenslehren.) Da beschließt die Prinzessin zu sterben, macht ihr Testament und befiehlt auch dem Hunde, sich im Flusse zu ersäufen. Gerade als dies ausgeführt werden sollte, naht ein treuer Ritter des Fürsten, Daisuke Kanamari, in der Absicht, die Prinzessin von dem Hunde zu befreien. Er tötet den Hund mit einem Gewehrschuß, aber die Kugel durchschlägt dessen Körper und trifft auch die Prinzessin in die rechte Brust. Fuse-hime macht darauf durch Bauchaufschneiden (Harakiri) ihrem Leben ein Ende. Aus ihrem Leibe steigt ein wunderbarer Nebel zum Himmel empor, und von den 108 Perlen des Lieblingsrosenkranzes der Prinzessin verschwinden die acht Perlen, welche die konfuzianischen Haupttugenden: Humanität, Rechtlichkeit, Höflichkeit, Weisheit, Loyalität, Treue, kindliche Pietät und brüderliche Liebe bedeuten. Aus diesen Perlen nehmen acht Ritter ihren mystischen Ursprung. Sie werden leiblich an verschiedenen Orten von verschiedenen Eltern geboren, und jeder erhält bei Gelegenheit eine der verschwundenen Kristallperlen des Rosenkranzes. Die Ritter sind die Verkörperungen der betreffenden acht Tugenden. Sie alle besitzen von Geburt an wunderbare

Kraft und hervorragende Eigenschaften und unterscheiden sich individuell so wenig voneinander, daß sie eigentlich wie ein einziger Held, der nur unter verschiedenen Namen auftritt, erscheinen. Ihre Handlungen werden dadurch farblos und die Personen verlieren alles wahre menschliche Interesse. Bakin zieht hier seinen Helden den Menschen aus, um sie ganz zu Göttern zu machen.

Gar viele äußere und innere Nöte haben nun die Ritter Inutsuka Shino, Inukai Genachi, Inumura Daikaku zu bestehen. (Diese beiden töteten eine Art Wer-Luchs, der den Vater Daikakus umgebracht hatte, ein häufiges Motiv der chinesischen Legende und Volksreligion.) Nach vielem abenteuerlichen Umherwandern finden sie sich alle im Lande Awa zusammen und dienen dem Fürsten Satomi als seine getreuen Vasallen, mit deren Hilfe er seine Feinde vernichtet. Zum Lohn für den Dienst bekommt jeder der acht Ritter eine Tochter des Fürsten zur Frau und ein Schloß. Am Schluß werden sie alle wundertätige Einsiedler. (Florenz.)

—

Aus den »Acht-Hunden«

Die Begegnung mit dem Menschenluchs

Menschen-(Wer)tiere aller Art, besonders Füchse, Hirsche und große Katzen, aber auch zum Beispiel Schildkröten und Fische, Ratten und sogar Jnsekten finden sich überall in der chinesischen Anschauung und Literatur von den archaischen bis in die modernen Zeiten.

—

Der Hund (Inukai Gempachi) setzte seinen breiten Binsenhut auf: »Alter,« sprach er, »ich freute mich sehr, diese schreckliche Geschichte vom Berge Kos-

hin von Euch zu vernehmen. Sie hat mir über die Mühsale meiner Reise hinweggeholfen. Ihr sagt also, es sei gefährlich, den Berg zu beschreiten. Ich bin aber ein wenig eilig und muß Neues von einem Freunde hören. So will ich trotzdem losziehen. Nur Bogen und Pfeile will ich mir nach Eurem Rate besorgen.« Der Greis sah nach der untergehenden Sonne. »Die Sonne«, sprach er, »strahlt schon tiefer als dort die Eichenkrone. Die Nacht wird sogleich hereinbrechen. Ihr müßt sehr eilen, wenn Ihr noch das nächste Dorf erreichen wollt. Ich würde Euch darum raten, lieber bei mir zu übernachten. Doch könntet Ihr etwa auf den Gedanken kommen, es geschehe um einiger Groschen willen. So will ich Euch nur Bogen und Pfeile vorlegen, wählet Euch einen aus!« Gempachi griff nach einem Bogen: »Rüstet mir diesen!« Mosuhe (der Alte) spannte die Sehne und legte zwei Pfeile drauf. Gempachi zog die Börse, zahlte den Preis. Darauf Mosuhe: »Herr, nehmt Euch in acht! Macht schleunig zu jenem Dorfe am Fuße des drübern Abhangs! Von hier bis zum Gipfel sind es nahezu drei und einhalb Meilen. Doch, wer es immer aufwärts geht, müßt Ihr reichlich vier Marschmeilen rechnen. Wenn der Wind umspringt, wird es vielleicht Regen geben. Lebt wohl und nehmt Euch in acht!« Gempachi bedankte sich für seinen guten Willen. Er setzt den Hut auf, preßt den kleinen Bogen an die Brust, schreitet hastig bergauf. So auf dem Wege sagte sich Gempachi, daß der ehrliche Teewirt wohl ein wenig mehr Geld hätte verdienen wollen. Was so ein Mann redet, schien ihm nicht sehr vertrauenswürdig. »Ich will irgendwo übernachten, da oder dort!« sagte er sich. In diesen Gedanken schritt er schnell auf dem steilen Pfade aus, ohne Führer. Es war zu Beginn des neunten Mo-

nats. Die Sonne war nahe am Untergang. Der Himmel umzog sich. Er sah bald den Weg nicht mehr vor sich. Sehr beunruhigt, dachte er: »Das habe ich nicht vorausgesehen. Wichtiger als Bogen und Pfeile wäre der Ankauf von Fackeln gewesen.« Und er bedauerte das. Indessen schritt er trotz der Dunkelheit immer aufrecht weiter. Kein Mensch ließ sich blikken hier auf dem steilen Berge, den er nach dem Wege hätte fragen können. So erkannte er bald, daß er sich auf dem Berge verirrt hatte. Nur das Röhren der Hirsche war zu erkennen. »Gehe ich noch weiter«, dachte er bei sich, »in dieser Dunkelheit, so komme ich niemals heraus. Besser übernachte ich hier bis zur Morgenröte. Doch nein! Verbringe ich die Nacht hier, so werde ich von den wilden Tieren, Raubzeug und den Schlangen angefallen. Gehe ich aber nur weiter, die ganze Nacht, in welcher Richtung immer, so muß ich unzweifelhaft in irgendein Dorf kommen.« So dachte er und damit stieg er aufwärts und wieder abwärts, viele Meilen weit.

Mit einemmal fand er sich gegenüber einem Steintor. In dem schwachen Lichte des Viertelmondes sah er, daß es der berüchtigte Fels »Mutterschoß-Tor« war, vor welchem der Luchs allabendlich wechselte. Er war erschrocken und wußte nicht, was tun. Er dachte: »So hab' ich mich so tief in den Schoß des Berges verirrt, daß ich nicht mehr in das Dorf am Fuße kommen kann. Am besten übernachte ich in dieser Höhlung. Morgen kann ich dann zum Dorfe hinabsteigen.« Er setzte sich nieder in der Höhle, Pfeil und Bogen zur Hand. Nun verschwand auch der Mond. Die Luft war schwarz wie Rabenfedern. Ganz hoch und steil war es hier. Die Hirsche hörte man nicht länger. Der scharfe Bergwind peinigte die Haut, es war sehr kalt. »Da war ich ein schöner

Narr«, dachte er bei sich. »Ich glaubte, ein Bauer schwatze so daher, und wollte nicht auf ihn hören. Wie töricht, daß ich mich in diese Gefahr begeben habe.« Reuig gedachte er seiner Freunde, seiner Eltern, erinnerte sich alter Tage. So saß er da in völliger Einsamkeit, das erste Rot zu erwarten.

Nach der Helligkeit der Sterne zu schließen, mußte es die Stunde des Stieres sein. Da sah Gempachi mit einem Male zwei oder drei Lichtlein wie Glühwürmer an sich herankommen. Er hielt sie für Irrlichter oder Greifen (Tengu). Er nahm den Bogen und kletterte oberhalb seines Versteckes auf einen Baum, legte einen Pfeil auf und beobachtete die Lichter. Immer näherkommend wurden sie immer größer und größer, zuletzt erleuchteten sie die Stätte wie Laternen. Als sie bis auf die Entfernung von vier oder fünf Tan (50 Meter) nahe waren, sah Gempachi, daß das Licht nicht von den Irrlichtern der Greifen kam, es waren die Augen eines schrecklichen Wesens. Sein Gesicht war wie das Gesicht eines zornigen Tigers, sein Rachen war bis zu den Ohren gespalten, er glich einem Teller voll Blut. Die weißen Zähne standen wie zweischneidige Schwerter, die langen Barthaare hingen wie Zweige einer Weide im Rauhreif. Alles übrige aber war das Äußere eines Menschen. Zwei Schwerter staken in seinem Gürtel. Es saß auf einem fuchsbraunen Roß. Doch auch dieses Roß war von besonderer Art: der Rumpf wie ein dürrer, abgestorbener moosbedeckter Baum mit Flechten, die Füße wie Äste und der Schweif ein Rohrkolben. Diesen Geist begleiteten zwei Knappen, des einen Kopf von der Farbe des Indigo, der des anderen rot wie ein Porphyr. Herr und Knappen kamen im Gespräch auf die Höhle zu. Sie lachten mitunter auf. Gempachi sah auf sie und blieb ganz

still. Er dachte in seinem Herzen: »Der zu Rosse ist sicher der Fürst dieser Geister. Entweder ich töte ihn auf der Stelle oder er tötet mich. Ich will ihn mit einem Pfeil erlegen, dann werden die andern fliehen. Und übrigens sind diese andern nicht furchtbar.« Immer mit dem Bogen und den Pfeil in seiner Hand klomm er also höher den Baum hinauf. An einer günstigen Stelle erwartete er dann den rechten Augenblick zum Schusse. Die Gespenster aber nahten sich aber ohne Argwohn weiter der Höhle, in vertraulichem Gespräche. Gempachi, vorzüglich zielend, entsandte den Pfeil, der dem Wesen zu Rosse das linke Auge durchschoß. Das Wesen gab einen Wehlaut von sich und fiel vom Rücken seines Tieres. Die beiden Knappen ergriffen es bei den Händen und bei den Füßen, luden es wieder auf das Roß und entflohen in der gleichen Richtung, aus der sie gekommen waren.

*

Yumiharidsuki, der Bogenheld

[Der bereits im Hogen-Monogatari gefeierte Minamoto. Bakin hat die Ereignisse (von 1156 n. Chr.) noch romantischer ausgestaltet als das alte Volksbuch.]

—

Tametomo, ein tapferer, stolzer, zügelloser, aber kluger Mensch, groß und stark wie ein Riese, scharfen Auges und gewaltigen Armes, der mit Leichtigkeit seinen zähen, neun Fuß langen, nimmer fehlenden Bogen spannt, wird von seinem zürnenden Vater nach dem Westlande Kyushu verbannt. Dort heiratet er Shiranui, die schöne Tochter des Landesfürsten, und lebt glücklich mit ihr, bis er sich nach der weit im Südmeer gelegenen Ryukyu-Insel einschifft, um auf Befehl des Kaisers einen wunderbaren Kra-

nich zu fangen. Ihn begleitet ein Jäger, der in altertümlicher geheiligter Weise ohne Waffen durch geschickte Steinwürfe seine Beute zu erlegen pflegt. Zurückgekehrt von Ryukyu, wo er allerhand seltsame Abenteuer erlebt, unter anderm heil und unversehrt in einem Tausende von Fuß tiefen Abgrund fällt, nimmt er von der besorgten Gattin schmerzlichen Abschied und begibt sich nach der Residenzstadt Kyoto, um dort den gefangenen Kranich persönlich an den Kaiser abzugeben. Er gerät in die politischen Verwirrungen des Hogen-Kriegs, nimmt mit seinem Vater Tameyoshi an der Verschwörung des Exkaisers Sutoku teil, kämpft zwar sehr tapfer, wird aber mit seinen Anhängern, da der Oberfeldherr auf seinen Rat nicht hört, geschlagen. Er flieht nach dem Badeort Ishiyama, dort seine Wunden zu heilen, und wird durch die Ränke eines Verräters gefangengenommen und nach der Insel Oshima von Izu verbannt. Hier vermählt er sich mit der Eingeborenen Sasae, die ihm drei Kinder gebiert, und verbringt zehn glückliche Jahre, wegen seiner Tapferkeit und Güte als Herrscher verehrt. Eines Tages kommt ein feindliches Schiff heran, er bringt es aber durch einen einzigen Pfeilschuß seines mächtigen Bogens zum Sinken und entflieht vor weiteren Nachstellungen über die See nach Iyo. Ein Traum lenkt ihn von der Absicht ab, am Grabe des dorthin verbannten und daselbst gestorbenen Exkaisers Sutoku Selbstmord zu begehen. Er begibt sich weiter nach Higo und trifft unerwartet mit seiner Gattin Shiranui zusammen, die, von bösen Feinden aus ihrem Schloß und Land vertrieben, sich verborgen hält. Sieben Jahre leben sie wieder glücklich miteinander; auch gebiert sie ihm einen Sohn, Shuntenmaru, den späteren König von Ryukyu. Dann schifft er sich

mit seiner Frau und mit dreißig Rittern nach der Residenz ein, Rache an den Mördern seines Vaters zu nehmen. Unterwegs überfällt sie ein fürchterlicher Orkan; Shiranui gibt sich den Tod in den Wellen, um den Sturm zu beschwichtigen; alle Krieger gehen unter, nur Tametomo wird auf den Wogen mit Hilfe von Geistern nach Ryukyu getragen. Dort hatte der Zauberer Moun, der schon lange nach dem Throne strebte, den törichten König und die wollüstige Königin umgebracht und stellt nun auch der Prinzessin, einer Tochter aus erster Ehe, welcher vor der gehässigen Stiefmutter hatte entfliehen müssen, nach. Tametomo rettet sie aber. Die Prinzessin stirbt, wacht aber wieder auf, und zu seinem Erstaunen nimmt sie die Züge und Stimme seiner für ihn gestorbenen Gattin Shiranui an (gleichfalls ein Motiv der chinesischen Dichter). Denn um ihrer sittlichen Reinheit willen ist es dieser durch die Gnade des vergöttlichten Exkaisers Sutoku vergönnt, wieder in der Welt zu erscheinen. Die von Shiranuis Geist beseelte Prinzessin wird nun Tametomos Weib. Er führt Krieg gegen den Verräter Moun, wird geschlagen, flieht mit der neuen Shiranui nach Hamashima und trifft dort seinen Sohn Shuntenmaru an, der durch einen Sturm dorthin verschlagen ist. Die Pläne seines Sohnes befolgend, besiegt Tametomo nun den Feind, Shuntenmaru selber erschlägt den Moun. Jetzt ist die Erdenlaufbahn Tametomos beendet. Er steigt mit seiner Gattin zum Himmel empor, wo Suntokuin, sein Vater und seine Brüder, ihn freundlich empfangen. Shuntenmaru besteigt den Thron von Ryukyu und wird Ahnherr einer langen Reihe von Königen. (Florenz.)

*

Der Roman des Musobyoe

Musobyoe war ein Fischer, der täglich in seinem Kahn in die See stach und fischte. Eines Tages erscheint ihm plötzlich sein Urahnherr Urashimataro auf einer ungeheuren Schildkröte (Totemtier, Symbol des langen Lebens) und lobt ihn wegen seines friedlichen Gewerbes auf einsamer See, fern von dem Getriebe der Welt. Er schenkt Musobyoe eine Angelrute und Angelschnur mit der Weisung, er solle sich aus Rute und Schnur einen Papierdrachen herstellen, sich daraufsetzen und ihn aufsteigen lassen. Der Wind würde den Drachen in die acht Wunderländer fortführen, nämlich in das Land der Kinder, der Verliebten, der Trunkenbolde, der Geizhälse, der Lügner, der Mühseligen, der Betrübten und der Vergnügten. Hierauf verschwindet Urashimataro, und Musobyoe eilt nach Hause, fertigt den Drachen, bindet das eine Ende der Schnur an einen Baum und setzt sich auf den Drachen. Dieser steigt von selbst auf, die kurze Schnur verlängert sich, und Musobyoe gelangt im Nu ins Kinderland. Hier sieht er, wie die Bewohner mit Ausnahme von wenigen Eltern alle nur Kinder sind, fortwährend weinen und schreien und ihre Eltern plagen, ohne daß diese darüber ungehalten werden. Dieser Anblick prägt in Musobyos Seele ein tiefes Gefühl kindlicher Pietät. Der Wind dreht sich und treibt ihn ins Land der sinnlichen Lust. Er beobachtet, was alles aus der Liebe entspringt: Eifersucht, Zank usw. Eines Tages erblickt er ein hübsches Haus, worin ein Jüngling mit zahlreichen schönen Mädchen herumtollt. »Kommt und ringt mit mir!« ruft der Jüngling, und alle Mädchen klammern sich an ihn. Er wirft eine nach der andern zu Boden, wo sie oft in bedenkliche Lagen geraten. Musobyoe, der

alles von oben bemerkt, denkt bei sich: »Was ist das doch für ein glückliches Geschöpf, das mitten zwischen so vielen schönen Mädchen leben kann!« Da verliert er seine Haltung und fällt von dem Drachen auf die Erde herunter (wie der Heilige von Kume aus den Wolken): Überall sucht er das soeben beobachtete Haus, vermag es aber nicht mehr zu finden. Plötzlich hört er von fern eine Koto-Harfe. Er geht der schönen Melodie nach und gelangt zu einem Hause, dessen Inneres er durch den Zaun ausspäht. Er sieht einen Greis dasitzen und neben ihm ein schönes Mädchen, das spielt und singt. Glühende Eifersucht erfaßt Musobyoe. Er will dem Greis das Mädchen nicht gönnen, bricht durch den Zaun und ist im Begriff in das Innere zu dringen, als eine Magd ihn zurückhält. Er wird vor den Greis geführt und erkennt in demselben — Urashimataro, der ihm die weise Lehre gibt, man soll sich von seinen Leidenschaften nicht hinreißen lassen. Urashima läßt ihn nun zu Schiff in die nächsten beiden Länder reisen und verspricht, ihm den Drachen im Lande der Habgierigen wiederzugeben. Musobyoe durchreist dann der Reihe nach die übrigen Länder. Im Lande der Vergnügten wird ihm sein Drachen gestohlen, worüber er mit den Leuten in Streit gerät. Man schlägt ihn auf den Kopf — — in Wirklichkeit stößt er aber mit dem Kopf gegen den Rand seines Kahnes und erwacht dadurch aus dem Schlaf und Traum. Nachher schreibt er alles, was er gesehen hat, auf und übergibt es der Öffentlichkeit. (Florenz.)

*

Der komische Roman

Hervorragendes, dem Charakter und der Stufe der sino-japanischen Kultur entsprechend, leisteten die Ja-

paner auch in dem komischen und grotesken Roman. Die Tollstücke (Kyogen) des Mittelalters haben wir bereits erwähnt, jetzt schrieb man auch »Verrückte Aufsätze« (Kyobun) und »Verrückte Verse« (Kyoka). Hiraga Gennai lieferte dem verlotterten buddhistischen Klerus, den Konfuzianern und der Samuraikaste manche berühmt gewordene Geistesschlacht. Ikku (1765 bis 1835), ein halb legendär gewordener Vollblutbohémien, wird der eigentliche Klassiker des komischen Romanes, sein Hauptwerk »Auf Schustersrappen« (»Hiza-kuri-ge«), die toll durcheinander gewirbelte in Form und Sprache gleich unfaßbare, kühne Geschichte der beiden gebildeten Landstreicher Yaji und Kida, von der wir einige Seiten abdrucken) erinnert den Deutschen an den genialen Possengestalter Nestroy. Samba (1775 bis 1822), ein gleichfalls zigeunerhaft lebender Mensch, hat seinem Lande und künftigen Übersetzern ein japanisches »Vanity-fair« (»Die Welt im Badehaus, Die Welt in der Barbierstube«) hinterlassen. Der Bericht geht hier durchwegs, wie vielfach schon bei Ikku, in Gespräche verschiedener Mundarten über. Samba fand noch zahlreiche mehr oder minder glückliche Nachahmer. Über sein persönliches Leben wie über das des Ikku wissen die Japaner viel zu seinen Werken Passendes zu berichten, wie, mutatis mutandis, über Kyoden und Bakin.

*

Ikku

Aus dem „Schustersrappen" (von 1822)

Kidahashi und Yashirobi, die beiden Helden des Buches, haben sich »mit allem guten Mut, leidlichem Geld und frischem Blut« von Yedo auf die Wanderschaft nach Kyoto begeben; aber als sie erst einen kleinen Teil der Reise zurückgelegt hatten, wird dem

Kida in einer Herberge zu Mishima (bei Numazu) von einem Diebe das Reisegeld gestohlen. Traurig wandern sie weiter und erreichen endlich hungrig und müde, denn sie hatten kein Geld mehr, um sich etwas Eßbares zu kaufen, über Numazu, »Sumpfhafen«, den Flecken Hara, »Heidefeld«. Ganz niedergebrochen improvisiert der alte Yaji, immer an seinen leeren Magen denkend, einen Vers:

»Ungegessen, ungetrunken
»Sind wir durch das Städtchen »Sumpffurt«
»Ohne Sumpfen durchgehunken.
»Unsre müden Beine tragen
»Uns nun in den Flecken Magen.«

Die witzigsten Verse spotten leider jeder Übersetzungskunst, da sie, wie der eben angeführte, nur auf Klangwitzen beruhen. (Karl Florenz.)

Unsere hier folgende Übertragung sucht den volkstümlichen, mundartlich wechselnden Charakter des Originals durch eine Analogie zu wahren. Der deutsche Herausgeber ist sich dabei des Wagnisses wohl bewußt, vertraut aber auf die grundsätzliche Richtigkeit eines solchen Rekonstruktionsverfahrens in dem besonderen Falle.

—

Von Kakegawa nach Fukuroi ist es zwei Meilen, sechzehnhundert Meter. Frühe auf der Poststation. Pferdewiehern. Yashirobi und Kidahashi erheben sich, reiben den Schlaf aus den Augen und schicken sich zur Weiterreise an. Sie verlassen das Wirtshaus, kommen an dem Tempel des Kriegsgottes (Hachiman) vorbei. Zwischen dem »Feld der Schwiegermutter« und dem »Reisfeld der Schwiegertochter« gegenüber auf der Straße angekommen, dichtet Yashirobi einen Vers:

Das Feld der Mama ist vertrocknet,

Dem Feld der Tochter jedoch, vorzüglich bewässert,
geht es wohl!

Von da gelangten sie weiter zum Shioigawa. Die Brücke über diesen Fluß war zerstört. Wahrscheinlich hatte es tags zuvor etwas geregnet. Wie dem auch war, die Wanderer mußten ihre langen Hosen ausziehen, den Saum des Rockes aufstecken und eine Furt suchen. Yashirobi und Kidahashi schickten sich gerade dazu an, als — feine Sache! — zwei privilegierte Blinde auf dem Weg nach Kioto hinzukamen. Sie hatten zweifellos schon gehört, wie man den Fluß passieren müßte, denn der eine, mit Namen Inuitshi, fragte den Kidahashi: »Entschuldigen Sie bitte, kriegt man das Wasser bis an das Knie?«

»Natürlich, natürlich, nicht einmal bis an die Hosen. Aber die Strömung ist stark, ihr müßt beim Waten sehr aufpassen.«

»Spaß,« sagte Inuitshi, »das Wasser macht auch genug Krach. Wie ein Kochkessel.« Und damit liest er Steine auf und wirft sie in den Fluß: »Wie tief wird der wohl sein?« Dann, laut: »Da scheint es weniger tief. Hallo, Saoitshi. Das hat doch keinen Zweck, daß wir alle beide unsere Hosen naßmachen. Du hast jüngere Beine, nimm mich auf den Buckel!«

»Ha, ha, du bist n' Schlaukopf. Losen, das ist das einzige. Wer verliert, der schleppt den anderen hinüber.«

»Machen wir. Also los!« Sie loseten also. Ein jeder der Beiden fuhr in der Luft herum gleich Windmühlenflügeln, und versicherte sich dabei zugleich der Hand des anderen.

»Gewonnen!« rief Inuitshi.

»Halts Maul. Gut, nimm die Pakete auf den Rücken! Hast du sie? Na denn los.«

Und Saoitshi, bereit zum Waten, bot seinen Buckel

dar. Den Augenblick benutzte Yashirobi, um den Saoitshi zu besteigen, vor sich hinmurmelnd: »Ich danke dir auch schön.« Saoitshi, in der Meinung, den zweiten Blinden zu tragen, geht in den Fluß hinein und kommt leicht und schnell, ohne Störung ans andere Ufer.

Indessen ruft der zurückgelassene Inuitshi: »Hör doch, du Kerl, was hast du eigentlich im Kopf? Warum nimmst du mich nicht? Mach'n bißchen tau.«

Saoitshi hört das vom andern Ufer und ärgert sich: »Mach doch bloß keene Witze. Ich hab dich doch eben abgeladen. Dat soll wohl eine Verhohnepiepelung sein, daß ich dich noch mal tragen muß.«

Inuitshi: »Red keinen Stuß, du bist allein hinüber, gemeines Aas.«

Saoitshi: »Selber Aas.«

Inuitshi: »Wat, du erlaubst dir so'ne Anrede an einen rangältern Kollegen, du Lausejunge! Ja oder nein? Trägst du mich? Oder soll ich dir Beine machen?« Und er gerät in so große Wut, daß man von seinen blinden Augen nur das Weiße sieht.

Saoitshi weiß sich nicht zu helfen, kommt deshalb wieder zurück und sagt etwas höflicher: »Nun, bitte, besteige mich!« Dabei bietet er ihm schon den Rücken. »So ist es in Ordnung«, denkt der Schelm Kidahashi, legt ihm den Arm um den Hals und steigt stolz zu Pferde auf Saoitshi. Und der, ohne zu zaudern, watet wieder hinein in den Fluß.

Inuitshi, jetzt ganz ungeduldig geworden: »Nanu, Saoitshi, wird's man bald?«

Ihn hört Saoitshi mitten im Flusse: »Nanu, wat ist denn dat for'n Affe auf mir?« Und, plump, plump, schmeißt er den Kidahashi von seinem Rücken ins Wasser.

Kidahashi: »Ohe! Ohe! ... Hilfe! Hilfe!« Da er auf

den Bauch gefallen ist, zappelt er nur so in der Luft mit Armen und Beinen. Yashirobi muß ins Wasser springen und ihn herausziehen. Kidahashi ist naß von Kopf zu Fuß, daß man ihn auswinden könnte. »Eh,« stöhnt er, »dieser Schuft von einem Blinden, wie der mich geschüttelt hat.« Yashirobi lacht dazu: »Ha, ha, ha, ha, ha ... Zieh dich vor allem aus, daß ich deine Kleider auswinde.«

Kidahashi: »Im Grunde, Väterchen Yatshi, bist du daran schuld. Warum hast du dich auch auf den Buckel nehmen lassen? Du hast mir damit das schlechte Beispiel gegeben. Und ich ...«

»Bin dann in den Fluß hineingeglitten. Das ist freilich sehr peinlich. Ha, ha — Ha, ha — Ha, ha ... Darauf hab ich so ein Gedicht gemacht:

Man wurde naß,
Man machte Spaß
Mit dem Mann ohne Augenglas.
— Wer dem Blinden eine Grube gräbt,
Fällt selbst ins Wasser.«

Kidahashi: »Na, weeßt du, dat jefällt mir jarnich. Ick pfeif auf deine Gedichte bei die Temperatur!« Er entkleidet sich dann und zitternd vor Kälte: »Grrr, grrr ...«, windet er seine Kleider aus. Inzwischen sind die beiden Blinden nachgekommen.

Yashirobi sagt: »Na so lange können wir ja nicht die zwei Japs machen, bis deine Gala-Hosen trocken sind. Zieh hier meine Unterhosen an und suchen wir uns einen trockenen Ort.

Kidahashi: »Au wai! Bin ich schon verschnupft. Hatschi!« Und kräftig weiterschimpfend zieht er die Hosen aus dem Paket und legt sie an. Immer dabei die Kleider auswringend.

»Nun schön, ein Paket mehr zu tragen!« Alsbald dann Ankunft in dem Dorf Kake-Gawa.

*

Aus dem ersten Teehaus am Weg ruft die Kellnerin heraus: »Wollen, bitte, die Herrschaften das Diner einnehmen! Es gibt alte Rettiche, Hering und Tintenfisch à la Semba.«

Die Lastträger (drin an der Tafel) singen:

Je stärker der Wind
Je leichter unsere Lasten,
Ausfüttern sollte man,
Ausfüttern die Koffer!

Und am Schlusse jedesmal:

Shite kadotaka.

Pferdewiehern: Hü, Hü. —

Yashirobi: »Hör mal, Kidahashi, das ist doch gut! Da drin sitzen unsere verdammten Blinden und haben die Frechheit, Wein zu zechen.

Kidahashi: »Na, so etwas! Nun wollen wir sie aber dreschen!«

Sie sprechen mit verstellter Stimme und treten in das Teehaus ein.

Kidahashi: »Mit Verlaub!«

Yashirobi: »Grüß Gott.«

Die Kellnerin: »Excusez.« (Sie bringt gefüllte Teetassen.)

Kidahashi setzt sich gerade neben die Blinden.

Die Kellnerin: »Wünschen die Herrschaften zu speisen?«

Kidahashi: »Ah na! Mir ham uns die Wampen vollg'fressen. Da schaun's mal!«

Die beiden Blinden haben natürlich keine Ahnung, daß die Herren daneben unsere Bohémiens sind, trinken ihren Wein in Ruhe.

Inuitshi: »Der Wein ist gleich alle. Noch n'Butejchen. Was, Saoishi?«

Saoishi: »Na, ooch ne Frage. Herr Wirt, noch einmal von dem da.«

Die Kellnerin: »Sogleich, die Herren!«
Inuitshi: »Die Dösköppe, die wir da in dat Wasser geschmissen haben, wo die wohl jetzt sind?«
Saoitshi: »Hab eben ooch daran gedacht. Ha, ha — Ha, ha — Ha ... Na von mir aus! Brechen wir das Bouteijchen an!«
Er füllt eine Schale, trinkt einen Schluck und setzt sie wieder nieder. In diesem Augenblick fährt Kidahashi schnell mit der Hand dazwischen und trinkt den Rest aus. (Die Tasse steht wieder an ihrem Platz.)
Saoitshi: »Da muß ich immer noch denken: die verdammten Lausejungen! Steigen die Affen mir auf den Rücken. Na, wie der dat Wasser gesoffen hat, hat er nich schlecht gebrüllt: ‚Zu Hilfe!' — Solche Kerls, die nichts tun als anständigen Leuten die Würmer aus der Nase ziehen, sollte man eegentlich uffhängen.«
Inuitshi: »Denk ich ooch. Anständige Menschen sind es jedenfalls nicht. Und beim Wirt, da will solch ein Gesindel immer prellen, sich aus die Affäre ziehen. Na, wat macht dat Weinchen?«
Saoitshi: »Hauptsache. Beinah hätt ich dat vergessen. (Führt die Schale an den Mund, um zu trinken.) Nanu, der Wein wieder alle? (Mißtrauisch.) Ich muß es verschüttet ham, dat Weinchen. (Tastet den Tisch ab.) Alles trocken! Na, da will ich dann dir wieder einschenken!« (Er schenkt sich selber ein, trinkt einen Schluck, setzt ihn dann wieder für Inuitshi nieder.)
Währenddessen bemächtigte sich Kidahashi geräuschlos wieder der Schale und goß sie bis auf den letzten Tropfen hinunter.
Inuitshi: »Zu komisch wär dat, wenn die zwee Lümmel jetzt mit eenem Mal 'rin kämen.«
Saoitshi: »Na, da fährt kein Omnibus nich. Eh' die ihre Hosen trocken kriegen ... Dat muß ene schöne Situation sind. So dösige Kerls habe ich (als Blinder)

noch nicht gesehen. (Er greift wieder nach dem Wein. Es ist kein Tropfen drin.) Nanu, was soll dat wieda?«

Inuitshi: »Du hast 'n schon wieder umjekippt, du Dussel!«

Saoitshi: »Nee, ick hab 'n nich umjekippt. Aber verstehen tu ick dat janz und jar nich.«

Inuitshi: »Du quatschst immer nur den eenen Kohl. Und inzwischen säufst de ihn allein aus.« (Kidahashi nimmt währenddessen die Flasche und schüttet ihren ganzen Inhalt in seine und seines Spießgesellen Teetassen. Danach stellt er sie ebenso geräuschlos wieder zurück.)

Inuitshi: »Na, du Affe. Willst de mir nu endlich deine Schale rüberlangen?« (Er nimmt die Schale, faßt nach der Flasche und gießt: es fließt kein Tropfen heraus.) »Du verdammter Saoitshi, du hast 'n richtig ausgesoffen!«

Saoitshi: »Wie bitte? Wat sagt der Herr?«

Inuitshi: »Der Herr sagt: die Bouteijche ist leer.«

Saoitshi: »Die Bouteijche ist leer? Herr Wirt, Herr Wirt! Sie denken ooch, weil wir nur arme Blinde sind, können Sie uns richtig bescheißen. Ihre Bouteijche für zwei Mark enthält nicht mehr als zwei Schluck! Das finden wir 'n bißchen stark.«

Der Wirt: »Meine Herren, ich habe Ihnen eine tadellose Originalfüllung serviert. Wahrscheinlich haben Sie sie umgeworfen.«

Saoitshi (in heller Wut): »Noch einmal! Ick habe gar nischt umgeworfen. Sie, Sie haben eine Schweinerei gemacht! Sie sind kein kulanter Kaufmann. Und ick erkläre Sie: ick werde diesen Wein keinen Falls bezahlen.« (Ein kleines Mädchen, das an der Schwelle ein Baby gehütet und die Szene seit langem beobachtet hat, weist jetzt mit dem Finger auf Kidahashi:)

»Sie! Sie! Der Herr dort hat den Wein der Herren Plinten auskedrungen. Er hat 'n in tie Deedossen einkekossn!«

Kidahashi: »Unerhört, das Kind da ist ja die reine Schlange. Das hier ist Tee.« (Er gießt schnell den Rest des Weins hinter.)

Der Wirt: »Allerdings, Sie riechen nach Wein. Und Sie sind auch rot im Gesicht. Sie haben den Wein der Herrschaften ausgetrunken.«

Kidahashi: »Was, Sie ein bekannter Restaurateur, Sie schämen sich nicht, so etwas zu wiederholen. Ich bin rot. — Hm . . . weil ich von Tee betrunken bin. Ich hab' eine bestimmte Neurose. Wenn ich zuviel Tee trinke, steigt er mir zu Kopf. Ein Mensch, der von Wein betrunken ist, redet doch lauter dummes Zeug. Ein Beweis, daß ich nur von Tee trunken bin, ist, daß ich thee-oretisch urteilen kann, ich stelle die Theese auf: Sie sind ein Tee-Tölpel, Sie Tee-Wirt! Ist das nicht gut?«

Saoitshi: »Nee, Junge, ich fall darauf nicht rein. Wat een Kindermund ist, dat ist een Gottesmund, sage ick. Da gibt es keine Fisimatenten. Sie haben den Wein ungesetzlicherweise sich angeeignet, Sie müssen die Kosten begleichen!«

Kidahashi: »Sie sind ein Tepp. Was ich aus der Teekanne entnommen habe, ist eben Tee. Die Thee-orie kann nicht täuschen. Da ist nicht anzutippen.« (Bepustet ihn.)

Inuitshi: »Dat erloben Sie sich, weil ick een Blinder bin. Mein Name ist Hase, ick weeß von nischt. Die Kleene ist Zeuge. Die Kleene muß mit vors Gericht.«

Saoitshi: »Das sicherste Mittel, Wirt, ist, daß Sie ooch zu die Tassen riechen. Da werd'n wir ja sehen, ob das Tee war.«

Damit ist die Sache auf den springenden Punkt ge-

kommen. Kidahashi sucht vergeblich seine Tasche zu vertauschen, der Wirt ertappt ihn.

Der Wirt, nachdem er zu der Tasse gerochen hat: »Allerdings, sie riecht nicht nur, sie stinkt geradezu nach dem Wein. Sie haben den Wein getrunken. Sie bezahlen ihn!«

Kidahashi sieht wohl ein, daß er sich nicht aus der Affäre ziehen wird. »Nee, da ich Ihren Mosel nicht getrunken habe, werde ich ihn auch nicht bezahlen. Wenn Sie aber den Tee meinen — bitte, wie hoch berechnen Sie den Tee? Wieviel bin ich schuldig?«

Der Wirt: »Also meinetwegen, bezahlen Sie den Tee: Zwei $^1/_1$ Flaschen macht vier Mark.«

Kidahashi: »$^1/_1$ Flaschen Tee. Hab' ich allerdings noch nicht gehört.«

Yashirobi: »Mein Freund, die Geschichte wird abgeschmackt. Schluß damit! Du fängst die Sachen immer am falschen Ende an, lieber Freund. Zahl' jetzt gefälligst, solange du es noch gutwillig tun kannst.«

Kidahashi, sehr bedrängt, zahlt die verlangte Summe.

Saoitshi: »Aber die Männekens kommen mir bekannt vor. Sind dat nicht dieselben Lumpen, die mir auf den Buckel gestiegen sind? Einfach den Wein entwenden. Wenn dat keene Diebe sein sollen.«

Kidahashi: »Ich ein Dieb? Du infamer Bettelfritze.« (Will auf ihn los.)

Yashirobi: »Weg da, weg da! Das Unrecht ist auf deiner Seite. (Zu den Blinden:) Verzeihen die Herren. Aber wenn er zuviel Tee getrunken hat, wird er einfach ein Lümmel. — Jetzt aber schnell fort! Grüß Gott! Nu, auf Wiedersehen!« Er führt Kidahashi mit Gewalt ab, beide schauen, daß sie schleunigst aus dem Dorf kommen.

Kidahashi, in richtiger Wut: »Ekelhaft. Heut hab'

ich nicht das geringste Schwein. Ich trinke Wein für mein Geld und werde noch herausgeschmissen. Gibt es da Götter?«

Yashirobi: »Ha, ha — ha, ha — ha, ha. Du bist eben nicht entfernt so begabt wie ich.«

Couplet:

Wie man's macht,
Immer geht
Alles schief.
Die Weinlache,
Auslache,
Auf dem Tisch!
Kusch.

Sie gehen unter Lachen weiter.

Kida ist überhaupt der Prügelknabe. In einem Wirtshaus schleicht er sich ins Nachbarzimmer zu einer dort schlafenden blinden Sängerin. Die Blinden haben die Gewohnheit, mit ihren Habseligkeiten im Arm zu schlafen, damit sie nicht gestohlen werden. Das Paket, das die Blinde umklammert hält, ist Kida im Wege; als er es aber beseitigen will, wacht die Sängerin auf, hält Kida für einen Dieb und schlägt fürchterlichen Lärm.

Eines späten Nachmittags soll Kida nach einem Städtchen vorausgehen und dort die Gasthofsgelegenheiten auskundschaften. Yaji wartet in einem Teehause an der Landstraße und hört von den Leuten, daß es in der Nähe gespenstige Füchse (Menschen-[Wer-]füchse, nach ganz allgemeinem sinojapanischen Volksglauben) geben soll. Auch der vorausgegangene Kida vernimmt unterwegs von dem Spuk und wagt sich vor Angst nicht weiter. Der nachkommende Yaji trifft ihn so am Wege kauernd, hält ihn für einen verkappten Fuchs, der Kidas Gestalt angenommen hat, weil

ja Kida schon längst in der Stadt sein muß, geht mit dem Knüttel auf ihn los und prügelt ihn ganz vorschriftsgemäß, wobei er ihn am Lendentuch festhält und immerfort schreit: »Zeige mir deinen Fuchsschwanz!« Da kommt ein Hund gelaufen. Yaji hetzt ihn auf Kida: aber weil der Hund ihm nicht folgt, merkt er endlich, daß es doch kein Fuchs, sondern Kida persönlich sein müsse. Trotzdem wird Yaji den Verdacht nicht los, daß die Füchse ihm einen Streich spielen werden. Der Sohn des Wirts, bei dem sie einkehrten, feiert gerade seine Hochzeit. Als Gäste des Hauses bekommen die beiden deshalb ohne Vergütung das vortrefflichste Essen und reichlich Sake vorgesetzt. Der argwöhnische Yaji hält aber das Essen für verhexten Kot und den Sake für Pferdeharn und rührt trotz seines Hungers nichts an, während Kida mit größtem Appetit ißt und trinkt. Schließlich kann Yaji das nicht länger mit ansehen und tut gleichfalls mit. Braut und Bräutigam gehen nun ins Nebenzimmer schlafen. Yaji und Kida werden von Neugierde geplagt, wollen durch eine Ritze zwischen den Pappschiebetüren gucken, drängen einander immer von der Spalte weg und drücken dabei endlich die Schiebetür aus dem Rahmen, daß sie polternd drüben auf die papierne Nachtlaterne fällt. Darauf großer Lärm, alles kommt herbeigelaufen. Die beiden müssen um Entschuldigung bitten und sich ruhig schlafen legen.

In Kyoto angelangt will Yaji die Weiber, die an der Straße Leitern, Reibhölzer und dergleichen verkaufen, hänseln. Er fragt nach dem Preis einer Leiter und handelt ab, natürlich ohne echte Kaufabsichten. Wider Erwarten willigt die Verkäuferin in sein Angebot ein und zwingt ihn nun zu bezahlen. Um sein Geld nicht umsonst ausgegeben zu haben, nimmt Yaji

die schwere Leiter und schleppt sie tagelang, über die Schulter, mit sich herum. Schließlich wirft er sie wütend weg. (Florenz.)

Samba

(Aus dem Ukiyo-buro) (von 1811)

[Die Leute in der Badestube]

In der Badeanstalt eines Handelsviertels zwei Bürgerfrauen. Die eine aus besserem Stand, spricht ziemlich gewählt, die andere etwa sechzigjährig gemeiner. Sie beglückwünschen sich zunächst zum neuen Jahre, dann reden sie von Toiletten, schließlich kommen sie auf die Dienstmädchen zu sprechen.

Bessere Dame: Also wirklich, Ihr Mädchen arbeitet fleißig? Wenn Sie kein Wasser mehr haben, bringt sie einen Eimer, und geweckt ist sie? Und wirklich nett? Unsere San hat gar keinen Willen. Sie macht uns beständig Ärger. Vor einigen Tagen erst sagte sie wieder, sie wäre verschnupft, und legt sich zu Bett.

Einfache Dame: Dat kann Sie aber doch gar nich passen. Dat ist doch scheußlich. Ne kranke Hausgehilfin.

Bessere Dame: Und das Allerschlimmste, sie will natürlich keine Medikamente nehmen. Wenn man krank ist, muß man sich eben im Bett halten. Wie soll man anders gesund werden? Ich sag ihr also: »Bleiben Sie zu Bette, San, und genießen Sie auch etwas!« Sie muß doch auch wieder bald aufstehen. Aber die Dienstboten, ich sage Ihnen, müssen natürlich immer ihren Willen haben.

Einfache Dame: Dat will ick glooben. Die Mächens wollen natürlich nicht im Bett bleiben und essen. Die eine wie die andere. Nicht einmal ein gesunder Mensch kann dat aushalten, nich zu essen. Und so

eene is krank und will nischt essen. Dat is doch nich schön, ooch nich jejen die Herrschaft.
Bessere Dame: Ich habe schon soviel Mädchen gehabt, und ich versichere Sie, es ist heutzutage weit leichter Mädchen zu sein als Herrschaft.
Einfache Dame: Na, dat Mächen, dat Sie neulich hatten, war aber eijenlich jarnich so oone.
Bessere Dame: Ja, sie war ziemlich lange bei mir, aber sie hat einen Mann gefunden. Ich gab ihr die Erlaubnis, zu heiraten.
Einfache Dame: Dat war sehr schön von Sie.
Bessere Dame: Hingegen die, die wir jetzt haben, ist zu gar nichts nutze. Denken Sie, wenn ich sie ausschelte, läßt sie einfach die Tassen zu Boden fallen! Nun, und sind Sie freundlich zu ihr, so wird sie natürlich unerträglich. Sie hat eine wundervolle Eigenschaft: immer schmollen und sich bei dem geringsten Anlaß zu Bette legen.
Einfache Dame: Na, ich sage Sie, unsere Rin ist ooch nicht von Pappe.
Immer 'ne Antwort. Immer quatschen und natürlich jibt sie dabei ooch nich acht und macht alles kaput. Nach 'm Frühstück muß sie natürlich die Sachen raustragen, dat soll heeßen, sie rückt so 'n bißchen an die Stühle und jeht in unser Dienstbotenzimmer rauf und kämmt sich bis Mittag. Dann hat sie Wäsche und quatscht den janzen Tag herum. »Na«, sag ich, »Rin, wollen Sie nicht man bißchen nach dem Essen sehn?« Alles muß ich hier zweimal sagen, jeden Tag frisch. Nur, ochotte doch, sich nich zuviel abschuften! Wenn sie nach dem Brunnen jeht, können Sie Gift darauf nehmen, sie schafft nach zwei Stunden einen Eimer voll. Na, und was sie erst auf uns zu die andere Mächens schimpft. Mit jedem Fatzken muß sie anbändeln. Gestern versteck ich mich

natürlich hinter der Tür. Ich will man hören, was sie angeblich gegen uns hat. Na, die frühere Herrschaft war natürlich viel besser. Die will sie natürlich ausjerechnet wieder haben. »Ich kündige auch zum März, und wenn die Jnädije mich auf den Knien bittet, so bleib ich nicht bei dieser schrecklichen Gesellschaft. Ich wär schon längst weg, wenn die Pensionskosten nicht so teuer wären. So dumm bin ich nicht!« Dat sagte sie Sie. Ich kann sie ooch nich riechen. Man sagt, wenn eens an der Türe horcht, macht man einen Regenwurm kaput, aber dat is ihre Schuld, das müssen Sie mich zugeben.

Bessere Dame: Meinem Mädchen darf man wieder überhaupt nichts sagen. Sie fängt dann zu singen an, selbstverständlich ganz falsch. Ich will ja nicht sagen, daß wir alle immer ästhetisch sind, aber ich sage Ihnen, wenn die sich die Haartour wie zwei Storchenflügel aufrichtet, und wie sie sich dick Puder auflegt, sie ruiniert sich die ganze Bluse damit, das ist zu unästhetisch. Sie dürfen nicht glauben, daß ich jemand ausforsche, aber sie hat wahrhaftig in zwei oder drei Tagen für 40 Pfennige Schminke ausgegeben. Sie verwendet auch viel zuviel Haarwasser. Denken Sie sich, wat dat kostet!

Einfache Dame: Tu kom sche nuh. Unsere muß immer wie eine Schneppe aussehn. Dafür trägt sie ooch keen Hauskleid. Feuer macht sie in großer Toilette. Ick rede doch man immer: »Na, ziehn Sie man erst ihre alten Fahnen an und ihre Hauslatschen!« Nicht in die Lamäng. Ich sage Sie, wie sie mit die neuen Stiefletten und die Batistschürze, alles naß von die Wäsche, durch unsern Salon geht wie eine Prinzessin. Dat müßten Sie sehen.

[Einige Damen kommen hinzu und beleben das Gespräch über das Thema neu.]

*

Dichtung

Die Dichtung der Tokugawa-Zeit zeigt wie die Prosa die beiden Hauptströmungen: des Intellektualismus in den höhern Schichten und der Volks- oder Kolportageliteratur. Die Intellektuellen feilen ihre Epigramme, und das Volk geht in die Theater mit ihrem rhythmischen Pathos.

Das Epigramm

(Haikai)

An die Stelle der Tanka setzt das moderne neuzeitliche Japan den noch kürzeren lyrischen Dreizeiler. Dieser leistet ein Äußerstes, die Gefühle und Gedanken in den Brennpunkt eines Einzeleindrucks zu vereinigen. Um dies zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die Dichtkunst schon seit der Heian-Zeit höfisch war, und das höfische Spiel (das bereits genannte uta awase) unter anderm in einer chinesischen Form der »gebundenen Verse« (Renga) gepflegt wurde. Man dichtete so in Turnieren ganze ‚Ketten' von Kurzgedichten, in der Art primitiver Wettgesänge, wobei das Thema immer weitergesponnen wurde, bis man schließlich schon jede Hälfte der Tanka als ein selbständiges Gedicht behandelte. Das Wort Haikai bedeutet eigentlich Scherzgedicht. Im sechzehnten Jahrhundert wurde dann die neue leichte Form von dem Bonzen und Einsiedler Yamadsaki Sokan (1465 – 1553) und seinen Nachfolgern Arakida Moritake, Matsunaga Teitoku, Yasuhara Teishitsu, Nishiyama Soin ausgestaltet; von Matsuo, genannt Basho (1644 – 1694), auf eine dann nicht wieder erreichte Höhe geführt.

Basho

gehört zu den genialsten Dichtern des fernen Ostens. Zu Ueno in der Provinz Iga aus einem Samurai-(Ritter)geschlechte entstammend, verlebte er seine Kindheit am Hofe des Daimyo (des Grafen) seiner Heimat, von dessen gelehrtem Sohn er in dieser Kunst unterwiesen wurde. Nach dem plötzlichen Tod des jungen Daimyo ging Basho in ein Kloster. Er setzte zwar seine Studien bei den gelehrtesten Männern Yedos fort und machte überall weite Reisen im Lande doch blieb er dabei das Muster wie wir sagen würden eines franziskanischen Mönches Seinen Dichternamen Basho (»Bananenbaum«) nahm Matsuo gemäß alter sino-japanischer Sitte von einer Wohnstätte, dem Garten eines Freundes.

Bashos Einfluß anf seine dichtenden Zeitgenossen und auf das gebildete Publikum ist außerordentlich. Die begabtesten Dichter ließen sich als seine Schüler feiern, und alle Welt begann in Bashos Art Epigramme zu dichten. Sein Ruhm war demnach ganz außerordentlich und hat sich bis auf die Gegenwart erhalten. Basho starb auf der Reise, bei der Dichterin Sonojo, angeblich im Kreise seiner Schüler. Es scheint, daß da eine gewisse Legendenbildung nach geistlichem Vorbild zu dem in Japan allgemeinen Zug literarischer Anekdoten hinzugekommen ist. Die von uns mitgeteilten Verse des Dichters sind unter den berühmtesten ausgewählt. Das erste Epigramm (auf ein Schlachtfeld) geht auf ein chinesisches Vorbild zurück. Die japanische Literatur zeigt überhaupt, wie schon mehrere Kritiker bemerkt haben, einen gewissen gelegentlichen Pazifismus oder richtiger eine Abneigung, physische Gewalttat und Taten des Krieges darzustellen. Von all den kriege-

rischen Zügen der Nation bleibt außer in den Geschichtsromanen des Mittelalters nichts übrig außer einer gewissen sentimentalen Nebendarstellung des Kriegerischen. Dieser Zug ist nicht eigentlich buddhistisch, sondern schon vorbuddhistisch, wie man unter anderen aus dem Gedicht des uradligen Militaristen Yoshi Yakamochi ersehen kann. Basho persönlich war von einer solchen Delikatesse des Fühlens, daß er eine unschöne Handlung mit den Worten abgelehnt haben soll: »Das ist nicht Dichtung.« Die ersten sechs Epigrammdichter, von Sokan bis Basho, werden von den Japanern die »Sechs Weisen des Haikai« genannt, so wie die ältesten Tankadichter die »Sechs Genien« (Rokasen). Unter den zahlreichen Schülern Bashos werden dann ähnlich die »Zehn Weisen« hervorgehoben. Es sind dies vor allem Enomoto Kikaku und der Bohémien Ransetsu, sein demütiger Freund; dann wieder deren Schüler: der gefeierte Mukai Kyorai, Morikawa Kyoroku, Kakami Shiko, endlich die weniger berühmten Naito Joso (1663-1704), Shida Yaha (1663-1740), Kawai Sora, Tichabana Hokushi und Ochi Etsujin.

—

Vorläufer Bashos

Sokan

Der Vollmond — an einen Stamm
Binde ihn: welch ein schöner Fächer!

Moritake

(N. d. Sprichw.: »Die Blüte kehrt nicht zum Zweig«)

Die Blüte kehrte zum Zweig,
Die dort fiel? — Sieh hin!
— Ein Falter ist es!

Teitoku

Für alle Nachtschwärmer
Am Morgen einschläfernder Mohn (wird)
Der Herbst-Vollmond!

Teishitsu

»Dort, dort!«
»Schau doch« – Aufgeblüht –
Yoshino!!

Soin

Von Holland
Die Schriftzeichen hier in dem Grau:
Ein Flug Wildgänse!

Dem Shoka (16. Jhdt.) zugeschrieben

(Die drei Gewaltigen Japans)

Nobunaga: Er singt nicht.
Drehn wir ihm den Kragen um,
Dem (Berg)Kuckuck!

Hideyoshi: Singst du nicht?
Wir machen dich singen,
Bergkuckuck!

Jeyasu: Singt er nicht,
Wird er doch singen,
Der Kuckuck!

Basho

(Auf ein Schlachtfeld)

O Frühlings Gras:
Sproß der Träume
So manchen Kriegers!

*

Am Straßenrande
Die Stockrose – Speise ward
Dem Pferdemaul!

*

So dicht die Blütenwolken!
Die Glocke! – Läutet Uen?
Läutet Asakusa fern-?

*

Die kurze Nacht:
»O Kirschbäume!« – Die Kirschbäume
Stehn schon im Licht!

*

Sperling, mein Bruder,
Verschone du die Tiere
Im Blütenkelch!

*

Steh auf, steh auf,
Auf daß du mein Freund seist,
Du schlafender Schmetterling!

*

(Thema)

Die rote Libelle,
Entreiß ihr die Flügel:
– Ein Goldrot-Stift!

(Antwort Bashos)

Goldrotstift!
Leih ich Dir Flügel?
– Nun Libelle!

*

O, der alte Teich!
– Das Plätschern des Wassers
Beim Frosch-Sprung!

*

Der Lerchenschlag,
Er nimmt kein Ende
In Licht und Tag!

*

War es Leibweh von Gerst' und Reis,
Ist es Liebesweh, Frau Katze,
Daß du miaust?

*

Wolken wohl überwand
Der Mond hier im Spiel,
Der dann doch abnahm!

*

Im Mond, so hell er schien,
War's ein blühender Kirschpark
— Das Baumwollfeld!

*

Kein Öl
Heut zur Nacht! — Doch sieh,
Der Mond schaut zum Fenster!

*

Zu neuen Malen
Neunmal ward ich wach — Nach allem
Ist es Sieben erst!

*

Die Wolken, vorüberflitzend (sind)
Ausruhen dem gereckten Hals
Bei der Mond-Partie!

*

Schlangen frißt er!
— Wie krächzend ward mir
Der Goldfasan!

*

Zuerst immer lustig,
Zuletzt immer durstig:
Auf dem Schiff die Kormorane!

*

Ihres Lebenspfades
Kürze verrät nicht
Der Zikade Stimme.

*

Nun wollen wir gehn,
Den Schnee anschaun,
Solange – es geht!

*

Die ganzen Greise
Am Stab, die Weißhaare
An den Ahnengräbern!

*

(Boshos Schwanensang)

Schwerkrank auf meiner Reise,
Im Traume wandelt' ich
In (überweite) Wüste.

*

Die sechs Weisen

Kikaku

O herrliche Pflaumenbluth
– Und daneben gleich wohnt
Der Dichter, Herr Pflaumenbluth!

*

O, hochpreisbare Nacht
Des Sommers! Die Mücken
Allein zieh ich bar ab!

*

(An einen verschuldeten Ritter)

O Ultimo!
Der Mensch ist nur
Den Wassern gleich!

(mit der angeblichen Ergänzung des Angeredeten:
Dies »Glücksschiff« (Amulett), Mensch
Bringt Dir morgen Bargeld.

Ransetsu

„Auf hundert Wucherblumen" (Chrysanthemen)

(Originaltitel)

Weiße Wucherblume
Goldwucherblume!
Euere Art genügte mir!

*

Das Chrysanthemum all erblüht.
Ihr Falter, spielet herzu
Auf der Palette!

*

Ein Blatt
Segelt nieder, zu ruhen
Auf einem Grabstein.

Kyorai

Das lange Schwert
Eines Herrn, gebeugt über die Blume:
Wie nur?!

*

Das unzugängliche
Haus der Regierung. — Dahinter
Horch der Kuckuck!

Kyoroku

Die Insel Awaji:
Vorbei die Ebbe,
Nur der Mond, zunehmend.

*

(Die Kranken bei der Moxakur)

(siehe Register)

Sie schauern, eh' trocknet
Des Brennkrautes Brandmal.
Zephyr im Frühling!

Shiko

Die weißen Wolken
Hinter der Hecke:
Lilien sind es!

*

Der Liebesschmerzen
Nun satt, das Kätzchen
Süßes uns mauste.

Joso

Im Herbst die Grille
Entseelt. Daneben
Die leere Hülle.

Yaha

Die Nachtigall!
Und zugleich an der Tür
Der »Kuchen!«-ausrufer.

Sora

Wandern!
Fall ich, fall ich doch
In blühenden Ginster!

Hokushi

Brand! – Immerhin
Die schönen Blüten
Regneten so auch!

Etsujin

Tempel im Gebirge!
Lautes Klopfen: der Reis wird
Enthülst bei dem Mondlicht!

*

Die weitre Schule Bashos

Notizen

Sugiyma Sampu (1648 — 1733) gilt auch mitunter als unmittelbarer Schüler des Meisters. — Idsembo aus sehr wohlhabendem Hause lebte freiwillig als eine Art Landstreicher oder vermutlich Bohémien. Er ist berühmt durch seine Begabung, das Gedicht auf ein einziges Wort aufzubauen. So lautet z. B. die hier übertragene Haikai vom Platzregen:

»Shigure keri
Hashiri-iri keri
Hare ni kiri«

Die Dichterin Chigetsu-ni nahm als Witwe den Schleier, daher die Anspielung ihres Gedichtes. — Otsuyu erweckt durch sein Epigramm die Vorstellung eines Platzregens. — Josen protestiert gegen die volkstümliche Komödie. — Die Dichterin Shushiki (1665-1728) spricht ein buddhistisches Gefühl aus. — Die Dichterin Sono-Jo (1665 — 1726), Bashos Freundin. Onitsura (1661 — 1738) stand der Schule Bashos fern, wurde aber von dem Meister selber sehr hoch geschätzt.

—

Sampu

Wie warten wohl die Jungen
So lang — der so hoch
Gestiegenen Lerche!

Idsembo

Platzregen da.
Ich fort und wieder da.
Sonne wieder da.

Die Nonne Chigetsu

Aus Gerstenstroh
Dir bau ich ein Häuschen;
Nonnenfrosch!

Otsuyu

Platzregen!
So viel Köpfe, so vielerlei
Dinge auf den Köpfen!

Dichter bis zum 18. Jahrhundert

Josen

Die Blumen klagen:
»Das Gesindel
Kommt zu uns — aus der Komödie!«

Shushiki
(Buddhistisch)

Aus meinem Traum
Erwache ich. — Die Iris
Wird immer blau blühn!

Sonojo

So prunkvoll
Wie niemand! — Und nun,
In Kleidern von Papier!

Onitsura

Nun wieder Sommer.
»Winter ist doch besser.«
So sagt man.

*

Onitsura

Skelette, ausgeputzte,
Betrachten alle
Die Blumen!

*

Dichter vom Ende des 18. Jahrhunderts

Notizen

Kaga no Chiyo (1703 – 1775), die bedeutendste unter einer ganzen Gruppe von Dichterinnen von hohem Rufe — Yokoi Yayu (1703 – 1783) war eine genialische Natur. Das Dichten war ihm so natürlich, daß er behauptete, Kinder sprächen in Versen. Man bedenkt dabei, daß die japanische Dichtung nicht auf Reim noch auf Silbenzählung, sondern nur auf dem Wohllaut der einfachsten Silben beruht. Er war besonders als Improvisator berühmt. Sein mitgeteiltes Gedicht spielt mit dem Blumennamen »Tagesantlitz« (hirugao, Calystegia sepium) für die japanische Winde, die nicht wie »Morgenantlitz« und »Abendantlitz« (Lagenaria vulgaris) vom Tau benetzt werde. — Buson (1716 – 1783) ist der berühmte Landschafts- und Tiermaler von Osaka, dessen Werke in einigen Tempeln erhalten sind. Er soll eines Nachts in sein Haus ein großes Loch gebohrt und das Dach angesteckt haben, um den Effekt: Mondlicht und Feuer, zu studieren. Der so entstandene Brand des Hauses habe dann ein ganzes Stadtviertel niedergelegt. Se non è vero, è mal trovato. In einem der mitgeteilten Gedichte umreißt er den Eindruck zweier von oben gesehener Spaziergänger, in einem andern amüsiert er sich über eine philologische Streitfrage, ob »ume« — »mume« ausgesprochen werde. — Ryota (1719 – 1787) hinterließ an sechzig Bände. — Ranko (1718—1799) spielt hier vielleicht auf das japa-

nische Sprichwort an: »Nicht die Herren Ärzte noch die heißen Quellen von Kusaso können die Liebe teilen.« — Issa (1763 — 1827) ist von ähnlicher buddhistischer Gesinnung wie Basho. Das mitgeteilte Epigramm auf die Sperlingjungen soll er mit fünf Jahren verfaßt haben, was natürlich für die japanische Anekdotensucht bezeichnender ist als für den Dichter. Das zweite Epigramm lehnt die Geschenke eines Daimyo ab, der über eine Million Koku (Natural-) Einkommen besaß. Issa, ein überzeugter Buddhist, tötete kein lebendes Wesen, er eilte jedem Tier, wie er in seinen Gedichten sagt, zur Hilfe.

—

Chiyo

Nun, da sie ruht,
Die Flügel noch zittern
Der zarten Motte.

*

Von Winden
Mein Eimer unbrauchbar.
Wasser darum erbat ich.

*

»Der Kuckuck«
Gesagt — und schon
Der Morgen kam!

*

Wird herbe sie?
Nicht weiß ich's. Die Frucht
Doch hab ich gekostet.

*

(Die Witwe)

Erwach ich, entschlummere ich:
Das Moskitonetz
Wie weit gefaltet!

*

Libellen zu fangen,
Wie bist du so weit, ach,
So weit gegangen.

(Deutsch von Karl Florenz)

Yokoi Yayu

Ach »Morgenschön« (Blume)
Dich netzet nie
Nicht Abendtau, noch Morgentau!

Buson

Die Nachtigall
Und — die Familie
Beim Nachtessen!

*

Vergangenheit:
Hort du aufgespeicherter
Langsamer Tage!

*

Im Lenzregen
Spazieren gehen
Ein Mantel und ein Regenschirm!

*

Die Zwetschken blühn:
Welche nun sind Zwetschken?
Welche sind Zwetschen?

Ryota

Wie hoch der Mond!
Wiedergeboren,
O, würd ich Kiefer am Berge!

Ronko

Nun die Saison:
Und überall
Der Strom heißer Quellen.

Issa

Sperling, verwaister,
Spiele du kindlich
Mit mir!

*

(Einkünfte)

Was sind Koku
Eine Million?
Tau auf Bambus.

*

Armseliger Frosch,
Nichts fürchte! Denn wisse:
Issa ist hier!

*

Das Kyoka und das Kyoku — Das Senyu

Das Kyoka (Tollgedicht) ist eine parodistische Tanka, also ein Fünfzeiler, das Kyoku (Tollverse) nur ein Dreizeiler. Die Anfänge des Kyoka gehen bereits in das 12. Jahrhundert zurück, die Blütezeit ist aber erst das Rokoko, die Hauptmeister Sorori, eine Art Possenreißer des oft genannten (Einigers Japans) Hidejoshi, dann des gelehrten Satirikers Shokusanjin. Das Senyu ist des eigentliche Epigramm Japans.

—

Senyu

(‚Seligen-namen' wurden bei Lebzeiten rot eingeritzt)

Die auf dem Grabstein
Noch rote, trauernde Witwe
Ist schwanger geworden!

Sorori

(Parodie auf das Gedicht auf Seite 102)

Sorori soll von Hideyoshi ein Geschenk von Reis gleich dem »Inhalt eines Sackes« erbeten haben. Er

erschien mit einem ungeheuren Sack, der eine ganze Scheune ausleeren konnte! Wortspiel von Kami gleich Götter und Papier, und Karakure(nai): Purpur und leere Scheune, hier analog wiedergegeben (Mythen und Mieten).

Nie — auch da Götter,
Die »schnellen Gewaltherrn«,
Noch herrschten, zur Mythenzeit —
Nie vernahm man von Säcken,
Die, Mieten leerend, sich füllten!

Shokusanjin

(Motiv)

Siebenfach, achtfach
Im Blütenkreis
Die Goldrose,
Ein Kuß! Ohne Frucht
Bleibt sie leider!

Parodie:

Sieben Stück, acht Stück
(Couleur: Goldrose)
In meiner Tasche das Nasenwischpapier:
Ohne Kurs bleibt es leider!

Ishikawa Gabo

Daß die Dichter nichts können,
Geht noch an. — Man bedenke,
Wenn nun jeglicher Dichterling
An Himmel und Erde rütteln könnte!

Katsube Magao

Nur mit den Fäden
Der Weide, die, nachgiebig,
Dem Winde nicht widersteht,

– Sollte den Sack Geduld
Man nähen!

Anonym

Betrunken, schau ich
Nach dem Kuckuck: Da
Schau! unzählige Monde!

Desgleichen

Im Eingang:

In dieses Haus
Kommen so viel Leute.
Es ist mir zu dumm.

Die Rückseite (für die so Fortgewiesenen):

Die Aufschrift, mein Lieber,
Gilt nicht für dich!

*

Das Haibun (Scherzfabel)

Das Haibun, das heißt Prosakomik, ist gleichfalls von Basho und seiner Schule gepflegt worden. Der bekannteste Autor der Gattung ist aber Yokoi Yagu, von dem man oben ein Haikai kennen gelernt hat. Er ist unter anderm der Verfasser des bekannten »Lob des Sackes«.

—

Ein Gefäß gibt all dem Form, was es enthält (japanisches Sprichwort, siehe u. a. Seite 408). Ein Sack aber ist nicht so eigensinnig, er paßt sich selber an. Ist er voll, so reicht er über die Schultern hinaus, ist er aber leer, so kann man ihn gefaltet in seinen Kimono stecken. Wie muß doch so ein Mehlsack, der weiß was ihm zu tun zukommt, lachen über die Welt im Topfe. (Chinesisches Märchen von der Zauberstadt in einem Kochtopf):

Auf, zum Vollmond! Auf, zu Blumen!
Mein (Ruck-)Sack, der sich frei
Jedesmal wandelt!

—

Die Kyobun

Das Kyobun verhält sich zu dem Kyoka wie das Haibun zu der Haikai. Es ist die volkstümlichere Art, die aber so wie die Haikai von den besten Autoren des Kyoka mit vollem Erfolg gehandhabt wurde. Die besten dieser »komischen Geschichten« finden sich aber wohl in den Romanen. So zum Beispiel das folgende parodistische Stück des berühmten Samba, in Anspielung auf die konfuzianischen »Fünf Kardinaltugenden« (Go-jo).

—

Die »Fünf Tugenden« des Volksbades

Im allgemeinen kann man die Fünf Tugenden des Volksbades so erklären: Es wärmt, es entfernt den Dreck, es heilt Krankheiten und es beseitigt die Müdigkeit: das ist seine »Menschlichkeit«. Man nimmt dem Nächsten den Eimer, dafür übergibt man ihm seinen leeren Eimer, man nimmt nicht zu viele Eimer für sich allein in Beschlag: Das ist seine Gerechtigkeit. Man spricht höflich beim Eintritt: »Verzeihen Sie, mich fröstelt« oder »Bitte wollen Sie mich durchlassen!«, »Lassen Sie sich das warme Wasser recht behagen!«, »Auf Wiedersehn« und ähnliches: Das sind seine guten Sitten. Man reinigt sich mit Reiskleie, mit Seifenpulver, mit Bimsstein: Alles das macht die Weisheit (das Wissen) aus. Beklagt sich jemand, daß das Wasser zu warm sei, so gießt man kaltes zu, und im entgegengesetzten Falle warmes. Auch reibt man sich gegenseitig den Rücken: Das ist die Einfalt. – Da die Volksbäder alle Kardi-

naltugenden aufweisen, kommen ihren Besuchern die Lehren des eckigen Gefäßes (alte sakrale Form) und des runden Eimers zugute: Sie bringen ihnen ins Gedächtnis, daß das Wasser die Gestalt seines Behälters annimmt. Sie lehren also, sich mit aller Welt zu vertragen, dabei aber doch rein zu bleiben wie sogar die Geräte des Volksbades.

—

Das Drama

Außer dem oben genannten »No« für ein mehr auserlesenes Publikum kennt die japanische Literatur auch eine eigentliche Volksbühne. Diese aber entwickelte sich im Gegensatz zu der chinesischen Bühne erst in der Tokugawa-Zeit.

Als Begründerin der Gattung erscheint eine Frau: Okuni, Tänzerin an dem großen, von uns oft genannten Tempel zu Idsumo. Diese entfloh im Jahre 1603 nach Kioto in Gesellschaft eines ehemaligen Samurai, wo sie zunächst in dem ausgetrockneten Bette des Kamoflusses die heiligen Tänze öffentlich aufgeführt haben soll. Danach sammelte sie eine weibliche weltliche Truppe, mit der sie die »Kabuki« (Stücke für Gesang und Tanz) aufführte, in Anlehnung an die No und besonders die »Tollstücke«. Der Name blieb dann dem Volksstücke im allgemeinen. Später tauchte Okuni in Yeddo wieder auf mit einer Truppe von Männern und von der Prostitution nicht weit entfernten Frauen. Das war das sogenannte »Keisei-Kabuki«, das Theater der Kurtisanen. Doch die Regierung des Shogun verbot ganz allgemein das Auftreten von Frauen auf der Bühne. Diese wandelte sich nun in das »Wakashu-Kabuki«, das »Theater der Jünglinge«, dessen Aufführungen jedoch den gleichen Charakter trugen. Die Populari-

tät dieses Theaters stieg von Jahr zu Jahr; seit 1639 gab es Aufführungen im Freien, die sogenannten »Shibai« oder »Szenen auf der Wiese«, welcher Ausdruck später das Theater überhaupt bedeutete. Das Niveau der Stücke und der Aufführungen hob sich langsam im folgenden 18. Jahrhundert zu einer wirklichen Höhe.

Diese spätere Blütezeit geht interessanterweise auf das Puppentheater zurück. Seit längerem wurde die »Geschichte der Joruri, in zwölf Stücken«, ein Kurtisanenstück aus dem 16. Jahrhundert in eigentümlicher Weise vorgetragen von Biwa-Spielern, den Nachfolgern ältrer Rezitatoren. Diese Joruri wurde so häufig vorgetragen, daß der Name allmählich ganz allgemein für jede Rezitation dieser Art galt. Um 1700 vereinigte dann der Jorurirezitator Menukiya Chodsaburo seine Kunst mit dem Marionettenspiel eines gewissen Hikita zu dem »Joruri-Puppenspiel« (Ayatsuri-Joruri), zu dessen frühesten Gönnern der Kaiser selbst zählte. Diese Gattung verdrängte in kurzer Zeit völlig das alte »Kabuki«; in dem »Takemotosaal«, dem 1685 in Osaka eröffneten Marionettentheater des Gitarrensängers Takemoto Gidayu, wurde mit solchem Erfolg gespielt, daß der letztere Personenname Gidayu fortan wie Joruri zugleich Ausdruck für Theater überhaupt ward. Dieser Bühne wurden die Stücke der beiden besten dramatischen Dichter Japans, des Chikamatsu Mondsaemon und des Takedan Idsumo übergeben. Gegen diese Konkurrenz versuchte das Kabuki bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhundert sein Programm literarisch zu verbessern. Es entstanden die Gattungen des »Geschichtsstückes« (Jidai-Mono) und der Sittenkomödie (Sewa-Mono). An Stelle des alten Marionettenspiels mit seiner rezitatorischen Begleitung,

gab es also fortan einen richtigen Bühnendialog, allerdings noch mit Resten von Chor und Orchester. Dieses verbesserte Kabuki wurde dann im einzelnen wiederholt reformiert, so besonders 1847 die Sittenkomödie. In dieser Form hat es sich bis auf den heutigen Tag als eine Art Melodram in den »Kiakuron«, den Rollenbüchern der Schauspieler, erhalten

Von den beiden obengenannten Dichtern seien hier eine Szene und ein Akt mitgeteilt, und zwar von Chikamatsu der Teil eines Joruri, von Takedan ein Kabukiakt aus dem Chushingura, dem berühmtesten Stück Japans.

Chikamatsu

Chikamatsu war der eigentliche Schöpfer des populären Dramas, dessen unerreichter Meister er nach Ansicht der Japaner geblieben ist. Er wurde 1655 in der Provinz Choshu geboren und in verschiedenen vornehmen Häusern Kiotos erzogen; ehe er seine literarische Berufung entdeckte, lebte er wie ein Vagabund. Von 1685 bis zu seinem Tode 1724 hörte er nicht auf, für das Theater zu schreiben, und das mit einer genialen Leichtigkeit. Er war ungeheuer produktiv. Wohl hundert Stücke schrieb er, die meisten in fünf Akten. In dem bekanntesten, »Kokuseny-Kassen« (1715) erzählt er uns von den »Kämpfen des Kokusenya«, eines kühnen Piraten, Sprößlings eines Chinesen und einer Japanerin, der die Holländer von Formosa (1661-1662) verjagte. Später wandte sich der (adlige) Dichter bürgerlichen Stoffen zu, und stellte die Typen der gleichzeitigen Romanliteratur auf seine primitive Bühne. »Yugiri und der brausende Wirbelwind von Awa« ist eine seiner »höfischen Komödien« (Keisei-Kyogen),

die eine so große Rolle in der damaligen Literatur spielten. Yugiri war eine Schönheit, die bereits kurz nach ihrem Tode (1678) Gegenstand eines Schauspieles, verfaßt von dem Schauspieler Sakata Tojuro, wurde. Chikamatsu nahm dies Motiv der niederen Gattung des älteren Kabuki und gestaltete es zu einem poetischen Joruri. Er schilderte die Liebe der Heldin zu einem Haussohne Fujiya Idsaemon. Die Kurtisane wird als Vorbild echter Treue dargestellt. Der »Wirbelwind von Awa« ist ein die Liebenden verfolgender Samurai.

In der hier übertragenen Szene des Stückes findet sich der Held in dem Freudenhaus ein, um dort seine Yugiri immer wieder zu sehen. Die Sprache des Stückes ist eine Art rhythmischer Prosa, deren Pausen wir durch Striche wiedergeben. Bei solchen Aufführungen saß der Rezitator vor einem Pult und bezeichnete diese Pausen durch Fächerschläge. Er sprach mit wechselnder Stimme den ganzen Dialog sowie die verbindende Erzählung. Nur im eigentlichen Puppentheater wurden die einzelnen Rollen für sich aus einer Art Proszeniumloge gesprochen, während Chor und Orchester den musikalischen Teil vortrugen. So sang der Chor – wie bereits im alten No (Yokyoku) – auch alles, was wir heute als »Szenische Bemerkung« wiedergeben würden. Die zweite Person der Szene, Kidsaemon, ist der Besitzer des Hauses.

—

Chor: Zu Ende des Monats Shiwasu (der letzte Monat des Jahres, unmittelbar vor der Neujahrseintreibung aller Schulden). Idsaemon blickt in kläglichem Aufzug in das Yoshidaya (das Freudenhaus). Er fragt:
Idsaemon: Ist Kidsaemon zu Hause? – Kidsaemon!
Kidsaemon!
Chor: Da sagte hochmütigen Tones

Ein Bedienter: — Wer ist der Mensch? — Ist es der Windgott? Ist es eine Scheuche? — Er fragt hochmütig: Ist Kidsaemon zu Hause? — Wie ein Mensch, der Geld hat. — Wie einer, der hundert Geldstücke an einem Abend ausgibt.

Idsaemon: — Hundert Goldstücke sind für mich gar nicht viel — ich will den Kidsaemon sehen, hab' ein Recht darauf.

Der Bediente: — Was wollen Sie wissen? — Ich werde es Ihnen sogleich zeigen. —

Chor: Mit diesen Worten greift er nach einem Besen und bedroht ihn. — Jetzt kommt Kidsaemon herzu.

Kidsaemon: — Was tut ihr, ihr Bedienten? — Wollt ihr nicht höflich sein? — Wer sind Sie, Herr? —

Chor: Er blickt ihm unter seinen großen Hut —

Kidsaemon: Sind Sie nicht Idsaemon? — Freut mich sehr, Sie zu sehen. — Ich hörte schon in Umamachi, daß Sie in Kioto sind. — Frau Yugiri hat Ihnen wiederholt geschrieben. — Sie hat auch zwei-, dreimal Leute zu Ihnen geschickt. — Wir haben just von Ihnen gesprochen. — Bitte, treten Sie hier immer ein! — Wir wollen von den Vorfällen der zwei Jahre uns unterhalten.

Chor: Damit zieht er ihn am Ärmel hinein.

Idsaemon: — Ziehen Sie nicht zu sehr an meinem Papierkleid. — Wenn Sie so zerren, wird es reißen. — Wenn Sie es zu fest halten, wird es gedrückt.

Chor: Damit zieht Idsaemon die Schuhe von den Füßen und betritt das Haus. — Kidsaemon denkt: ob ihm nicht kalt ist? — Darum bringt er ihm ein gefüttertes Kleid aus Seidenkrepp.

Idsaemon: — Ich danke vielmals. — Ich bin die Kälte schon gewohnt. — Und ich kann sie in meinem Papierrock recht gut aushalten. — Aber ich danke Ihnen darum nicht minder. —

Chor: Er tut das Gewand um. Kidsaemon blickt ihn an.
Kidsaemon: Wie hat sich doch alles verändert! Der Herr Idsaemon von Fujiya. — Er müßt' einen Rock von Chinaseide tragen. — Das wäre noch immer kein Luxus. — Und Sie bedanken sich für meinen Rock! — Sie machen mich ganz verlegen.
Idsaemon: — O Kidsa, mich kränkt es gar nicht, daß ich dieses Papiergewand tragen muß. — Auch die Rinder und Pferde können gut — schwere Lasten und und Holzlasten tragen. — Und wenn Hunde und Katzen das täten, wäre es verwunderlich. — So ist es auch mit mir. — Ich in einem Papierkleid. — Ich schleppe eine Schuld von Goldmünzen auf meinem Buckel. — Und das tut mir gar nichts — Idsaemon von Fujiya ist ein Mann dazu. — Seinesgleichen gibt es nicht in ganz Japan. — Mein Leib ist Geld wert. —
Kidsaemon: — Sie sind auch Geld wert. — So bringen Sie mir also Geld! — Es wird uns gut gehen. —
Chor: Er bietet ihm Reiswein an. Seine Frau kommt mit dem Reiswein und den Schalen.
Die Frau: — Herr Idsaemon, wie lange schon hab ich Sie nicht gesehen! — Ich freue mich wirklich über Ihren Besuch. —
Idsaemon: Ihr seid beide zu liebenswürdig. — Doch ihr redet gar nicht von Yugiri. — Man sagte mir, Yuguri sei aus Unruhe über mich — krank geworden. Die Krankheit ist doch nicht ernst. — Sie ist doch nicht gefährlich? — Ach, ist sie vielleicht schon tot. — Der Herbstnebel? (auf japanisch: Yokiri).
Chor: Und Idsaemon trocknet seine Tränen. —
Kidsaemon: Sie haben recht, es war so. — Frau Yugiri war im letzten Herbst wirklich sehr krank, doch geht es ihr jetzt viel besser. — Ein Samurai aus Awa ist vor einigen Tagen gekommen. — Er unterhält sich mit Frau Yugiri hier nebenan.

Chor: Idsaemon ist davon überrascht. —
Idsaemon: — Ist das wirklich wahr? —
Kidsaemon: — Nichts ist gewisser. — Gehen Sie selbst in das Nebenzimmer, — Sie werden sich selbst überzeugen mit eigenen Augen.
Chor: Idsaemon ist in stummer Verzweiflung.
Idsaemon: — Frau Kidsaemon, seit der Himmel steht und die Erde — hat es noch keine getreue Kurtisane gegeben — und noch keinen Phönix. — Nun aber lieb ich die Ungetreue gar nicht mehr. — Allein, jedoch, Sie wissen, ich hab' von ihr einen Sohn. — Einen Knaben, der bald sieben Jahre wird. — Man sagt, sie hätte ihn zu einer Pflegemutter getan. — Und deshalb bin ich heute hier. — Und doch hat sie ihn wohl gar nicht dahin getan. — Gewiß hat sie ihn ermordet, in den Fluß geworfen. — Der Samurai von Awa hier da drin — ist sicherlich mein früherer Nebenbuhler. — Fürwahr, besser kauft man Lumpen ein — als Schwüre einer Kurtisane. — Ich gab ihr soviel Geld. Für Liebesbriefe — hätte ich Lumpen eingekauft. — Für siebenhundert Goldstücke — einen Fuji aus Papier hätte ich aufbauen können. — So netzte ich den Ärmel meines Papiergewands — mit ganz überflüssigen Tränen. — Ich nehme Abschied von euch — solang es noch hält.

—

Nun wird Idsaemon von seinen Wirten zurückgehalten und sieht seine Geliebte wieder. Er läßt sich überzeugen, daß sie ihm treu geblieben ist. Der angebliche Samurai war dessen als Mann verkleidete Gattin. Da diese kinderlos ist und den Sohn Yugiris für gezeugt von ihrem Mann hielt, war sie ihn zu adoptieren gekommen. Alles wird nun zugunsten des Kindes geregelt, und beide Eltern, Idsaemon und Yugiri, treten, um sich nicht von ihm zu tren-

nen, in die Dienste des Samurai. Doch eines Tages ist Idsaemon so unvorsichtig, das Kind über seine Geburt aufzuklären, der Samurai entläßt darauf alle drei, und sie führen wieder ein elendes Leben. Da erkrankt Idsaemons Vater, der den verschwenderischen Sohn enterbt hat, schwer, er läßt die Liebenden rufen und gibt, gerührt von Yugiris schöner Gesinnung, seine Einwilligung zur Ehe. Man bringt das Kind zu ihm und er gewinnt neuen Lebenswillen, wird wieder gesund, und alle leben fortan glücklich in einem auch von dem japanischen Publikum bevorzugten »happy end«.

Takeda Idsumo

Takeda Idsumo (von 1688 bis 1756) war Chikamatsus eigentlicher Nachfolger, den er, wenn nicht an Berühmtheit, so an Begabung ungefähr erreichte. Die Japaner schätzen an Chikamatsu besonders die herrliche Sprache. Idsumo ist ihm jedoch zumeist in der Komposition über. Der blutrünstige, aufregende Charakter des Geschichtsstückes ist aber bei beiden der gleiche, ebenso wie das erotische Niveau ihrer Sittenkomödien. Zu den berühmtesten Stücken Takedas (die er zum Teil zusammen mit Mitarbeitern verfaßte) gehört der »Spiegel der Schönschreibekunst des Suga-wara« (des Michidsane, Seite 105), »Die Dorfschule« (Terakoya) und vor allem Japans Lieblingsdrama» Der Fonds der getreuen Vasallen« (Chushingura). Dies ist die dramatisierte Geschichte der Blutrache der siebenundachtzig Ronin, zu deutsch: Wellenmänner, d. h. deklassierter Ritter ohne Stellung und Einkommen. Solche Katastrophen ereigneten sich vor allem bei der kriegerischen oder strafweisen Auflösung (und eventuellen Konfiskation) eines

Lehns-Verbandes. Dann konnten die Ritter nicht mehr standesgemäß leben, sondern lebten vielfach, wie man etwa im deutschen Mittelalter sagte »aus dem Stegreif« als Räuber oder als Bohemiens in den Städten.

Der »Fonds oder Schatz der getreuen Vasallen« geht auf ein im feudalen Japan hochpopuläres Ereignis vom Jahre 1701 unserer Zeitrechnung zurück, ist aber von dem Dichter aus Gründen der Rücksicht ins Mittelalter zurückverlegt worden. Die für Japan außerordentlich charakteristische Geschichte ist etwa die folgende: Der junge Asano, Herr von Akao, war am Hofe des Shogun mit der Mitwirkung an dem Empfange einer Gesandtschaft des Mikado beauftragt worden; hierbei wurde er von dem vornehmeren Baron Kira aber in seiner Ritterehre so ostentativ und gewalttätig gekränkt, daß er schließlich im Palaste des Shogun selber gegen diesen Vorgesetzten das Schwert ziehen mußte. Für diesen Bruch des Burgfriedens wurde Asano dem Gesetze gemäß zum Tode, d. h. zum ritterlichen Selbstmord, verurteilt, sein Geschlecht für erloschen erklärt, sein Vermögen eingezogen und entsprechend der japanischen Auffassung auch seine Vasallen sämtlich mit Einziehung ihrer Lehen bestraft. Der Baron Oishi, eine Art Haushofmeister des Hingerichteten, verschwor sich darauf heimlich mit 46 getreuen Vasallen zur Blutrache mit Einsetzung des eigenen Lebens. Diese 46 »Ronins« lebten, um ihre Verschwörung vor den Polizeibehörden ganz geheimzuhalten, als einfache Handwerker oder Landstreicher. Oishi, das Haupt der Verschwörung, verstieß Frau und Kinder, heiratete in Kioto eine Prostituierte und führte ein so wüstes, trunkenes Leben, daß, wie wenigstens die Dichtung angibt, seine ehemaligen Standesgenossen

ihn sogar auf der Straße mit Füßen traten. Alles dieses geschah, um die Behörden und den Beleidiger Kira vollkommen in Sicherheit zu wiegen. Im Januar 1703 aber überfielen die Verschworenen während eines schrecklichen Schneesturmes den Baron Kira in seiner Residenz, die sie erstürmten, wobei sie alle männlichen Bewohner niedermachten und den Baron endlich im Herde versteckt fanden. Oishi und seine Mitverschworenen knieten vor ihm nieder als ihrem Vorgesetzten und forderten ihn in aller Form zum Selbstmord, in Sühne des erzwungenen Selbstmordes ihres Lehnsherrn, auf. Kira weigerte sich und Oishi erstach ihn darauf, angeblich mit demselben Schwerte, mit dem sein Lehnsherr sich hatte umbringen müssen. Dann löschten die Verschworenen alle Feuer im Hause, sprachen den Witwen und Waisen Trost zu, und zogen sich mit dem blutigen Haupte Kiras in Ordnung und von der Bevölkerung freundlich aufgenommen zurück. Auch ein Teil des Adels bewirtete sie, die Polizei des Shogun ließ sich nicht blicken. So gelangten die Verschworenen in das Kloster, zur Grabstätte ihres Lehnsherrn, an dessen Toren sie von dem Abt feierlich empfangen wurden. Dort legten sie an der Gruft des Asan das Haupt Kiras als Opfer nieder, brachten die gewöhnlichen anderen Opfer dar und erwarteten, während die Mönche ihre Gebete verrichteten, das zu erwartende Todesurteil aus der Hauptstadt. Einer nach dem anderen verübten sie dann in den umliegenden Schlössern offiziellen Selbstmord, worauf sie rings um die Grabstätte ihres Lehnsherrn bestattet wurden. Zur Ausführung ihrer Blutrache hatten sie einen Fonds sammeln müssen, nach dem Chikamatsus Stück (übrigens nur eine von den vielen Dramatisierungen des Themas) benannt ist. Das Chushingura wird noch

heute als einziges altes Historienstück in seinem ganzen Umfange, nämlich mit zwölf Akten, aufgeführt. Der sechste Akt enthält die Episode des Ronin Kampei, der zunächst von der Verschwörung als ungetreu ausgeschlossen blieb, dafür, daß er während der tragischen Gefängnisszene im Shogun-Schlosse seinem Lehnsherrn, wenn auch ohne bösen Willen, nicht zur Seite gestanden hatte; dann aber wegen seiner in den mitgeteilten Szenen geschilderten wahren Treue ehrenhalber bei seinem Tode in die Liste der Verschwörer, übrigens 46 Ritter und ein Diener, mit aufgenommen wurde.

Wieweit diese gewiß großartige Geschichte historische Wahrheit und wieweit sie ein romantischer Überbau über den einfachen Bericht von einem politisch-wirtschaftlichen Zusammenbruch einer Feudalgruppe ist, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres feststellen. Für die sittlichen und literarischen Ideale Japans bleibt sie unter allen Umständen hochbedeutsam.

Aus dem „Schatz der getreuen Vasallen"

Der Ronin Kampei wird von Mutter und Schwiegermutter auf der Burg seines Schwiegervaters erwartet. Dieser selbst ist ausgegangen, um mit dem Besitzer eines Freudenhauses in Kyoto einen Verkaufsvertrag betreffend seine Tochter abzuschließen. Der Kaufschilling soll in den »Schatz der Getreuen« wandern.

Die Mutter: Ich weiß nicht, wo dein Vater bleibt. Ich bin zu unruhig. Ich bin schon einmal das Dorf zu Ende gelaufen. Auch da ist nicht einmal sein Schatten.
Okaru: Auch ich kann es mir nicht erklären. Ich will nochmals hineilen.

Mutter: Nein, laß das. Eine junge Frau soll nicht allein ausgehen. Und du wolltest doch nicht einmal ins Dorf hinunter, als du noch ganz Kind warst. Man schickte dich an den Hof des Herrn Enya. Du aber hattest immer nur Heimweh nach dem dichtbewachsenen Wall. So mußte man dich zurücknehmen. Jetzt lebst du mit Kampei. Du scheinst ja glücklich.

Okaru: Verwundert dich das, Mütterchen? Ist eine Frau mit dem geliebten Manne, was kümmert sie dann ein verlornes Dorf oder die Armut? Jetzt wird doch bald das Allerseelenfest sein, und ich werde mit Herrn Kampei mir die Tänze ansehen. Du sagtest doch, du hättest schon im Dorfe singen gehört. Sag, erinnerst du dich noch deiner Jugend?

Mutter: Du plauderst so heiter, und doch weiß ich in deinem Herzen ...

Okaru: Nein, nein, für meinen Gemahl in Gionmachi (Dirnenstraße), dazu bin ich jederzeit bereit. Ich bin nur bekümmert, daß ich euch alte Leute in der Not lassen soll. Mein Bruder war arm, doch ein Vasall des Herrn Enya. Ihr könnt keinen Fremden um Beistand bitten.

(Prodit Ichimonjiya mit einer Sänfte)

Ichimonjiya: Wir sind am Ort. Ist Herr Yoichibei im Hause?

Mutter: Ihr müßt von weit kommen. Tochter, bring das Rauchgeschirr und den Tee!

Ichimonjiya: Was ich sagen wollte: Gestern abend hat der Herr Gemahl schwere Not gehabt. Er ist doch glücklich heimgekehrt?

Mutter: Wie das; mein Gemahl ist nicht bei Ihnen?

Ichimonjiya: Merkwürdig. Noch nicht heimgekehrt. Haha! er wird vor dem Tempel des Reisgottes spaziert sein, da wird ihn irgendein Fuchs mit der Perle am Schweif verzaubert haben. — Was ich sagen wollte:

Es bleibt dabei, was ich mit Ihnen abgemacht habe: Eure Tochter wird auf fünf Jahre in Dienst gestellt. Das Entgelt hundert Dukaten. – Wir haben uns die Hände geschüttelt. Der Herr Gemahl sagte: »Ich muß noch heut abend eine Zahlung leisten; fertigt das Papier aus und zahlt mir die hundert Dukaten dafür!« Er bat mich darum unter Tränen. Also hab ich ihm nach dem Vertrag die Hälfte ausbezahlt. Den Rest von fünfzig Dukaten, nicht wahr, soll ich, nach Abmachung, gegen die Dame anfordern. Damit ging er glücklich fort. »Reiset doch nicht bei Nacht mit dem vielen Geld!«, rief ich ihm noch nach. Er aber hörte auf mich nicht. Fort war er. Ich denke, er hat sich gewiß irgendwo unterwegs aufgehalten.

Okaru: Es gibt aber doch keinen Ort, wo er sich hätte aufhalten können.

Mutter: Er mußte sich doch freuen, daß er uns das Geld zeigen könnte. Er mußte doch schleunigst zurückkommen, je eher, je lieber. Ich begreife das gar nicht.

Ichimonjiya: Ob Sie es begreifen oder nicht, das geht mich gar nichts an. Ich nehme die Dame mit mir gegen den Rest der Summe. Hier die restliche Kassa: fünfzig Dukaten. Macht hundert Dukaten im ganzen. Ich händige sie Euch also ein. Bitte sie zu nehmen!

Mutter: Aber, Herr Ichimonjiya, solange der Vater nicht zu Hause ist, kann ich Okaru nicht ausliefern.

Ichimonjiya: Wir vertrödeln die Zeit. Das gibt's nicht. Hier sehen Sie das Siegel Ihres Gatten! Die Person, die ich mit meinem Geld gekauft habe, gehört mir. Jeder Aufschub, auch nur um einen Tag, bedeutet für mich einen Vermögensverlust.

(Er nimmt die junge Frau an der Hand
und will sie fortführen)

Mutter: Einen Augenblick!

(Er drängt die Mutter von sich und stößt Okaru in die Sänfte — Prodit Kampei, ein Gewehr auf der Schulter, in einem Strohmantel, mit einem Binsenhut)
Kampei: Mein Weib, was tust du in der Sänfte? Wohin willst du?
Mutter: O Herr Kampei, Ihr seid im rechten Augenblick nach Haus gekommen.
Kampei: Ihr habt da irgendein Geheimnis miteinander. Meine Mutter, Frau, erkläret mir!
Ichimonjiya: Ihr seid der Gatte meines Dienstmädchens. Hier, bitte, das Siegel des Vaters mit der Bestimmung, daß nicht der Gatte noch sonst irgendein Dritter gegen den Vertrag Einwände machen kann. Also, sowieso. Liefern Sie mir meine Dienerin!
Mutter: O mein Sohn! Ihr wißt es ja nicht. Kürzlich habe ich durch meine Tochter erfahren, daß Ihr Geld braucht; wir hätten es Euch gern gegeben, doch wir haben gar nichts. Da sagte Vater: »Vielleicht denkt er daran, seine Frau zu verkaufen. Und er hat nicht genug Vertrauen zu seinen Schwiegereltern, um es ihnen vorzuschlagen. Es ist besser, Yoichibei verkauft seine Tochter hinter dem Rücken des Sohnes. Im Notfall muß der Samurai ja sogar töten, um Geld zu haben. Wie könnte es da schändlich sein, sein Weib zu verkaufen für den Lehnsherrn!« — So ist er gestern nach Gionmachi gegangen, doch er kommt nicht zurück. Und als wir so in der Unruhe saßen, da kam dieser Herr und erzählte, das halbe Geld habe er schon dem Vater gegeben; für fünfzig Dukaten will er jetzt die Tochter mitnehmen. Ich machte ihm umsonst begreiflich, er müsse doch die Rückkehr des Vaters abwarten. Er will auf mich nicht hören. Er will sie sogleich mitnehmen. Was ist zu tun, Herr Kampei?
Kampei: Bei den Göttern, die Güte meines Vaters ist sehr groß. Unerwarteterweise habe ich da etwas

Besseres. Ich werde es sogleich sagen. – Unter keinen Umständen darf meine Frau vor der Rückkehr des Vaters ausgehändigt werden.

Ichimonjiya: Warum denn nicht?

Kampei: Man muß die Rückkehr des Vaters abwarten. Ich bezweifle allerdings nicht, daß Sie ihm gestern abend die fünfzig Dukaten, also die halbe Summe, gegeben haben.

Ichimonjiya: Nun also! Ich bin Ichimonjiya, in ganz Kioto und Osaka als Besitzer bekannt von so vielen Damen, wie die Fraueninsel hat. Ich bin viel zu stolz, um zu behaupten, ich hätte bezahlt, wenn ich nicht bezahlt habe. Überdies ist hier noch ein Beweis. Als Ihr Herr Vater die fünfzig Dukaten in einem Taschentuch forttragen wollte, warnte ich ihn: »Das ist zu gefährlich. Bindet Euch das um den Hals!« Ich gab ihm einen Geldbeutel aus demselben Stoff und derselben Zeichnung, wie das Kleid hier an meinem Leibe. Er wird bald hier sein mit dem Beutel an seinem Hals. Ist das dann vielleicht ein Beweis?

(Kampei zieht heimlich einen Beutel aus seiner Brust, erschrickt)

Kampei (beiseite): Alles verloren! Es war der Vater!

Okaru: Mein geliebter Gatte, errege dich nicht, aber sprich: Muß ich nun fortgehen oder nicht?

Kampei: Jawohl. Da er das versichert, mußt du fortgehen.

Okaru: Und darf meinen Vater nicht zuvor sehen?

Kampei: Ich habe den Vater noch heute morgen gesehen. Es ist unbestimmt, wann er zurückkommt.

Okaru: Ihr habt den Vater gesehen? Warum sagt Ihr das jetzt erst? Warum ließet Ihr uns in der Unruhe?

Ichimonjiya: Das Sprichwort sagt: »Eh du einen Menschen beschuldigst, untersuche die Sache siebenmal.« Nun habt Ihr also Nachricht von Eurem Vater.

Da können wir beide beruhigt sein. Es ist mir sehr angenehm, daß die Sache so beendigt ist. Okarus Mutter und Gatte, wenn ihr bei Gelegenheit an der Sechsten Straße vorbeikommt, besucht mich bitte! Und Ihr, bitte, jetzt in die Sänfte!

Okaru: Herr Kampei, ich gehe also fort. Ich empfehle Euch meine armen greisen Eltern, besonders den Vater, der so oft krank ist. Sorgt für ihn!

Mutter: Mein Sohn, Ihr wollt gewiß Eurer Frau Lebewohl sagen. Nur, fürchte ich, ihr könntet beide schwach werden.

Okaru: Ich bin ganz schmerzlos. Ich bin ja für meinen Gatten verkauft. Ich gehe ganz froh, Mutter. Nur soll ich gehen, ohne den Vater gesehen zu haben?

Mutter: Dein Vater wird sogleich zurückkommen. Gebrauche recht fleißig die Salbe, damit du nicht krank wirst, und wenn du zurückkehrst, will ich sehen, daß du gut aussiehst! Du hast Taschentücher mit und einen Fächer, alles, was du brauchst, und errege dich nicht! Gib auch acht, daß du nicht hinfällst und dich verletzest! Nun ist es gut. Leb wohl! (Exit Okaru.) Warum bin ich so unglücklich? Meine Tochter ist doch so hübsch wie jede andere?

(Okaru weint in der Sänfte — Exit Ichimonjiya mit den Trägern)

Mutter: Ach, da haben wir schlecht gehandelt. Meine Tochter wird sicherlich unglücklich sein. Doch, mein Sohn, ich selbst, die Mutter, habe alles aufgegeben. Denkt jetzt nicht mehr an Euer Weib! — Doch warum kommt mein Mann nicht? Ihr sagtet doch, Ihr habt ihn noch kürzlich gesehen.

Kampei: Hm, das hab' ich.

Mutter: Wo aber? Wo habt Ihr ihn denn gelassen?

Kampei: Wo ich ihn gelassen habe? — Vielleicht in Toba ... in Fushimi ... Yodo ... oder in Takeda? ...

(Prodeunt drei Jäger mit dem Leichnam eines Greises in einem Strohmantel auf der Schulter)

Der eine Jäger: Da wir in den Bergen streiften nach getanem Werk, haben wir so Euren Gemahl gefunden, ermordet. Wir bringen ihn her.

Mutter: Wer hat das getan? — Mein Sohn, wer hat das getan? Räche du mich! Räche du mich! (Gegen die Leiche gekehrt) Mein Gatte, mein Gatte!

Die Jäger: Meine Dame, es tut uns furchtbar leid. Man muß auf das Bezirksamt gehen, den Mörder ausforschen lassen. (exeunt)

Mutter: Mein Sohn, es scheint mir unmöglich, und doch kann ich Euch nicht begreifen! Gewiß wart Ihr ehemals ein Edelmann, und doch kann ich mir nicht erklären, daß dieser Anblick Eures Vaters Euch nicht berührt! Ihr seid ihm unterwegs begegnet. Ihr habt kein Geld von ihm empfangen? Was sagte er Euch denn, der alte Mann? Sagt es mir wieder! — Wie? Ihr habt mir nichts zu erwidern? Den Beweis halte ich hier in meiner Hand! (Sie zieht den Geldbeutel aus dem Gewande Kampeis) Diese Blutflecken sprechen ihre Sprache! Es ist kein Zweifel! Nur Ihr habt den Vater ermordet!

Kampei: Nein . . . nein . . .

Mutter: Wie, du wagst noch zu lügen? Niemals wirst du dein schwarzes Herz verdecken können. Der »Mann auf hoher Himmelsbahn« bringt alles an den Tag. Was willst du mit diesem Geld, das du deinem Vater räuberisch abgenommen hast? Ich begreife: Du dachtest, Elender, der alte Vater wolle, arm wie er war, das halbe Kaufgeld für sich behalten! Darum hast du ihn bestohlen und ermordet. Bis zur Stunde hatte ich Euch für einen ehrenwerten Mann gehalten; ich habe mich fürchterlich geirrt. Ich komme außer Sinnen! So ein Verworfener! Es stumpft mich

ab, ich kann keine Träne verlieren! (Gegen Yoichibei gewendet) Mein geliebter Yoichibei, du kanntest diesen Sohn nicht, die wilde Bestie. Darum beschlossest du im Herzen, ihn wieder zum Edelmann zu machen. Trotz deines Alters wandertest du in die Hauptstadt durch die Nacht, so sorgsam warst du für ihn. Es war dein Verderb. Der Hund, sagt man, beißt die Hand seines Herrn. (Zu Kampei) Wie war es dir möglich, ihn so tierisch zu ermorden, du Schlangen-Dämon. Gib mir meinen Mann wieder! Bring ihn mir wieder lebendig!

(Sie faßt Kampei am Schopfe und schlägt ihn)

(Prodeunt zwei Edelleute, Goemon und Yagoro, die Hüte tief ins Gesicht gezogen)

Die beiden Edelleute: Ist Herr Hayano Kampei nicht zu Hause? Hara Goemon und Sensaki Yagoro erbitten die Ehre seiner Gegenwart.

Kampei: Guten Tag, ihr Herren, ich bin geehrt durch euren Vorspruch in dieser geringen Hütte.

Goemon: Es ist doch irgend etwas vorgefallen...

Kampei: Nichts. Eine geringe häusliche Angelegenheit. Tretet ruhig ein, bitte!

Die beiden Edelleute: Wir nehmen uns solche Freiheit.

Kampei: Ich bin sehr betrübt, da ich bei dem Großen Anlaß fern von unserem seligen Herrn abwesend war. Ich weiß, für diese Nachlässigkeit gibt es keine Entschuldigung; doch ich bitte um eure gütige Fürsprache, daß man mir verzeihe und daß ich wieder zusammen mit den andern getreuen Dienern an der Feier des Jahrestages unseres seligen Herrn teilnehmen kann. Ich bitte euch innig darum.

Goemon: Obwohl Ihr nur ein armer Junker seid, habt Ihr eine große Summe für die Kosten des Denkmals gezeichnet. Der Yuranosuke spricht Euch seine

Anerkennung aus. Allein, wenn wir Ritter dieses Denkmal zu errichten gedenken, so wollen wir es zu Ehren unseres seligen Herrn tun. Wenn wir das Geld eines Mannes mit verwenden, der gegen ihn so unloyal und gleichgültig gewesen ist, so würden wir den erlauchtesten Geist unseres Herrn in seinem Herzen sicherlich erzürnen. Wir sind deshalb beauftragt, Euch das Geld zurückzustellen. Die Sendung ist nicht eröffnet.

Mutter (in Tränen ausgebrochen): Böser Mensch, erkennst du die Rache des Vaters? — Hört an, ihr Herren, der Vater dieses Elenden, ein hochbetagter Herr, dachte nicht mehr an sich selbst und verkaufte seine eigene Tochter, um diesem Geld zu geben. Er aber lauerte ihm auf dem Heimweg auf, er ermordete und beraubte ihn. Das Geld, auf so schmähliche Weise gewonnen, darf es irgendwie eurem erhabenen Lehnsherrn dienen? Dann wäre es nicht wahr, daß wir immer dem »Mann auf der hohen Himmelsbahn« in den Augen sind. Die Götter und die Boddhisattvas wären taub vor meinen Bitten, wenn sie diesen Räuber, diesen Vatermörder ungestraft ausgehen ließen. Rächet ihr mich mit euern Händen, meine Hand ist zu schwach dazu.

(Sie bricht in Tränen aus. Die beiden Edelleute greifen zu deu Schwertern und treten an Kampei heran)

Yagoro: Kampei, du Mann ohne Herz, wie vermochtest du so, mit dem Blutgeld in der Hand, um Gnade zu bitten? Du bist Vieh in Menschengestalt. Niemals wirst du das Gesetz des Samurai erfassen. Ein Bösewicht, der wie du seinen Schwiegervater getötet hat — das ist seinen Vater selbst — nur in der Absicht, um sein Geld zu rauben, er müßte von der Lanze des Henkers durchstoßen werden.

Goemon: Der Weise der Vorzeit predigt sogar: »Wenn

du durstig bist, darfst du nicht aus der Quelle der Diebe trinken«. Wie konnte das Geld, um das du den Vater erschlagen hast, jemals im Dienst unseres seligen Herrn verwendet werden? Unser Herr Yuranosuke nahm an, daß dein Geld nicht auf ehrlichem Wege erworben sei. Darum nur befahl er, es dir zurückzustellen. Die Kraft seiner Gedanken ist wirklich bewundernswert. Um der Götter willen, wenn das bekannt wird in der Welt, wird es überall heißen, daß Hajano Kampei, ein Lehnsherr des Enya Hangwan, eine schmählich verbotene Handlung begangen hat! Das ist nicht deine Schande allein, das gereicht auch zur Schande unseres seligen Herrn. Hast du das nicht bedacht, du Idiot! Du hattest doch Verstand genug gehabt, dies hier nicht an dich zu nehmen. Welcher Geist ist in dich gefahren?

(Kampei nimmt schnell seinen Dolch
und stößt ihn sich in den Bauch)

Kampei: Verzeiht, ich bitte euch, mein unseliges Abenteuer! Ich beschloß, mir den Leib zu öffnen, wenn ich meine Begnadigung nicht erlangen könnte. Nun aber kann die Ermordung meines Schwiegervaters zur Schande unseres seligen Herrn gereichen. Ich muß mich daher erklären. Seid ihr Herren so gütig, mich anzuhören! Gestern abend, nach meinem Besuch bei Herrn Yagoro, wanderte ich auf einem finstern Waldpfad. Da stieß ich auf einen Eber und erlegte ihn sogleich mit zwei Kugeln. Ich ging heran an das Tier. Als ich hingriff, war es kein Eber. Es war ein reisender Mann. Es war alles zu spät. Ich dachte, er hätte vielleicht Heilmittel bei sich; so suchte ich in seinem Gewande, und zu meiner Überraschung fand ich hier den Beutel mit Geld. Ich sah wohl ein, daß der Erwerb unredlich war, dennoch dacht' ich, er wäre mir vom Himmel geschenkt. Ich

nehme das Geld, ich gehe zu Yagoro und händige es ihm ein. Nach Hause zurückgekehrt, erfuhr ich, daß der Getötete mein Vater war und daß das von mir geraubte Geld das Kaufgeld für mein Weib sei. Also ist alles entgegengesetzt gekommen, wie ich dachte. Nicht anders als die beiden gekreuzten Schnäbel eines Kreuzschnabels. Kampei, du bist auf das gründlichste von dem Waffenglück verlassen! Ihr Herren, habt Mitleid mit mir!

(Er bricht in Tränen aus. Yagoro nähert sich der Leiche und untersucht die Wunde)

Yagoro: Herr Goemon, das seht Ihr, diese Wunde sieht nicht wie eine Kugelwunde aus! Doch ist es eine Säbelwunde. Kampei, du bist zu voreilig gewesen!

(Kampei zeigt durch eine Bewegung sein Erstaunen, ebenso die Mutter)

Goemon: Wirklich, Herr Sensaki, ich erinnere mich, auf unserem Wege haben Sie doch einen Wanderer mit einer Schußwunde gefunden. Wir erkannten in ihm den Sadakuro, den Menschen, der von seinem Vater, dem bekannten Geizhals Ono von Kodoyu, wegen seines Betragens aus dem Hause gejagt wurde. Dann hieß es, der Mensch wäre Straßenräuber geworden. Er muß es gewesen sein, der Kampeis Vater umgebracht hat.

Mutter: Also ein anderer hat meinen Gatten erschlagen. (Gegen Kampei gerichtet) Ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen; als blödes altes Weib hab' ich mich gegen Euch hinreißen lassen. Ich bitt Euch um Verzeihung. Verzeiht mir, Herr Kampei! Scheidet nicht im Zorn gegen mich!

Kampei: Nun gibt es den Verdacht der Mutter und meine Unehre nicht mehr. Ich gehe hin zu meinem Vater. Neben ihm werde ich den »Scheideweg der

Drei Pfade« betreten. Meinen Leib, ich will ihn jetzt öffnen.

Goemon: Halt ein, halt ein! Ohne Vorwissen habt Ihr den Feind Eures Vaters erschlagen. Beweist das nicht, daß Euer Waffenglück noch nicht am Ende ist, daß der göttliche »Bogenschütze« Euch noch gnädig ist? Solange Ihr noch am Leben seid, hat Goemon Euch etwas zu zeigen. (Er nimmt eine Schreibrolle aus dem Kleid, entfaltet sie und liest:) »Jetzo, in Blutrache unseres seligen Herrn an seinem Feind Ko von Mornao, schwören wir einen feierlichen Schwur – unser Urkund dessen haben wir unsere Siegel beigelegt.«

Kampei: Gebt mir noch schleunigst die Namen kund!

Goemon: Die Anzahl der Verschworenen ist fünfundvierzig. – Da wir nun Euer Herz ganz erkannt haben, setze ich Euren Namen hin. Das sind wir nun sechsundvierzig getreue Vasallen. Ich geb Euch das als Geschenk mit auf den »Weg der Finsternis«.

(Er nimmt sein Schreibzeug aus dem Gürtel und fügt den Namen bei)

Goemon: Kampei, setze darunter deinen Namen!

Kampei: Ich danke Euch.

(Er nimmt die Eingeweide aus seinem geöffneten Leibe und siegelt mit seinem Blut)

Kampei: Hier habe ich mein »Blutsiegel« daruntergesetzt. Ich bin Euch unendlich dankbar. Meine Wünsche sind erfüllt. Mutter, klagt nicht! Der Tod meines Vaters, die Knechtschaft meines Weibes, sie werden nicht nutzlos bleiben. Hier, nehmt dieses Geld, gebraucht es zu den Zwecken der Verschworenen!

Mutter: Dieser Beutel enthält das Herz des Herrn Kampei. Nehmt ihn mit Euch auf den Rachezug, als wäre es mein Sohn selber.

Goemon: Ihr habt recht, Mutter. Mit Freuden nehme ich ihn. Ich glaube, das Geld in dem Beutel von Stoff ist der goldenen Buddha, der Euch die Seligkeit spenden wird.

Kampei: Seine Seligkeit, ich verachte sie! – Ich sterbe, aber meine Seele bleibt auf dieser Welt, sie folgt euch zur Rache.

Mutter (in Tränen): Herr Kampei, daß ich meine Tochter nicht mehr verständigen kann! Daß sie nicht die Freude genießt, diesem letzten Augenblick beizuwohnen.

Kampei: Nein, nein, teilt ihr nur den Tod meines Vaters mit! Aber sprecht nicht von dem letzten Augenblick Kampeis! Mein Weib hat sich für ihren Herrn aufgeopfert. Würde sie – weil betrübt – nur ihrem Dienst nicht gerecht werden, so wäre sie pflichtvergessen auch gegen ihn. Sie soll bleiben, wo sie ist. Verständiget sie nicht! – Nun aber habe ich euch nichts mehr zu sagen.

(Er durchbohrt sich aufs neue mit seinem Dolch und stirbt)

Mutter: Ach, mein Sohn ist tot. Gibt es in dieser Welt eine Unglücklichere als ich? Mein Mann ist tot. Mein Sohn, meines Alters Stütze, ist tot. Meine Tochter ist fort von hier. Die alte Mutter, von allen verlassen, was soll sie beginnen? Mein teurer Gatte, mein geliebter Herr Yoichibei, nimm mich mit dir. (Sie bricht in Schluchzen aus) Mein Sohn – ach – nimm deine Mutter mit! (Sie stöhnt)

Goemon: Verehrte unglückliche Dame, Sie haben wohl Anlaß, zu klagen. Allerdings, wenn ich Bericht über den Tod Kampeis an den Herrn Oboshi erstatten werde, wird er Sie stolz und glücklich machen. Hier ist eine Summe von hundert Dukaten für die hunderttägigen Gebete und Opfer für das Seelen-

heil Ihres Gatten und Ihres Sohnes. — Lebt wohl! Betet mit Kraft!

Beide Edelleute: Leben Sie wohl, gnädige Frau! Leben Sie wohl! — Leben Sie wohl!

(Exeunt beide Edelleute weinend)

*

Briefe

Einigen Erfolg haben auch, wie in Europa, Briefsammlungen gehabt, aus denen wir hier zwei Briefe von Hokusai mitteilen (nach der französischen Übersetzung von Gonse). Der erste der beiden Briefe zeigt die Kunst- und Naturauffassung des berühmten Meisters, der zweite, menschlich rührende, ist unmittelbar vor dem Tode des fast neunzigjährigen Hokusai geschrieben. Sie lauten:

—

Seit meinem sechsten Jahre fühlte ich den Drang, die Gestalten der Dinge abzuzeichnen. Gegen fünfzig Jahre alt, habe ich eine Anzahl von Zeichnungen veröffentlicht, aber ich bin unzufrieden mit allem, was ich vor meinem siebzigsten Jahre geschaffen habe. Erst in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren habe ich annähernd die wahre Gestalt und Natur der Vögel, Fische und Pflanzen erfaßt. Folglich werde ich im Alter von achtzig Jahren noch große Fortschritte gemacht haben; mit neunzig Jahren werde ich ins Wesen aller Dinge eindringen; mit hundert Jahren werde ich sicherlich zu einem höheren, unbeschreiblichen Zustand aufgestiegen sein, und habe ich erst hundertzehn Jahre erreicht, so wird alles, jeder Punkt, jede Linie leben. Ich lade diejenigen, welche so lange leben werden wie ich, dazu ein, sich zu überzeugen, ob ich mein Wort halten werde. Geschrieben im Al-

ter von fünfundsiebzig Jahren von mir, weiland Hokusai, jetzt genannt Huakiyo-Roji, der in das Zeichnen vernarrte Greis.«

»Der König Ema (Herrscher der Unterwelt) ist recht alt geworden und bereitet sich vor zum Rücktritt von den Geschäften. Zu diesem Zwecke hat er sich ein hübsches, kleines Landhaus bauen lassen und ersucht mich, hinzukommen, ihm einen Kakemono zu malen. Ich werde also in einigen Tagen abreisen müssen und alsdann meine Zeichnungen mit mir nehmen. An der Ecke der Straße der Unterwelt werde ich mir eine Wohnung mieten, wo ich mich glücklich schätzen werde, Dich zu empfangen, wenn Du Gelegenheit findest, dort vorüberzukommen. Hokusai.«

*

seit 1867

DIESE ÄRA DER »AUFGEKLÄRTEN VERWALtung, mit ihren besonderen politischen Sorgen, hat die Literatur naturgemäß vernachlässigt. Der Inhalt ist wichtiger als die Form geworden, es erscheinen populär-philosophische Werke, allgemeine Geschichtswerke, gelehrte Monographien. Der Roman ist vor allem zu einem Zeit- und Gesellschaftsroman geworden. Die Bühne ist stark konservativ.

Einigermaßen interessant ist das zeitgenössische Denken in Rücksicht auf den außerordentlich praktischen Charakter des japanischen Volkes und in seiner Wirkung auf Staat und Gesellschaft. Belehrende Tendenzen erstrecken sich auf alle Zweige der Verwaltung bis zu den höchsten Stellen. Ähnlich haben auch die Schriftsteller und die Presse mehr das Interesse des Staates im Sinn. Fukudsawa Yukichi (1835 bis 1901), der Gründer einer »Freien Universität«, Pressemann und Verfasser zahlreicher Bücher, darunter des »Seiyo-Jijo«, eines Werkes über Europa, wurde von seinen Anhängern der »Weise von Mita« genannt. Er war ein Denker in der Art der Amerikaner und hatte einen kolossalen Einfluß; seine Lehre kann im Wesen als Utilitarismus bezeichnet werden. Der Rektor der Kaiserlichen Universität Tokio Kato Hiroyuki, Verfasser einer berühmten Essaysammlung, vertrat den Materialismus im Sinne Feuerbachs und Büchners, der in Frankreich ausgebildete Politiker Nakaë Chomin, der Gründer der liberalen Partei Japans, brachte die Gedanken der französischen Schule des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts heim. So übersetzte er beispielsweise Rousseaus »Staatsvertrag«. Bekanntlich haben auch die Gedanken des europäischen Sozialismus in Japan Fuß gefaßt, wenn auch

die angelsächsisch-positivistische Gedankenwelt des Fukudsawa die herrschende moderne Richtung geworden ist.

Auch der Roman der Gegenwart zeigt ähnlich die allgemeinen Einflüsse der gleichzeitigen europäischen Literatur. Vor der Meiji-Epoche waren nur, wie bereits erwähnt, 1584 die Äsopschen Fabeln übersetzt worden, und zwar vermutlich von einem portugiesischen Missionar. Erst 1774 erschien wieder ein europäisches Werk, eine Bearbeitung des Gulliver nach einer holländischen Übersetzung unter dem Titel »Wasobyoe«. Nun aber erschien seit 1879, seit dem ersten englischen Roman, eine ganze Flut deutscher, französischer und russischer Belletristik. Die alte nationale Literatur trieb allerdings noch einige Sprossen, so schrieb vor allem Aeba Koson im Sinne des Klassikers der Groteske Ikku, dessen Themen er einigermaßen vergeistigte. Im Jahre 1885 veröffentlichte Tsubo-uchi Yudso einen Roman aus dem Studentenleben, er trat der noch herrschenden Bakinschen Romantik entgegen und wurde durch die Schlichtheit seiner Darstellung schnell berühmt. Yamada Bimyosai schrieb als Erster in der eigentlichen Umgangssprache, wie nach ihm in vollkommenem Stil Iwaya-Sadsanami seine bekannten Märchen. Am berühmtesten unter den eigentlichen Romanschriftstellern wurden Odsaki-Koyo (1867 bis 1903), ein Nachfolger des Realisten Saikaku, und Koda Rohan, der Vertreter eines mehr romantischen Idealismus. Eine neue Bewegung knüpft vor allem an Tokutomi Kenjiro an (bekannter unter seinem Pseudonym Rokwa [Schilfblüte]), einen allerdings wieder stark europäisch beinflußten Dichter. Am berühmtesten wurde 1903 sein später auch dramatisierter Roman »Hototogisu«, eine Erzählung aus dem chi-

nesischen Kriege. Kurz vorher war auch schon sein »Dämon Gold« für die Bühne bearbeitet worden.

Auf dem Gebiete des Theaters war vor allem die Erhöhung der sozialen Stellung der Schauspieler wichtig, da sie den Besuch des Theaters durch die höheren Stände mit sich brachte. Nachdem zuerst 1876 die europäischen Diplomaten der Eröffnung des neuen Theaters »Shintomidsa« beigewohnt hatten, spielte Ichikawa Danjuro, Japans größter Schauspieler, zum ersten Male im Hause eines Marquis vor dem Mikado selbst. Dabei ist die heutige dramatische Produktion allerdings weder sehr hervorragend noch sehr national zu nennen. Einige Autoren, darunter Fukuchi Genichiro, versuchten allerdings das alte Historienspiel neu zu beleben, doch konnten sie zum Beispiel das oben besprochene alte Chushingura-Spiel nicht aus dem Repertoire verdrängen. Die europäischen Stücke werden gewöhnlich nur umgearbeitet und im Hinblick auf irgend eine Aktualität gegeben. Die neue volkstümliche Richtung des in Europa zusammen mit seiner Gattin Sada-Yakko so berühmt gewordenen Schauspielers Kawakami ist in ihrer Heimat, wenigstens bis vor etwa fünfzehn Jahren nicht durchgedrungen. Großen Beifall hat auch beispielsweise das sentimentale Drama »Takiguchi Nyudo« (»Der Bonze aus Liebe«) des Dichters Takayama Rinijiro erlangt. Proben all dieser europäisch gerichteten Werke erscheinen jedoch in einer Anthologie nationaler japanischer Literatur überflüssig.

Dichtung

Wie die Prosa, so erfuhr natürlich auch die Dichtung den Einfluß der europäischen Kunst. Im Jahre 1882 veröffentlichten die Professoren der Universität Tokio

Toyama Masakadsu, eigentlich Soziologe, nachmals Unterrichtsminister, und Ino-ue Tetsujiro eine »Auswahl von Gedichten im neuen Stil« (Shintaishi-sho), in der Mehrzahl Übersetzungen englischer Gedichte (aber interessanterweise auch eines Gedichtes von Charles d' Orléans) zusammen mit Yatabe Ryokichi. Die nationale Tanka wurde aufgegeben, und in einer Art Nagauta, Strophen von Versen zu abwechselnd fünf und sieben Silben, gedichtet. Vor allem aber wurde die moderne Schriftsprache an Stelle der veralteten klassischen gesetzt. Dieser Versuch mißlang allerdings, vor allem, da die neue Sprache zu sehr mit chinesischen Worten durchsetzt und die Gedichte für den japanischen Geschmack zu lang waren. Auch die zeitgenössische japanische Verskunst ist daher formal die alte Tankakunst geblieben, ihren Gefühlsinhalt hat sie vielfach und übergenug ebenso wie ihre Bilder von den europäischen Romantikern wie Byron, Heine, Musset u. a. übernommen. Der Kaiserhof wie auch die Presse schreiben in alter Tradition auch heute noch dichterische Wettkämpfe aus. Wir veröffentlichen daraus einige preisgekrönte Tankas der Konkurrenz vom Neujahr 1905, während des russischen Krieges, auf das echt japanische Thema: »Neujahrsfreude und Föhre«, zusammen mit einigen Gedichten aus dem russischen Krieg, und einem Gedicht des Mikado Mutsuhito aus dem chinesischen Kriege. Dazu auch noch zwei Scherzgedichte in den alten nationalen Formen (Hoku und Haikai).

Der Mikado Mutsuhito

Auf den chinesischen Krieg von 1895

(Der »gehöhlte Stein«
und das »Gefäß« sprichwörtlich in Japan)

Ein jegliches Mal, wenn ich blättre
In den alten Blättern,
Ein jegliches Mal bedenk ich
Des Landes Wohl, drob ich herrsche.

Schau ich »bis auf die Platte
Von Stein, gehöhlet die Schwelle«
Vom beständigen Regen,
Denk ich: Der Werke schwerstes
Darf denn wer es verlassen?

»Schmiegsam« wie sonst auf Erden
Kein Ding sogar »dem Gefäßbauch«,
Bricht doch das gleiche Wasser
Gewaltig durch alle Felsen!

Selig freilich das Alter,
Des Jahr um Jahr, ruhig gleichweis,
Gradauf-hoch aus den Dächern,
Des Friedens Rauch steigt von dem Fuji!

Und unsre Zeit! die sich rühmte
Allbruderschaft auf vier Meeren,
Nun dennoch (warum nur?) türmten
Ihre Wogen sich vom Sturme!

Meine Söhne, sämtlich,
Nach den Rosenfeldern der Schlachten
Sind sie abmarschiert.
Ach, und allein die Greise
Bestellen die Hänge des Fuji!

*

Ergebenheit du meines Volkes,
Du mein Volk verzehrende
Hekatombe, wohlgefalln wirst du den Göttern
Gewißlich: den »Schnellen Gewaltherren«.

*

Gedicht der Kaiserin

auf den Frieden mit Rußland

Der Demant zwar
Ungeschliffen
Bleibt glanzlos.
So auch des Menschen
Streben allein
Mache ihn offenbar.

Ein Neujahr kam,
Wo die alten Fichten
Feiern: singend
Die neue Zeit, da die Wellen all friedlich,
Rückströmten zu den »Acht Inseln«!

Preisgekrönte Gedichte (1905)

auf das Thema: Neujahr und Föhre

Allerster Sonnenstrahl,
Sei gegrüßt
Dort auf der Föhre,
Wachsend höher
Mit jedem neuen Jahre!

*

Mein Gatte
Zog fort, einberufen
Zum Kriege
— Auf welchen Bergen, in fernem Land
Erscheint ihm der Neujahrs-Morgen?

Gedichte aus dem russischen Kriege

Dank dir Herbstwind!
Von heimischer Stätte
Zuströmst du mir Blüten,
Aufblätternd die Blätter,
Die Düfte in Farben!

*

Wohl blüht hier überall
»Knabenkraut«.
Du bist es nicht, Mutter
Die fern meine Knaben
Kosend kraut.

(Soldatenlieder)

Kamerad, siehst du dort
Den immergrauen
Himmel des Festlands?
Kommt Sturm? Kommt Frost?
Oder kommt Schnee?
Unsre Leichen — wo werden sie liegen?
Auf Korea? Im Mandschuland?
Oder zerstreut auf der Ebene
Sibiriens?

*

So blutentstellte Feindesleichen!
— Weh — und ich denke
Auch ihr habt Eltern,
Feindes Leichen!

Epigramme

Der Minister am kaiserlichen Hof

Baron Kawaguchi, bei seiner Verdrängung 1901

So oder so:
Verjagt man sie, so entfliegt
Die Winter-Fliege!

*

Ein Gelehrter

(bei Abfassung eines umfangreichen Werkes)

Im Frühlingsregen
Eindrang ich in das Dickicht
Und schon — grauer Herbstdunst!

—

AUTORENVERZEICHNIS

Die hier angeführten Namen der altjapanischen Autoren sind die zumeist üblichen. Die einzelnen Werke sind zumeist im folgenden Sachverzeichnis aufgeführt. Vergleiche auch daselbst die Ausführungen über die Rechtschreibung. TD = Tanka-Dichter(in), AR = Autorenregister, SR = Sachregister, HD = Haikai-Dichter, Fuj = ein Fujiwara (SR), s. d. = siehe diese, Min = ein Minamoto (SR).

Aeba Koson, moderner Humorist, 406.
Akadsome Emmon, TD, 122 f.
Akahito (nach 700), mit Hitomaro der berühmteste Hauptdichter nationaler Richtung des Manyoshu (SR), 79 ff.
Akinari, Vorläufer des romantischen Romans. Verfasser der chinesisch beeinflußten 1768 erschienenen Ugetsu Monogatari.
Akisuke, TD, Herausg. d. Sammlung Shikwashu, Fuj, 124.
Asatada, TD, Fuj, Sohn des Sadakata (?), 115.
Asayasu (9. Jahrhundert) TD, Sohn des Yasuhide, 115 f.
Atsutada (bis 943) TD, 115.
Atsutane Hirata (1776-1843), angeblicher Nachkomme des Kaisers Kwammu (SR), letzter Hauptmeister der Japanologen, von der Regierung des Shoguns verbannt, formulierte den staatskirchlichen Neushintoismus, der dann zur Restauration des Mikado führte. Veröff. 1811 das ‚Koshiden', »Erkl. d. alt. Geschichte«, 297, 316 f.
Ayatari, Romancier des 18. Jahrhunderts, ahmte die berühmten chinesischen Romane der Mongolenzeit nach.

—

Bakin Kyokutei. Pseud. von Takidsawa Kai (1767-1848), berühmter Hauptmeister des romantischen Romans, Dichter von größter Fruchtbarkeit, schrieb in kurzen Sätzen an 2000 Hefte reichster Komposition, inhaltlich oft chinesisch. Hauptwerk: der Zyklus »Geschichte der acht Hunde«, im Laufe von 30 Jahren diktiert wegen Erblindung des Dichters. Bearbeitete unter anderem auch das chinesische King Ping Mei (SR), 331 ff.

Basho, Pseudonym von Matsuo, HD (1644-1694), Hauptmeister des Epigramms, hoch gefeiert, Mönch frommer Gesinnung, 362 ff.
Bimyosai, moderner Erzähler, 406.
Buson (1716-1783), Maler und berühmter HD, 373 f.

—

Chigetsu (18. Jahrhundert), HD, Nonne, 371 f.
Chikafasa (1283-1354), ein Minamoto (SR), Verfasser des Geschichtswerkes »Jino shotoki« (SR), legitimistischer Staatsmann von großem Einfluß auf die späteren Japanologen (SR), schrieb auch über Shintoschreine, Ämter, Mythen und so weiter, 254 ff.
Chikamatsu, Pseudonym von Mondsaemon (1633-1724), der »Shakespeare Japans«, Hauptmeister des Theaters; ritterlicher Abkunft, verfaßte gegen 100 Stücke, darunter die berühmten »Liebestodstücke«, als Dramatiker veraltet, 381 ff.
Chisato (9. Jahrhundert), TD, 105.
Chiyo (1703-1775), die berühmteste der HD, 343 f.
Chomei (Kamo), der berühmte Verfasser des Hojoki (SR), aus alter Priesterfamilie, Verwalter des Amts für Dichtung (Waka dokoto, SR) unter Go-Toba (SR), Eremit, von Sanetomo (s. d.) nach Kamakura (SR) berufen, verfaßte auch »Hosshinshu« (Bekehrungsgeschichten berühmter Mönche), »Shiki Monogatari« (von Festen und so weiter), berühmter TD, 229 ff.

—

Doin, Bonze, TD, Fuj, berühmt als Mönch, 125 f.

—

Eikei (10. Jahrhundert), Bonze und Eremit, TD, 115 f.
Ekiken Kaibara (1930-1784), gefeierter neukonfuzianischer (SR) Staatsmann und Ethiker von dauerndem Einfluß, verfaßte über 100 Werke über häusliche und öffentliche Moral, Pädagogik, Hygiene; schrieb »Philo-

sophie des Vergnügens«. Seine Autorschaft an der »Großen Schule der Frauen« bestritten, 296ff.
Etsujin (bis 1702), HD, 364f.

—

Fukayabo, ein Kiyowara (SR), Ahne der Sei Shonagon (AR), 104f.
Fukuchi Genichiro, Dramatiker der Gegenwart, 407.
Fukudsawa Yukichi (1835-1901), der »Weise von Mita«, einflußreicher Publizist des Meiji (SR), Utilitarist, 406.
Fujiwara (SR), das berühmteste Geschlecht Altjapans, brachte zahllose Dichter hervor. Siehe unter anderem: Toshiyuki, Fuyutsagu, Okikadse, Ise, Sadakata, Asatada, Michitoshi, Tadahira, Koretada, Joshitake, Sanekata, Michinobu, Murasaki, Kansesuke, Kiyosuke, Akisuke, Tadamiche, Masatsune, Toshinari, Jetaka, Jien, Sadayori, Mototoshi, Hoshoji, Sanesada, (Go)-Kyogoku, Seigwa.
Fuyutsugu, Fuj, TD, Ahne der Verfasser des Genji (SR), 164.

—

Gyoson (1054-1135), TD, ehemaliger Erzbischof, 123f.
Go-Takudaiji = Sanesada.

—

Haku Rakuten, japanischer Name des berühmten chinesischen Tang-(SR)Dichters Pe Lo Tien, 266.
Hakuseki Arai (1657-1725), Abkomme der Minamoto und mütterlicherseits der Fujiwara (SR), neukonfuzianischer Gelehrter, unter dem Shogun Jenubo von 1709 bis 1713 der faktische Regent Japans, als solcher hervorragend in Finanzen und auswärtiger Politik, verfaßte über 300 Schriften aus allen Wissenszweigen, 296, 307ff.
Henjo (9. Jahrhundert), Bischof, Adelsname: Yoshimine no Munesada, von kaiserlicher Abstammung, Günstling des Kaisers Nimmyo, einer der »Sechs Genien« (Rokasen, SR), 106f.
Hitomaro (um 700), berühmtester nationaljapanischer Dichter des Manyoshu (SR), der Pindar Japans, 80ff.

Hitoshi (10. Jahrhundert), TD, 115.
Hiyeda no Are, tradierte das Kojiki (?), (SR), 36.
Hokusei (1760-1849), der berühmte Maler, Schriftsteller, 403.
Hokushi Tachibana (bis 1718), HD, Schüler d. Basho, 364 f.
Horikawa (12. Jahrhundert), TD, Dame der Kaiserin Taiken, 124 f.
Hoshoji, der Bonze (1096-1164), der Fuj, Tadamichi, vormals Regent, 124 f.

—

Idsembo (18. Jahrh.), berühmter HD von knappster Schlagfertigkeit, bekannt durch ein freigewähltes Bohémienleben, 371 f.
Idsumi Shikibu, Gattin des Statthalters von Idsumi, TD, Verfasserin eines Tagebuchs (SR) v. Provinzhofe J., 122 f.
Ishikawa Gabo (1753-1830), berühmter Kyoka (SR)-Dichter, 376.
Ikku Jippenshu (Pseudonym von Shigeta Sadakadsu), (1765-1831), bürgerlicher Hauptvertreter des humoristischen Genre, das er, zwischen Erzählung und Dialog frei wechselnd, genial beherrschte. Zuvor Holzhändler durch Einheirat, dann in Osaka und Yedo Mitarbeiter an »Kusadsoshi« (SR), verfaßte er von 1811 bis 1830 an dreihundert humoristische Werke. Von sprichwörtlicher Einfachheit in seinem Privatleben. Gegenstand von Künstlerlegenden toller »Streiche«. Hauptwerk Schelmenroman »Hidsakurighe«, mit Bakins »Acht Hunden« zu den »Vier Wunderwerken« der Literatur gezählt. 347 ff.
Ino-ue Tetsujiro, zeitgenössischer Gelehrter, Mitherausgeber der europäisch beeinflußten Shintaishisho (Lieder im neuen Stil) von 1882, 347 ff.
Ise, Dame (um 900), TD, Nebenfrau des Kaisers Udas, 114 f.
Ise Tayu (um 1000), TD, a. Hofe d. Kaiserinwitwe Ito, 123 f.
Issa (1763-1827), HD, von sprichwörtlich buddhistischer Gesinnung und Güte, 374 f.

Impu mon In Tayu (Ende des 12. Jahrh.), TD, am Hof der Kaiserin Impu, 125 f.

—

Jakuren (12. Jahrh.), Bonze, TD. Fuj, 125 f.
Jetaka = Karyu (12. Jahrh.), TD, als »Hitomaro dieser Zeit« bezeichnet, Fuj, 213 f.
Jien (12. Jahrh.), Mönch des Berges Hiei, ehemaliger Metropolit, Sohn des Tadamichi (Hoshoji), AR, Fuj, 126 f.
Jisho (= Selbstverlacher, Pseudonym), (1666-1747), mit Kiseki (AR) Hauptautor des Hachimonjiya-Verlags (SR), für den er Schauspieler- und Dirnenanekdoten und -Novellen verfaßte, typischer Autor für das Publikum der Groß- und Hafenstädte, bekannt als Bohémien, 319.
Josen (Anfang des 18. Jahrh.), HD, 371 f.
Joso (1663-1704), HD, einer der »Zehn Weisen des Hanka«, das ist Schüler des Basho (AR), 364 f.

—

Kada no Adsuma-maro (1668-1736), Shintopriester und Japanologe, gründete gegen die Sinolog. nuniversität von Yedo in Fushimi bei Kio to eine Hochschule für nationale Studien, die allerdings nicht von Bestand war, 297.
Kamakura, Staatsmann von, = Sadaie.
Kamochi Masadsumi (1791-1858), Japanologe, berühmter Erklärer des Manyoshu (SR) von sprichwörtl. Hingabe.
Kanemasa (um 1100), TD, Min, 124 f.
Kanemori (10. Jahrh.), ein Taira (SR), 115.
Kanesuke, TD, Fuj, Vorfahre der Genji-Dichterin, 115 f.
Kanke = Michidsane.
Karyu = Yetaka.
Kato Hiroyuki, Philosoph des Meiji (SR), Materialist, 405.
Katsube Magao (1753-1829), Kyoka-Dichter (SR), 377
Kawara (bis 949), Staatsmann von, der nach seiner Residenz in Kioto genannte Min. no Toro, 106 f.
Keichu (1640-1701), Bonze, einer der frühesten Wagakusha (SR), hervorragender Erklärer des Manyoshu (SR),

das er zum erstenmal seit dem Mittelalter wieder verständlich machte, sowie einiger Monogatari, 297.

Kentoku Ko (bis 972), Dichtername d. Fuj. Koretada, 115 f.

Kenko (= Kaneyoshi), (1283-1350), der berühmte Verfasser des Skizzenbuchs Tsuredsuregusa (SR), Abkömmling der Urabe-Priester (SR), Bonze, Anhänger des legitimen Hofes (s. Nambo-Kuchi, SR), Skeptiker (?), nach chinesischer Art heroisiert zu einem der vier buddhistischen Tempelwächter, als solcher Shi-Teno genannt. Berühmt auch als TD. So dichtete er in der Einsamkeit den Tanka:

Auch hier ist wieder
Die Jammerwelt erschienen,
Ach gäb es doch irgendwo
Ein einsames Bergdorf
Nach meinem Wunsche. Seite 258 ff.

Kibi no Mabi, Erfinder der Katakana-Schrift (?), s. SR unter Schrift.

Kii (um 1100), Dame am Hofe Kais. Horikawa (SR), 124 f.

Kikaku Enomoto (1661-1707), HD, Schüler Bashos und Gründer einer eigenen Richtung, 364 f.

Kintsune (1169-1244), TD, Bonze, ehem. Staatsmann, 213 f.

Kinto (966-1041), TD, Herausgeber des Shuishu (SR), einer der »Vier Räte« (Shinagon, AR) der klassischen Zeit, Vater der Sei Shonagon (AR), 122 f.

Kiseki Ejima (1667-1736), Hauptmeister der erotischen Novellistik, nach Saikwaku (AR) und vor Shunsui (AR), Mitarbeiter des Jisho (AR), wie dieser Bohémien, 319.

Kisen, der Bonze vom Berge Uji, TD, der »Schwierige«, einer der »Sechs Genien« des Kokinshu, 98 f.

Kitamura Kigin (1618-1705), einer der Gründer der Japanologenrichtung (Wagakusha, SR), Kommentator der Genji, der Sei Shonagon usw., 297.

Kiyosuke (2. Hälfte des 12. Jahrh.), TD, Sohn des Akisuke, 125 f.

Kiyowara, literarisch tätiges Adelsgeschlecht, später im Besitz der klassisch-chinesischen Bildung, leitete seinen Ursprung vom Prinzen Toneri (AR) ab. Mitglieder u. a. Fukayubu, Motosuke, Sei Shonagon (AR).
Kobo Daishi (774-834), Heiligenname, eine der populärsten und von der Legende umspielten Gestalten der japanischen Geistesgeschichte von der Art der abendländischen Gerbert oder Albertus, brachte aus China die Shinsekte magischer Richtung heim (s. Sekten, SR), in allen Wissenschaften und Künsten Meister, daher auch als Erfinder der nationalen Schrift Hiragana angesehen (Schrift, SR). Ihm zugeschrieben das Iroha-uta (Silben-Farben-Lied), 135 f.
Koda Rohan (geb. 1867), Romancier von bedeut. Ruf, 406.
Kojima, Bonze vom Hofe des Kaisers Go Daigo (14. Jahrh.), angeblich Verfasser der Chronik Taiheikei, 250.
Koko, Kaiser (885-896), TD, im Ansehen eines Weisen (unter ihm die Einrichtung der Majordomus (Kwambaku, SR) durchgesetzt, 104 f.
Komachi Ono no (834-880), TD, Dichterin, zu den »Sechs Genien« (Rokasen, SR) gezählt, als Schönheit gepriesen, 98 f.
Korenori (11. Jahrh.), TD, 105 f.
Koretada = Kentoku.
Korechika (das ist die Mutter des Korechika (11. Jahrh.) Fuj., Gattin des Regenten Michitaka, 122 f.
Koyo, Odsaki (1867-1903), Romancier der Tradition des Saikaku (AR), 406.
Ko Shikibu = die kleine Shikibu, TD, Tochter der Idsumi Shikibu (AR), 122 f.
Kuronushi ein Ohtomo (AR), TD, der letzte der Rokasen (SR), der Schelm der Legende, 98 f.
Kwoka, das ist Palastdame der Kaiserin-Witwe Kwoka (12. Jahrh.), TD, Fuj, 125 f.
Kyoden Santo (Pseudonym Santo, Bergost; Kyobashi,

Wohnort; Dendso, Name des Dichters), (1767-1848), Hauptmeister des romantischen Romans und Lehrmeister des Bakin (AR), auch Verfasser erotischer Literatur, als solcher mit Arrest und Handschellen bestraft im Verlauf der gegen die Richtung eingeleiteten Verfolgung, persönlich von leichtem Lebenswandel wie die Mehrzahl seiner Kunstgenossen. Bekannt auch als Maler, vor allem Illustrator eigener Werke, 326 f.

Kyogoku (Go-Kyogoku), (Ende des 12. Jahrh.), TD, ehemaliger Kanzler und Regent, Fuj, Stifter der Linie dieses Namens, 126 f.

Kyorai (1643-1703), berühmter HD, einer der »Zehn Weisen des Hanka« (Schüler des Basho), 364.

Kyoroku (1652-1715), berühmter HD, Schüler des Basho (AR), 364 f.

Kyuso Muro (»Taubennest«, Pseudonym von einem Wohnsitz, für Muro Naokiyo), (1658-1734), Neukonfuzianer, Anhänger der Lehre Chu-His (SR), Lehrer dieses Faches in der Residenz, später Minister des Shoguns Yoshimune (SR), erreichte in gelehrter Zurückgezogenheit ein hohes Alter (wie fast alle berühmten Gelehrten dieses Jahrhunderts). Hauptwerk »Die Gespräche vom (Berg) Surugudai«, 297, 310 ff.

—

Mabuchi Kamo (1697-1769) nach Abstammung Shintopriester, Gründer einer Hochschule in Yedo, genannt der »Vater der Japanologie«, ein Romantiker, der in Lebensweise und Hausrat, in Kleidung, Sprache und Handschrift die Alten nachzuahmen strebte (wie etwa der europäische Romantiker und Nazarener des 19. Jahrhunderts), 297, 314 ff.

Masafusa (1040-1111) TD, 124 f.

Masatsune TD, Fuj., Sohn des Toshinari, 126 f.

Mansei = Manshami, Mönchsname des Kaso no Ason Maro (8. Jahrhundert) TD, 243.

Mibu = Tadami.
Michidsane — Sugawara, chinesisch gesprochen Kan-ke, (877-903) TD, eine der bedeutendsten und deutlichsten Gestalten Altjapans, als Dichter und Staatsmann von klassisch-chinesischer Bildung erreichte er unter Kaiser Uda gleichwohl die Emanzipation Japans von dem kulturell und politisch übermächtigen Kontinent, wurde später verbannt. Offenbar als berühmter Kalligraph wegen der damit nach chinesischem Glauben verbundenen Macht über die Geister wurde er deifiziert als Gott der Schreibkunst Teijin Sama, 105f.
Michimasa (11. Jahrhundert) TD, 123f.
Michinobu (10. Jahrhundert) TD, 116f.
Michitsuna, das heißt die Mutter des M. (um 1000), TD, Gattin des Regenten Sesho, 116f.
Minamoto, das 1189 zum Shogunat gelangte Häuptlingsgeschlecht (SR), brachte wie die Fuj. und wie die Taira (SR) zahlreiche Dichter, u. a. Muneyuki, Toru (Kawara), Tsunenobu, Toshiyori, Toshikata, Shunye, den Shogun Sanetomo, Kanemasa, Shigeyuki, Suehiro, Takakuni, Chikafusa (AR).
Mitsune (854?-903) TD, Mitherausgeber des Kokinshu (SR), 99, 104f.
Morotake (1473-1549) HD, vor Basho . . .
Motosuke (10. Jahrhundert) TD, ein Kiyowara, Sammler des Gosenshu (SR), Vater der Sei Shonagon (AR), 115.
Mototoshi TD (um 1100) Fuj, 124f.
Motoyoshi (Ende des 19. Jahrhunderts) TD, Sohn Kaiser Yodseis, 115f.
Murasaki Shikibu (um 1000), Fuj, die hochber. Verfasserin des klassischen Genji-Romans (SR), die berühmteste Dichterin des fernen Ostens, auch TD, 122f, 165ff.
Muneyuki (Anfang des 10. Jahrhunderts) TD, Min. 105f.
Motoori Norinaga (1730-1801) der »Alte vom Glöckchenberg« der bedeutendste der Japanologenschule, von Haus

aus Arzt, wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, Verfasser des maßgebend gebliebenen Kojiki-den, eines 44bändigen Kommentars zum Kojiki (SR), seines Lebenswerkes. Purist und hervorragender Prosaist. Schrieb auch politisch im nationalen Sinne, 297, 314ff.

Mutsuhito, Kaiser von 1867-1912 (Ehrenname Meiji Tenno), als Dichter 408.

—

Nakae Chomin (wirkte von 1880 an) europäisch gerichteter Philosoph und Publizist, Sensualist, übersetzte Rousseaus ‚Gesellschaftsvertrag'.

Narihira (825-880) TD, der populärste der »sechs Genien«, angeblich der Held der Volkserzählungen »Ise Monogatari« (SR), eine legendäre, dem Heros nahestehende Persönlichkeit, der Tannhäuser und der Paris Altjapans, 98f, 151ff.

Nakamoro (8. Jahrhundert) TD, Gesandter in China, 105f. (Gedicht 108 fälschlich unter »Takamura« gedruckt, wie Takamuras Tanka unter »Toshiyuki«.)

Noboyushi, TD, Fuj, 317 f.

Noin, TD, Bonze = Tachimbana no Nagasu, 124f.

—

Okikadse (Anfang des 10. Jahrhunderts) TD, Fuj, 106f.

Okura, Yamanoe no Okura (erste Hälfte des 8. Jahrhunderts) der berühmteste realistische Poet des ‚Manyoshu' (SR) chinesisch gebildet und chinesisch beeinflußt, Hofbeamter, zeitweise nach China gesandt, schrieb auch selbst chinesisch, 80ff.

Onitsura (1661-1738) HD, ein. selbständ. reinen Stils, 371 f.

O(h)tomo, Häuptlingssippe im Besitz des Leibgardenamts, aus der mehrere Dichter im Manyoshu (SR), welche Sammlung aus einer Haussammlung des Ohtomo Yakamochi hervorgegangen sein dürfte. Am bekanntesten Tabibito, Yakamochi, Kuronushi (AR).

Otsuyu (18. Jahrh.) HD, aus der Schule Bashos (AR), 371f.

—

Rai San-yo (1. Hälfte des 19. Jahrhunderts), Geschichtsschreiber in chinesischer Sprache. Verfasser des »Nihon Grai Shi«, des großen offiziellen Geschichtswerkes über die Bürgerkriege (Chin. Geschichtswerk. SR).
Ranko (1728-1799) HD, 373 f.
Ransetsu (1645-1707) HD, Schüler des Basho und Gründer einer eigenen Richtung, 364 f.
Rohan, Koda (geboren 1867), gefeierter Romancier der idealistischen Schule.
Rokasen, die »Sechs Genien« des Kokinshu (SR), 101 f.
Roshi, japanischer Name für Laotse.
Ryodsen (11. Jahrhundert), TD, Bonze, 124 f.
Ryota (1719-1787) HD, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, dem 60 Bände solcher Epigramme zugeschrieben wurden, 373 f.
Ryubai, HD, (Anfang des 18. Jahrhunderts).

—

Sadaie, siehe Teika.
Sadakata (932), gen. der Staatsmann von Sanjo, der Dritten Straße, TD, Minister unter Kaiser Daigo Fuj, Vater des Asatada (AR), 115 f.
Sadayori (11. Jahrh.) TD, Sohn des Kinto (AR) 123 f.
Sadsanami, Iwaya, moderner Märchendichter, 406.
Sagami (11. Jahrh.) TD, Tochter e. Statthalters von S., 123 f.
Saigyo (das ist »Wanderer nach dem Westen«, s. Jo-Do, SR) (1118-1190) Bonze, von ihm die Haussammlung vom Berge (Yamagashu).
Saik(w)aku Ibara (1642-1693) bürgerlicher Dichter aus Osaka, Hauptmeister des von ihm geschaffenen Sittenromans, zuvor berühmt als Hokkudichter (Epigrammatiker), als Künstler und Stilist schöpferisch, von der europäischen Kritik jedoch geringer geschätzt wie die Mehrzahl der zeitgenössischen Literaten, von nicht gerade moralischem Lebenswandel. Hauptwerke: »Wüstling«,

»Eine Dirne«, eines der »Vier Wunderwerke« (s. Bakin, Samba, Ikku) AR, 319 ff.

Sanjō, Kaiser von, 1012-1016, abgesetzt, TD, 124 f.

Sakanue no Koronori = Koronori.

Sakanue no Mochiki (10. Jahrhundert) TD einer der »Fünf Männer der Birnenkammer«, siehe Dichtungsamt (SR).

Samba Shikitei, Ps. v. Kikuhei Taisuke (1775-1822), bedeutendster Humorist nach Ikku (AR), Buchhändler und gelegentlich erfolgreicher Quacksalber (vergleiche Taoismus SR) zuletzt wohlhabend, als junger Mann wegen einer lokalen Satire bestraft, verfaßte Romane und später (angeblich 138) humoristische Bücher, darunter zahlreiche Darstellungen von Typen, einem Lieblingsgenre der zeitgenössischen Literatur. Hauptwerke: »Die Welt in der Badestube«, Die Welt beim Barbier« etc., die zu den »Fünf Wunderwerken« der Literatur gerechnet werden.

Sammi, Daini no S. (11. Jahrhundert) TD, Tochter der Dichterin des Genji-Romans (SR), den sie in dem Sagoromo-monogatari nachahmt, 122 f.

Sampu (1648-1733) HD, von Einigen zu den zehn Schülern des Basho (AR) gerechnet, 371 f.

Sanekata (Ende des 10. Jahrhunderts) TD, Fuj, 116 f.

Sanesada, genannt Go-Tokudaiji als Enkel des Gründers dieses Tempels, im Text irrtümlich angegeben (um 1200), TD, Bonze, 125 f.

Sanetomo (= Staatsmann von Kamakura), um 1200, in K. residierender letzter Sohn des Min. Yoritomo (SR), im Tempel des Hachiman (SR), von einem Mitglied des eigenen Hauses umgebracht, gefeierter Dichter, der im Gegensatz zu der herrschenden Richtung sich mehr an das Manyoshu anlehnte. (SR) 212.

Sanuki (12. Jahrhundert) TD, Min., Dame am Hofe des abgesetzten Kaisers Nijō, lebte zur Zeit der fast völligen Ausrottung der Min. (SR), 126 f.

Sari = Kodsei
Sarumaru (9. Jahrhundert) Tempelvorstand, gefeierter TD, heroisiert, 104 f, (244).
Sato Yoshikiyo = Saigyo
Sei Shonagon (968?–1000) die hochberühmte Verfasserin des Skizzenbuches Makura no Soshi, neben der Dichterin des Genji-Romans die gefeiertste Dichterin der klassischen Zeit, eine Kiyowara (AR), Hofdame der Kaiserin Sadako, der Lieblingsgattin Kaisers Ichijos, die kurz darauf von dem allmächtigen Majordomus Michinaga (siehe SR, Fujiwara und Kwambaku) entfernt wurde worauf Sei ebenfalls den Hof verließ und als Nonne umhergegangen sein soll. Eine der geistvollsten Schriftstellerinnen der We'tliteratur, auch TD, persönlich vielfach angefochten wegen ihrer Satiren und ihres angeblichen »Lebenswandels«, chinesisch gebildet, wie auch aus ihren Werken (insbesondere den Zusammenfassungen von Impress. ersichtlich, 115 f., 123 ff.
Seigwa (1561-1619), ein Fujiwara, gilt als erster Anhänger Chu-his und Begründer der neuen Sinologenrichtung der Kangakusha.
Semimaru (Ende des 9. Jahrhunderts), ein berühmter Fahrender, halb legendär, und als solcher Held ein Volkserzähler des 11. Jahrhunderts (Konjaku Monog., SR), dessen Weisen offenbar von den Minamoto erlernt und so dem Schatz höfischer Kunst überwiesen wurden. (Hiromasa AR), 114, 178, 244.
Shigeyuki (bis 963), TD, Min., 116 f.
Shikibu, vom Zeremoniendienst, Beiname der Dichterinnen Muzasaki, Idsume und deren Tochter (Ko) AR.
Shiko (1665-1731 , HD, einer der »Zehn Weisen des Haikai«, 364 f.
Shitago (10. Jahrhundert), Mitglied der Liederkommission der ‚Birnenkammer', Dichtungsämter (SR).
Shoka (16. Jahrhundert), HD, der älteren Richtung.

Shokusanjin (1749-1823), Pseudonym für Ota Tan, berühmter Kyoka-Dichter, Gelehrter, 376 f.

Shokushi, TD, Tochter des Kaisers Shirikawa SR, (1156 bis 1159), 125 f.

Shonagon (Vier Räte, SR), vier gefeierte Dichter der Heian-Zeit (SR), nämlich Kinto, Tsunenobu, Toshikata und Yukinari (AR), davon zwei Minamoto und zwei Fujiwara.

Shundsei = Toshinari.

Shunsui Tamenaga (1789-1842), Meister des erotischen chinesisch beeinflußten Bordellromans, den er zu einer neuen romantischen Blüte brachte. Wurde 1842 polizeilich schwer bestraft und soll infolge dieser Affäre an Trunksucht zugrunde gegangen sein.

Shunye (12. Jahrhundert), TD, Bonze, Sohn des Min.

Sokan, Yamatsaki (1465-1553), HD, Bonze, berühmter Toshiyori, Enkel des Tsunenobu (AR), 125 f.

Shushiki (1683-1729), HD, Dichterin, 371 f.

Soin (1605-1682), HD der älteren Richtung, 362 f. Schöpfer des buddhistischen Genres (s. Renga SR). 362 f.

Sono-Jo (1665-1726), HD, Dichterin, 371 f.

Sosei (Ende des 9. Jahrhunderts), TD, ein Yoshimine, Sohn des Bischofs Henjo (AR), 106 f.

Sora Kawai (— 1709), HD, Schüler Bashos, 364 f.

Sorai (— 1709) = Soemon, berühmter HD, in seiner Jugend bekannt als Neukonfuzianer und fanatischer Verehrer chinesischer Bildung (bezeichnete sich selbst als »Barbaren aus dem Osten«).

Sorori (= Sachte!) Beiname des Sugimoto Shindsaemon, (um 1600), eines Schwertscheidenfabrikanten, Spaßmachers und Parodisten am Hofe des Diktators Hideyoshi, (SR), Kyoka-Dichter, 376 f.

Sugawara = Michidsane.

Sutoku, Kaiser 1124-1141, TD, abgesetzt (siehe Shirikawa, Hogen SR), 124 f.

Suwo (11. Jahrhundert), TD, Tochter des Taira Tsigunaka, Statthalters der Provinz Suwo. Dame am Hof des Kaisers Go Reidsei, 124f.

–

Ta(bi)bito (8. Jahrhundert) Dichter des ‚Manyoshu' (SR), ein Ohtomo (AR), chinesisch gebildet und beeinflußt, Gegner der Fujiwara (SR), die ihn verbannen ließen.
Tadahira = Teishin Ko.
Tadami (10. Jahrhundert) TD, Sohn des Tadamine, 115 f.
Tadamichi = Hoshoji.
Tadamine, Mibu no (866-965) TD, Mitherausgeber des Kokinshu (SR), Vater des Tadami, 104.
Tadanori (12. Jahrhundert) TD, ein Taira, Ritter und Dichter, übergab angeblich bei der Verfolgung seines Hauses flüchtend dem Sammler Shunsei ein Gedicht, um so ‚anonym' fortzuleben.
Taira, berühmtes Adelsgeschlecht (SR), aus dem einige Dichter, wie Tadanori, Kanemori, hervorgingen.
Takakuni (1004-1077), der »Dainagon von Uji« Min. gilt als Verfasser der „Geschichten von Ehemals", Volkserzählungen (Konjaku Monog. SR), 105f.
Takamura (801-852) TD, auch als Gelehrter bekannt.
Takayama Rinjire (um 1900) Dramatiker europäischer (französischer) Richtung.
Tamba = Tsunenaga Ason.
Tamenari (erste Hälfte des 12. Jahrhunderts) TD, Fuj am Hof des Kaisers Sutoku (AR), später Mönch, angeblich Verfasser des Geschichtswerkes Ohkagami (SR).
Tametoki (10. Jahrhundert) TD, Fuj, Vater der Genjidichterin (SR), Enkel des Kanesuke (AR) und später Nachkomme des Dichters und Sammlers Fuyutsugu (9. Jahrhundert).
Tanehiko (1783-1842) berühmter Meister der belletristischen »Kusadsoshi« (SR), darunter der »Unechten Murasaki« (AR), des bäurischen Genji.

Teika-Sadaie (1161-1241) TD, Fuj, chinesisch gebildet, auch chinesisch Kyogoku Komon »Gelbe Pforte« (Amt) benannt, der lyrische Hauptmeister der Kamakurazeit (SR), Sprachmeister und zugleich Begründer eines Manierismus, den er und seine Nachkommen in drei durch Generationen maßgebenden Dichterschulen in Lehrhäusern und nach Regelbüchern gleich den chinesischen pflegten. Verwalter des »Dichtungsamtes« (Waka dokoro SR) und gleich seinen Nachkommen beauftragt mit kaiserlichen Sammlungen. Sammler oder Kalligraph der heute noch populärsten Anthologie »Hyakunin Isshu« (Einhundert Gedichte), (SR), 212, 227.

Teishin Ko (-Tadahira), (10. Jahrhundert), Fuj, mächtig am Hof des Kaisers Uda, 115 f.

Teishitsu (1610-1673) HD, der älteren Schule, 362 f.

Teitoku (1571-1653) HD, der ersten Richtung, 362 f.

(Go)Toba (Kaiser nom. 1184-1189) TD, 213 f.

Tokutomi Kenjiro (Pseud. Rokwa=Schilfblüte), moderner Romancier der ethischen europäischen Richtung, Verfasser von Romanen aus der zeitgenöss. Geschichte.

Tomonori (zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts) TD, Mitherausgeber des Kokinshu (SR), Neffe des Tsuruyaki, 98f.

Toneri, kaiserlicher Prinz, als Verfasser des chinesisch geschriebenen Geschichtswerks »Nihongi« von 725 (SR) bezeichnet, angeblich Ahne der Kioywara (AR).

Toru-Kawara.

Toshikata (959-1027), TD, Min, einer der 4 Räte (AS), 124 f.

Toshinari (1113-1204), TD = Shunzei, Fuj, Vater des Sadaie (Teika), (SR), dem, wie dessen Nachkommen glaubten, das Geheimnis der Dichtkunst von Tsuruyaki (AR), im Traum offenbart wurde, 125 f.

Toshiyori (nach 100), TD, Min, Sammler des Kinyoshu, Sohn des Tsunenobu (AR), 124 f.

Toshiyuki (um 900), TD, Fuj, 105.

Toyama Masakadsu (geb. 1848), Soziologe und Staatsmann,

versuchte mit einigen anderen Universitätslehrern um 1880 eine europäisch gerichtete Reform der Lyrik.
Tsubo uchi Yudso, moderner Romancier, trat gegen die altnationale Bakinshe-(AR)Richtung auf.
Tsunenobu (1015-1097), TD, Min, einer der »Vier Shinagon« (AR), Vater des Toshiyori (AR), 124 f.
Tsunenaga Tamba no, TD der Kamakura-Zeit (SR), Dichter von niederer Abstammung. (?)
Tsuraki Harumichi no (Anfang des 10. Jahrh.), TD, 105 f.
Tsurayuki Ki no (883[?]-946), TD, der eigentliche Herausgeber des »Kokinshu«, der eifrigste Literat seiner Zeit, chinesisch gebildet und auch chinesisch schreibend, klassisch als TD, national gesinnter Kritiker, Verfasser u. a. des berühmten Reisetagebuchs Tosa Nikki (SR), der späten Heian- und der Kamakura-Zeit legendär als Mittler der nationalen Tradition, 92 ff., 103, 136.

—

Ukon (10. Jahrh. [?]), Dame, TD, 115 f.

—

Vier Räte (Shinagon) s. Shonagon.

—

Yaha (1563-1640), HD, einer der »Zehn Weisen« (Bashoschüler) dieser Gattung, 364 f.
Yakamochi, aus der gens der Otomo (AR), (Anfang des 8. Jahrh. bis 785), einer der Hauptdichter des »Manyoshu« (SR), das vielleicht auf seine »Haussammlung« (SR) zurückgeht, chinesisch gebildet und von den Tang-Dichtern (SR) beeinflußt, in verschiedenen Hofämtern tätig, 81 ff.
Yamabe, Sippe von »Waldhütern« (Grenzwächtern oder Markgrafen [?]), aus dieser u. a.
Yamabe no Akihito = Akihito.
Yama-Kaki, Verb. in chin. Art der Namen der beiden Dichter: Yamahe (=Akahito) und Kakimomoto (=Hitomaro).
Yamanoe = Okura.
Yasuhide (Bunya no), (9. Jahrh.), einer der »Sechs Genien«

(Rokasen, SR), »Gärtner«, d. h. wohl im (Erb-[?])Besitz eines religiös-zeremoniellen Amts am Hofe, Vater des Asayasu (AR).

Yasumaro, Futo no, Redaktor des Kojiki (SR)? 36.

Yayu Yokoi (1703-1783), HD, von unerschöpflichen natürlichen Gaben, berühmt als Improvisator, auch bedeutender Haibun-Dichter (Satiriker), (SR), 373 f., 378 f.

Yodsei, Kaiser, abgesetzt 884 von den Fuj (SR, Kwambaku), TD, 114 f.

Yoshimine no Hironobu = Sodsei.

Yoshimine no Munesada = Henjo.

Yoshinobu (10. Jahrh.), TD, Mitherausg. d. Gosinshu, 116 f.

Yoshitida Sone no (10. Jahrh.), TD, 115 f.

Yoshitake (bis 979), TD, Fuj, 116 f.

Yukihira (9. Jahrh.), TD, Stiefbruder d. Narihira (AR), 105 f.

Yukinari (um 1000), eine der »Vier Shonagone«, Fuj, angeblich Freund der Sei Shonagon (AR) und Empfänger der Tanka auf Seite 123 f.

—

Als Anhang zu diesem Buch
ist besonders erschienen
Paul Adler
Handbuch zur japanischen Literatur
Geheftet M. 5.— · Gebunden M. 7.—

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122885640